

TOBIAS HILL

Roman

VERBORGEN

»Ein wunderbar komponierter Thriller und einer der besten Romane über unser Zeitalter des Terrors.« *The Observer*

C.Bertelsmann

Tobias Hill

Verborgen

Roman

Aus dem Englischen
von Rudolf Hermstein

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »The
Hidden« bei Faber & Faber, London.

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds e.V. gefördert.

1. Auflage
Copyright © 2009 by Tobias Hill

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-641-07261-2

www.cbertelsmann.de
www.randomhouse.de

Ich habe etwas in der inneren Kammer verborgen
Und den Deckel des Sarkophags versiegelt
Und einen Granitblock gegen die Tür gestemmt
Und das Geröll hat sie so vollkommen verdeckt
Dass du, obwohl du täglich darübergehst, nichts
von ihr ahnst.

Anthony Thwaite

Die Macht, uns vor anderen zu verbergen, ist uns gnädig geschenkt, denn Menschen sind wilde Tiere und würden einander ohne diesen Schutz verschlingen.

Henry Ward Beecher

Alles Geheime entartet.

John Dalberg-Acton

I

Aufzeichnungen für eine Doktorarbeit

Die Geschichte, so sagt man, wird von den Siegern geschrieben. In einem Fall ist dieser Gemeinplatz falsch. Die Spartaner waren einst Herren über alles, was sie überblickten, sie herrschten über Griechenland durch Schrecken und Krieg, doch sie vertrauten ihre Macht nicht Geschriebenem an.

Das geschriebene Wort ist uneigennützig. Bereitwillig gibt es seine Geheimnisse preis: Es richtet sich gleichermaßen an Freund und Feind. Die Spartaner überließen deshalb nur wenig seiner Obhut. Sie waren ein verschwiegenes Volk. Sie schrieben wenig, und auch von diesem Wenigen ist nur wenig erhalten. Die Schriften der Spartaner, die uns überliefert sind – Alkmans freudige Mädchenlieder, Lysanders prahlerische Inschriften –, sind nicht die fehlenden Teile des Puzzles, sie sind dessen einzige noch vorhandene Teile; das Puzzle selbst fehlt, und so wurde das Wesen des Puzzles – das Wesen Spartas – an sich zum Rätsel.

Es ist gewagt, über ein so wortkarges Volk fast ausschließlich Mutmaßungen anzustellen. Man könnte (beispielsweise) mutmaßen, dass unsere Ungewissheit den Spartanern Genugtuung bereiten würde, aber selbst darüber gibt es keine Gewissheit. Dass sie der Welt keine Erklärungen hinterlassen haben, würde sie nicht übermäßig bekümmern, denn was die

Welt dachte, hat sie kaum interessiert. Sie waren ein Volk, das vieles tat und wenig sagte, und es wäre ihnen vermutlich angemessen erschienen, nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Taten beurteilt zu werden. Und dass die Geschichtsschreibung über sie auf wenig mehr beruhen würde als auf vagen Vermutungen, ähnlich meinen eigenen hier – dass ihre Geheimnisse gewahrt bleiben würden, auch über die zweieinhalbtausend Jahre hinaus –, das hätte sie vielleicht auch gefreut.

Würde es sie freuen, dass man sich überhaupt an sie erinnert? Wer mit ihnen umging, beschrieb sie als ein stolzes Volk. Niemand gerät gern in Vergessenheit. Die Neugier der Geschichte aber kennt kein Pardon, und Sparta ist so bedeutend, dass für den guten Historiker kein Weg daran vorbeiführt. Was überliefert ist, wird endlos nach dem Gold der Wahrheit abgesucht. Die Motive der Feldherren und Könige werden überprüft und nochmals überprüft, in Zweifel gezogen und zerpfückt. Die spärlichen Funde der Archäologie werden in ihrer Bedeutung überschätzt, zuweilen über jedes Maß hinaus. Und die uns bekannten Taten der Spartaner nehmen das Gewicht von Sagen an, so dass die Mythologie der Stadt heute von größerem Einfluss ist, als es ihre Archäologie vielleicht je sein wird.

Da ist zum Beispiel die Sage von der Schlacht bei den Thermopylen. Sie lautet folgendermaßen:

Vierhundertachtzig Jahre vor Christus zogen die Perser aus, Griechenland zu erobern. Ihr Heer war so groß wie ihr Reich, das sich vom Nil bis zum Indus erstreckte. So unvermeidlich war ihr Sieg, dass sich der Großkönig Xerxes mit seinen Leuten aufmachte, um seine Eroberungen selbst in Augenschein zu nehmen. Und so erdrückend war seine Macht, dass große Teile Hellas', noch ehe er griechischen

Boden betrat, Frieden schlossen und ihm Erde und Wasser darboten, Persiens Symbole der Unterwerfung.

Jene, die Widerstand leisteten, wurden von den Spartanern angeführt. Doch nur wenige wollten von einem Krieg gegen das Reich sprechen, und noch weniger waren bereit, ihren Worten Männer folgen zu lassen. Die Perser waren bereits weit nach Süden vorgedrungen, bis zum Thermopylenpass dreihundert Kilometer vor Sparta, ehe sich ihnen auch nur ein einziger Hellene entgegenstellte.

Die Thermopylen: *Die heißen Tore*. Seinen Namen verdankt der Pass schwefelhaltigen vulkanischen Quellen und drei Engstellen, den Toren. Es war eine tief liegende Straße, im Süden von Felsen überragt, im Norden zum Meer hin offen. Landeinwärts gab es nur endlose Berge, hohe Wälder und Felswände, Land, das für Ziegen taugte, aber für wenig mehr. Die Perser hätten andere Wege nach Süden finden können, hätten sie den Wunsch gehabt, danach zu suchen. Doch sie hatten ihn nicht. Sie brauchten ihn nicht zu haben. Sie wollten durch die Thermopylen, wo ihre Feinde sich gesammelt hatten.

Xerxes' Feinde wurden von Leonidas befehligt, dem König der Spartaner. Er führte fünftausendzweihundert Griechen an, unter ihnen dreihundert Homoioi, jene Spartiaten, die ihr Leben ausschließlich der Übung und Praxis des Krieges widmeten.

Dreihunderttausend Perser standen den Griechen gegenüber. Über den Hellespont und westwärts hatte Xerxes eine noch größere Streitmacht aufmarschieren lassen: Seiner Vorhut folgte ein Heer von achthunderttausend Mann. Der Großkönig sah keine Notwendigkeit, seine volle Million gegen die wenigen an den Thermopylen aufzubieten. Seine Unsterblichen waren ja bei ihm, die zehntausend besten Soldaten seines Reichs.

Xerxes war gnädig. Drei Tage wartete er darauf, dass die Griechen den Pass freigeben würden. Doch sie taten es nicht. Seine Späher berichteten ihm, dass die Fremden eine verfallene Mauer instand setzten, die eines der Tore überspannte. Entgegen aller Wahrscheinlichkeit glaubten die Hellenen, an den Thermopylen Widerstand leisten zu können. Und noch etwas war da, etwas weitaus Verblüffenderes. Unter den Griechen gab es Männer in roten Umhängen, Männer, die sich keineswegs für die Schlacht rüsteten, wie die anderen es taten. Sie machten Leibesübungen. Man sah sie ihr Haar kämmen. Von seinen Kundschaftern erfuhr der Großkönig, dass es Spartaner waren. Sie schmückten ihr Haupt, so die Kundschafter, um sich auf den Tod vorzubereiten.

Als Xerxes dies vernahm, gab er den Befehl zum Angriff. Sein Zelt war im Hochland oberhalb der Thermopylen aufgeschlagen. Dort saß er, um dem Untergang seiner Feinde beizuwohnen.

Die Schlacht bei den Thermopylen währte drei Tage. Am ersten Morgen schickte der Großkönig seine Meder und Kisser aus, mit dem Befehl, die Griechen lebend gefangen zu nehmen. Die Griechen aber drängten die Perser zurück. Am Nachmittag zog Xerxes die regulären Truppen ab und schickte seine Unsterblichen vor. Auch sie wurden zurückgeschlagen. Dreimal sah man den König von seinem Thron aufspringen. Als die Nacht hereinbrach, stand die Mauer der Griechen noch immer.

Der zweite Tag begann, wie der erste geendet hatte. Der Großkönig saß auf seinem Thron und sah seine Männer sterben. Die Thermopylen wurden zum Schauplatz eines Gemetzels. An den Engstellen konnten die Perser ihre Soldaten nicht wirkungsvoll einsetzen. Die Schützen hatten Bogen, die so lang waren wie sie selbst, doch als sie anrückten, lagen die Griechen flach hinter ihrer behelfsmäßigen Mauer. Die persi-

schen Fußtruppen waren wendig und geschickt, aber die Speere der Hellenen flogen weiter. Manchmal griffen die Männer mit den roten Umhängen in den Kampf ein. Manchmal schien es, als brächen ihre Linien, und sie stoben im Schrecken der Schlacht auseinander, um sich dann unvermittelt neu zu formieren – wie Trommelwirbel klang das Aneinanderstoßen ihrer Schilde – und die anstürmenden Perser mit ihren Speeren zu durchbohren.

Es war die Zeit der Sommergewitter. Die Tage waren heiß und unerträglich schwül. Nachts schimmerte der fast volle Mond durch den Regen. Die Perser waren weit weg von daheim. Ihre Haut war schlammverkrustet, ihr Haar verfilzt. Weiß blickten ihre Augen aus den geschwärzten Gesichtern hervor. Die Luft roch nach Urin, Schwefel und Ozon.

Am Nachmittag des zweiten Tages wurde ein Einheimischer zum Großkönig geführt. Er kenne, sagte er, einen Pfad durch die Berge. Über diesen Pfad könne der Großkönig, wenn er es wünsche, Männer ans andere Ende der Thermopylen schicken. Die Griechen würden in der Falle sitzen wie Wachteln im Netz.

Als die Dunkelheit hereinbrach, befahl der Großkönig seinen Unsterblichen, den Bergpfad einzuschlagen. Leonidas wusste von dem Pfad, und da er dessen Entdeckung befürchtete, hatte er tausend Mann zu seiner Bewachung abgestellt. Doch sie konnten der zehnfachen Übermacht nicht standhalten. Sie wichen in die Wälder zurück und sandten ihren Verbündeten die Botschaft, die Thermopylen seien verloren.

Alle, die heimkehren wollten, ließ Leonidas ziehen. Die meisten wünschten sich nichts sehnlicher und brachen, bevor der Feind sie umzingeln konnte, im Schutz der Dunkelheit auf. Die Spartaner aber gaben den Pass nicht preis. Und sie waren nicht die Einzigen. Vierzehnhundert Griechen kämpften unter dem König von Sparta weiter.

Als am dritten Tag der Morgen graute, kamen die Perser erneut von Westen herab. Die Schlacht war schon eine Weile im Gange, da sichteten die Griechen im Osten die Unsterblichen. Sie fanden nun nirgendwo mehr Schutz und zogen sich auf eine kleine Anhöhe zurück. Die meisten ihrer Speere waren bereits zerbrochen. Sie kämpften, bis ihnen die Schwerter aus der Hand geschlagen wurden. König Leonidas fiel. Dreimal brachten sie den Toten in Sicherheit. Sie kämpften mit Dolchen, Händen und Zähnen. Doch die Barbaren begruben sie unter ihren Geschossen. Bis zum letzten Mann wurden sie niedergemacht.

Nach der Schlacht befahl Xerxes, das Schlachtfeld nach dem Leichnam des Königs abzusuchen. Als man ihn fand, ließ er ihn schänden: Der Kopf des Leonidas wurde abgeschlagen und auf einen Pfahl gesteckt. Ohne Bestattung würde seine Seele niemals ins Totenreich eingehen. Dann zog der Großkönig mit seinen Truppen, seinen achtzigtausend Reitern und zwanzigtausend Wagenlenkern weiter ins Innere Griechenlands.

Die Schlacht, für die Sparta am besten in Erinnerung geblieben ist, war kein großartiger Sieg, sie war eine grandiose Niederlage. Und sie ist eines der frühesten Beispiele für die Macht des Märtyrertums. Als sich die Geschichte des Opfergangs bei den Thermopylen herumsprach, fassten die Griechen frischen Mut. Nur wenige ließen Xerxes von Neuem Erde und Wasser überbringen. Stattdessen rückten die Hellenen zusammen. Die persische Invasion ging weiter, und sie war fürchterlich – Athen wurde dem Erdboden gleichgemacht –, aber noch im selben Jahr, in dem die Thermopylen fielen, wurde die persische Flotte zerstört, und ein Jahr nach dem Tod des Leonidas sammelten sich die restlichen griechischen Truppen unter dem Oberbefehl der Spartaner. Bei der

Schlacht von Plataiai stellten sie sich vereint den Persern entgegen und vernichteten sie.

Die Thermopylen. Eine gute Geschichte. Aber nur eine Geschichte. Boten fünftausend Mann dreihunderttausend Soldaten drei Tage lang die Stirn? Sprang der Großkönig dreimal von seinem Thron auf? Vertrieben die Spartaner dreimal die Perser vom Leichnam ihres gefallenen Königs? An all dem ist etwas Wahres, doch es bleibt vage. Herodot von Halikarnassos, der Chronist der Thermopylen, war nicht nur Historiker, sondern auch Geschichtenerzähler. Sein Bericht weist alle Merkmale eines Märchens auf. Wir finden darin nicht die Antworten, die die Geschichte verlangt. Was bewog die Spartaner, so fern der geliebten Heimat zu sterben? Warum gab ihr König sein Leben hin? Worin liegt die Bedeutung, die politische Bedeutung, worin liegt der menschliche Sinn der Inschrift, die sie hinterließen?

*Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten,
Du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.*

Das Sparta der Thermopylen ist uns durch *eine* Geschichte überliefert, nicht durch *die* Geschichte. Ein guter Historiker ist auch Skeptiker. Mit Geschichten kann er sich nicht zufriedengeben. Als einer, der eine Geschichte hört, muss er seinen Unglauben zurückstellen; aber als einer, der die Geschichte studiert, muss er vor allem den Glauben zurückstellen. In der Geschichte von der Schlacht bei den Thermopylen stirbt König Leonidas für die Freiheit Griechenlands. Die Historie aber zeichnet von niemandem ein so klares Bild. *Die reine, einfache Wahrheit*, so sagt man, *ist selten rein und niemals einfach*.

Würde es die Spartaner freuen, dass sie Fiktion geworden sind? Herodots Spartaner sind so radikal, so unergründlich,

dass sie jede menschliche Proportion verlieren; sie werden zu einem einzigen monolithischen Ganzen, ohne Furcht und Hoffnung: Sparta.

So viele Fragen lässt Herodot unbeantwortet. Doch die Spartaner mochten es nun einmal nicht, Rechenschaft über ihr Tun abzulegen. Sie gaben keine Antworten. Sie kannten den Wert der Fiktion. Sie wären zufrieden.

*Mitschrift eines öffentlichen Vortrags,
Cherwell Historical Society,
Ben Mercer, Oxford, 2003.*

II

Metamorphosis

Er reiste am Abend ab und kam vor dem Morgen an. Es war Februar, und Athen war so nass wie jede Stadt im Norden. In jenen ersten Tagen genoss er den Regen. Er fand eine Pension am Lykabettos, den er jeden Tag erklimmte; sein Herz hämmerte während des Anstiegs, nasse Zypressen und Kiefern durchweichten ihn, wenn der Wind in sie hineinfuhr, und die Luft unter den Bäumen war von Harzduft geschwängert.

Doch plötzlich begann ihn das Wetter niederzudrücken. Es erinnerte ihn an Oxford und an alles, was mit Oxford zusammenhing. Es wurde zu einer Bürde, die er von Ort zu Ort schleppte, den Kopf gesenkt, als strafte ihn der Regen.

Denen, die er verließ, hatte er gesagt, es warte Arbeit auf ihn. Drei Monate als Lehrer an einem privaten College. Eine Lüge, um sie zu beruhigen oder um unliebsamen Fragen zuvorzukommen, je nachdem, wem er es sagte. Nur Emine hatte ihm nicht geglaubt.

Sooft es ihm möglich war, verlor er sich im Gehen. Die Stadt hieß ihn nicht willkommen. Im Winter gab es in Athen nur wenige Touristen und nicht genug Arbeit. Die Zeitungen waren voll von schlechten und immer noch schlechteren Nachrichten. In Istanbul beharrte die Front der Vorkämpfer

für den Islamischen Großen Osten darauf, den britischen Generalkonsul getötet zu haben. Die Bauarbeiten für die Olympischen Spiele in Athen hinkten dem Zeitplan acht Monate hinterher, die Kosten waren auf das Vierfache gestiegen, und wer würde am Ende die Zeche zahlen, wenn nicht der kleine Mann? Auf Symi waren drei junge Männer umgekommen, als sie auf einer Hochzeitsfeier mit Dynamit hantierten, das sie aus einer Straßenbauarbeiterhütte gestohlen hatten; die Explosion hatte nichts übrig gelassen, die Leichen waren verdampft. In Lavrio war ein pensionierter General von seiner Yacht gekidnappt worden; das Boot hatte man auf dem Meer treibend gefunden, wie ein aus Seemannsgarn gesponnenes Geisterschiff. Anarchisten hatten Brandbomben auf das Gebäude eines Fährunternehmens in Piräus geworfen, und der Verband der Kioskverkäufer drohte wegen der Lizenzvergabe an albanische Händler mit Streik; Konzessionen hatten bisher nur invalide Kriegsveteranen erhalten, und ihr populäres Anliegen trübte die allgemeine Stimmung mehr als alles andere. Die Stadt war weder gastlich noch ungastlich, sie nahm schlicht keine Notiz von ihm und strahlte eine schimmernde, eilige Kühle aus, die ihn an die schlimmsten Seiten Englands erinnerte. Er saß allein unter dem sparrenlosen Dachvorsprung des Parthenon, der Regen tropfte auf die Stufen, und er dachte daran, was er zurückgelassen hatte.

Er brauchte Arbeit. Er musste unter Menschen sein, musste mit ihnen arbeiten, aber es gab keine Arbeit. Sein Geld ging bereits zur Neige, doch er brauchte nicht so sehr den Lebensunterhalt als vielmehr das Leben selbst. Schon immer war dieser Drang in ihm gewesen. Mit anderen zusammen zu sein, dazugehören. Er war kein Mensch, der für sich allein glücklich sein konnte.

Die Pensionswirtin hob ihm die Stellenanzeigen aus der Zeitung auf. Er fand zwei Angebote, die vielleicht in Frage gekommen wären, wenn auch beide unter seinem Niveau, eine in Piräus, die andere weit außerhalb im industriellen Ballungsraum von Megara. Doch die Stellen waren schon besetzt, als er anrief, und andere waren nicht in Aussicht.

Die Tage waren substanzlos, sie veränderten sich rasch, stets drohte Regen, aber immer wieder brach die Sonne durch und ließ Alleen und Plätze in plötzlicher Klarheit wie verzaubert aufleuchten, so dass er in einer Straße mit geschlossenen Geschäften oder unter struppigen Orangenbäumen abrupt stehen blieb und sich fragte, wie diese Pracht an einem solchen Ort möglich war.

Er träumte von den Frauen in seinem Leben. Sie saßen mit ihm im Flugzeug. Irgendwie – er wusste nicht, wie oder warum – waren sie mitgekommen.

Emine saß am Fenster und blickte zu den Sternen hinaus. Ihre Augen waren nicht ihre, es waren auch gar keine Menschenaugen. Sie waren groß und grausam wie die eines Vogels. Vanessa schlief in Emines Armen. Anfangs wünschte er sich, es wäre Wirklichkeit, trotz dieses unmenschlichen Blicks und obwohl er in irgendeiner Windung seines Gehirns wusste, dass es nicht sein konnte. Dann überschwemmte ihn eine Welle der Klaustrophobie.

»Ihr seid nicht hier«, sagte er zu ihnen. »Ihr solltet nicht bei mir sein. Fahrt nach Hause. Fahrt nach Hause!«

Doch Emine lächelte nur und schüttelte den Kopf, und Nessie wachte auf und fing an zu weinen. Ihre Lippen waren zugenäht. Die losen Fadenenden waren blutverkrustet.

Am Montag, als er in seinem antiquierten Griechisch Röstkastanien zu kaufen versuchte, kamen ihm zwei Studentinnen

aus Korinth zur Hilfe. Bei Kaffee und Zigaretten fragten sie ihn über England aus, zeigten ihm Bilder von London, wie sie es kannten – eine Studentenkneipe, eine regentrübe Döner-reklame –, und als er sagte, dass er Arbeit suche, wollten sie ihm unbedingt helfen.

Mit dem glitzernden Handy eines der Mädchen riefen sie ihren Onkel an, den Inhaber eines Grillrestaurants im Vorort Metamorphosis. Er akzeptierte die Bedingungen unbesehen: Ja, er würde kellnern und Geschirr spülen (ob er spülen könne. Ja, er denke schon), gegen die Trinkgelder und noch etwas obendrauf, plus Unterkunft und Verpflegung. Ob er ein Steak braten könne. Sehr gut. Ben heiße er, nicht wahr? Ein guter biblischer Name. Die Gäste seien ein bisschen ungehobelt diesen Winter, Bauarbeiter aus dem Norden, er solle keine Goldgrube erwarten. Aber sein Griechisch würden sie lustig finden, meinte der Onkel, und als alles geklärt war, wollte er noch einmal seine hübschen Nichten sprechen.

Die Pensionswirtin war enttäuscht von ihm.

»So schwere Arbeit für so zarte Hände.« Sie beugte sich weit über den Empfangstresen und hob die nachgezogenen Brauen, und er sagte, es sei gute Arbeit, nichts, wofür man sich schämen müsse.

Als Abschiedsgeschenk zeichnete sie ihm eine Wegskizze auf die Rückseite eines Wahlflyers. Ein X markierte das Grillrestaurant wie einen vergrabenen Schatz. Er ging zum Syntagma-Platz und bestieg den Bus nach Metamorphosis.

Er war schon dreimal in Athen gewesen, zweimal um einen Vortrag zu halten und einmal zu Ausgrabungen, aber noch nie hatte er sich in die Vororte hinausgewagt. Sie schienen komplett aus Nachkriegsbeton und Glas erbaut zu sein, als sei die Stadt eine reine Erfindung des zwanzigsten Jahrhunderts. Bald schon drohte sich der Motor des Busses zu überhitzen, und der Fahrer stieg aus, um mit dem Schuh die heiße Küh-

lerhaube aufzuhämmern, während die Fahrgäste murmelnd auf ihren Sitzen hin und her rutschten. Die Fenster waren mit Staub- und Sandpartikeln zugesetzt, und als sie weiterfuhren, baute sich Wärme auf, angenehm zunächst, dann immer unangenehmer und schließlich geradezu beängstigend; die Metallrahmen der Sitze wurden so heiß, dass man sie nicht mehr anfassen konnte. Niemand stieg aus, bis sie am Ziel angekommen waren. In Metamorphosis, so schien es, war selbst ein Bus, der fast schon in Flammen stand, besser als gar kein Bus.

Als er einen Straßennamen von seinem Plan sah, stieg er aus. Es gab kaum Wegweiser, und er orientierte sich am Licht. Die höhlenartigen Läden rechts und links – alles Tierhandlungen und Traktorgeschäfte – waren groß genug, um die orangen und grünen Traktoren zu beherbergen, so groß, dass sie das Zwitschern der Kanarienvögel und Nymphensittiche zurückwarfen und vervielfachten, als tobten ganze Vogelschwärme durch die Tiefen der Gebäude.

Er durchquerte einen im Regen menschenleeren Park, nur auf einer Bank neben einem Uhrturm saß eine einzelne Frau, eine Schwarze mit Rastazöpfen, den Kopf in den Händen vergraben. Er erreichte das Restaurant mit einer Stunde Verspätung, und der Besitzer, Herr Adamidis, bedachte ihn mit einem finsternen Blick und schob ihn rasch außer Sicht, ehe die Gäste ihn in Augenschein nehmen konnten.

In dem Zimmer im ersten Stock roch es nach Männern und Kakerlaken. An der Wand neben der Tür gab es ein Waschbecken, einen Spiegel und den Kalender der griechischen Landwirtschaftsbank. In der Ecke stand eine ausrangierte Fritteuse. Auf dem Boden lagen in größtmöglichem Abstand voneinander vier Matratzen, die Laken in unterschiedlichen Stadien der Zerwühltheit, neben einer ein Koffer, neben einer anderen eine Sporttasche. Auf der Matratze am Fenster lag

rauchend ein langgesichtiger Mann. Er sah Ben an, als er hereinkam, und wandte sich dann desinteressiert wieder ab.

»Du kannst schlafen, wo du willst«, sagte Herr Adamidis mit starkem Akzent und zeigte auf den Mann und die Matratzen. »Wertsachen kannst du mir geben. Wenn du dich frisch gemacht hast, komm runter.« Er musterte Ben von Kopf bis Fuß. »Hast du Wertsachen? Gut. Möchtest du was trinken? Wasser?«

»Nein, danke.«

»Okay, schon gut. War nur ein Angebot. Wir sehn uns in einer halben Stunde unten, okay?«

Die Hand schon auf der Türklinke, musterte er Ben noch einmal flüchtig. Er sah aus, als bedauerte er schon, auf seine Nichten gehört zu haben. Fleischgeruch und Gelächter wehten herein, bevor er die Tür hinter sich schloss.

Nur eine der Matratzen war nicht von irgendwelchen persönlichen Habseligkeiten umgeben. Er nahm seinen Rucksack ab und legte ihn hin. Die Bettwäsche schien sauber, aber alles war von einem Geruch nach Schweiß und Insektizid durchtränkt.

Was mache ich hier eigentlich?

Er hatte England mit kaum einem anderen Wunsch verlassen, als einfach nur wegzugehen. Wohin, war ihm mehr oder weniger egal gewesen, Hauptsache, er brachte Raum und Zeit zwischen sich und das Leben, das er irreparabel beschädigt hatte. Er hatte sich für maximal drei Monate von seinen Verpflichtungen freimachen können, und Athen kannte er, Athen war für seine Kollegen und Freunde ein plausibles Reiseziel.

Und nun war er hier. Der Schweiß an seinem Rücken erkaltete. Er zitterte förmlich. Das triste Zimmer störte ihn nicht, aber nun war er zum Stillstand gekommen, und ihm war beklommen zumute. Es beunruhigte ihn, dass er aus seinem alten Leben herausgetreten und dann so schnell hier gelandet

war. In einem Zimmer über einem Grillrestaurant, in den Außenbezirken einer fremden Stadt.

Als hätte er irgendwo den Weg verfehlt. Als wäre er an irgendeiner Ecke in die falsche Straße abgebogen, ohne es zu merken, und steuerte nun auf einen dunklen, unerwarteten Ort zu.

»Ist nicht so schlimm.«

Als er sich umdrehte, sah der Mann ihn an. Er hatte ihn auf Englisch angesprochen. Er nahm seine Zigarette in die linke Hand und streckte ihm die rechte entgegen.

»Kostandin.«

»Ben.«

»Engländer, ja?«

»Woher weißt du das?«

»Du siehst englisch aus.« Kostandin lächelte. Es war ein angenehmes Lächeln, schief und ironisch. »Vielleicht der Boss hat auch gesagt.«

»Wie ist der so?«

»Wie ein Boss. Setz dich, setz dich!«

Er winkte Ben heran, zog seine Beine aus dem Weg und schubste ihm seine Zigarettenpackung über das Laken zu. Seine Augen lagen tief in den dunklen Höhlen.

»Ist meistens in Urlaub. Wenn ist hier, traut niemand.« Er deutete mit dem Kinn auf Bens Rucksack. »Nicht mir, nicht dir, nicht seiner Frau. Nur seinem Sohn. Bei dem du musst aufpassen. Bei mir in Heimat man sagt, *Gib einem Griechen die Hand, dann zähl deine Finger*. Beim Boss du sie zählst, beim Jungen du schaust, ob sie bluten.«

Ben nickte verlegen und suchte nach einer passenden Antwort.

»Wie lange bist du schon hier?«

»Zu lange. Zwei Jahre. Bezahlung ist scheiße, Essen ist gut, Zimmer ... du siehst. Viel Arbeit. Besser, wenn viel zu

tun, dann die Zeit vergeht schneller. Aber der Boss ist okay. Zimmer ist gratis.«

Ben fror noch immer. Seine Sachen waren nass. Die Zigarette des Mannes wärmte ihn.

»Wo kommst du her?«

»Albanien.«

»Apollonia liegt in Albanien.«

Zu Bens Freude wurden die Züge des Mannes weicher, sie nahmen einen unverhofft zärtlichen Ausdruck an, und die Traurigkeit schwand aus ihnen.

»Unsere schöne Römerstadt. Du warst da?«

»Ich hab was drüber gelesen.«

»Warum?«

»Weil ich das mache. Archäologie.«

»Arkeologdschi«, wiederholte Kostandin und nickte. »Ruinen, klar. Wir haben viel Ruinen in Albanien.«

Als Ben seine Zigarette aufgeraucht hatte, erhob er sich, nahm ein Handtuch aus seinem Rucksack und ging zum Waschbecken. Ein grünes Stück Seife lag wie geronnen zwischen den Wasserhähnen. Das Wasser wurde nur langsam warm. Er zog sein Hemd aus, wusch sich Gesicht, Hände und Achselhöhlen und trocknete sich Haar, Kleider und Haut ab.

»Jetzt du machst das nicht. Die Archäologie.«

»Im Moment nicht.«

»Warum dann du kommst?«

»Ich musste irgendwohin.«

»Aber warum Griechenland?«

»Das ist mein Gebiet. Hier kenne ich mich am besten aus.«

»Klar, in Archäologie. Aber England ist altes Land. Buckingham Palace, Windsor Palace. Mach Archäologie in England. Ist besser.«

Er nahm die Seife aus dem Abfluss, legte sie wieder zwischen die Hähne und spülte sich die Hände ab. Der Landwirt-

schaftskalender zeigte Februar. Unter dem Bild stand auf Englisch und Griechisch *Schlachthof Auster GmbH, Kalamata*. Auf dem Foto schnitt eine unendlich gelangweilt wirkende junge Frau ein Schwein vom Rüssel bis zum After auf.

»Warum du bleibst nicht in England?«, beharrte der Mann, und Ben zuckte die Achseln, um nicht gleich antworten zu müssen, die Antwort vielleicht auf später zu verschieben. Seine Nackenhaare stellten sich auf. »Hier du machst Archäologie?«

»Nein. Ich sag doch, ich musste einfach irgendwohin.«

»Was du bist dann, Lehrer? Student?«

»Beides.«

»Du siehst aus wie ein Student. Aber Studenten haben eigenes Zimmer. Vielleicht du bist was anderes.«

Von unten drang lautes Töpfeklappern herauf, und die Stimmen wurden einen Moment lang lauter. Ben zog sein Hemd wieder an. »Vielleicht bin ich so was anderes wie du.«

»Nein.« Kostandin hatte seine Zigarette ebenfalls aufgebraucht. Sein magerer Körper lehnte an der Wand, die Arme ruhten auf den angezogenen Knien, und er sah Ben unverwandt an. »Nicht wie ich. Gar nicht. Du bist was ganz anderes.«

Archäologie. Vom griechischen *archaiologia* – *Erzählungen aus der alten Geschichte*.

Er sah es anders. *Erforschung von Geheimnissen*, das bedeutete es für ihn. Die Art und Weise, wie man die Vergangenheit wieder zusammenfügen konnte, Stück für Stück, durch Einfallsreichtum und rationales Denken. Die Art und Weise, wie man Geschichte freilegen konnte.

Der Tote in der Grabgrube und die Kerbe in seinem Schädel, die Bedeutung seines Schmucks und die Art seiner Opferung, der Pollen im Gift in dem Weinschlauch zu seinen Fü-

Ben... All das konnte man entdecken. Konnte es wiederentdecken. Alles würde am Ende antworten, wenn man wusste, wie man es zu befragen hatte. War man geduldig und hörte zu, dann sprach die Erde selbst.

Er dachte an Nessies Stimme an dem Tag, als er sie verlassen hatte.

Der Morgennebel hatte sich langsam gelichtet. Der Himmel darüber war makellos grau gewesen, als läge Oxford unter einem nördlichen Meer. Vorsichtig wie ein Stalker hatte er auf dem Platz, an dem Foyt wohnte, gehalten und den Motor abgestellt. Zwischen den Kiefern hindurch sah man das Haus. Im Erdgeschoss brannte Licht. Foyts Auto stand noch in der Einfahrt.

Er wollte sie sehen, ein letztes Mal, aber als es so weit war, konnte er Foyt nicht noch einmal gegenüberreten. Wie ein Feigling blieb er im Auto sitzen und wählte auf seinem Handy die Nummer. Die Straßenlaternen, noch auf Winterzeit eingestellt, brannten noch und waren von einem Hof aus erleuchtetem Nebel umgeben. Er wartete und schaute durch die Bäume zum Haus hinüber.

Das Au-pair-Mädchen hob ab, eine unscheinbare Person, deren Namen er immer wieder vergaß. Foyt hatte sie über eine der zahlreichen Oxforder Sprachschulen engagiert.

»Hier ist Ben.«

»Ben?«

»Vanessas Vater. Kann ich sie sprechen?«

Eine Stimme im Hintergrund. Das Mädchen hielt die Sprechmuschel zu, doch er hatte seinen Namen und Foyts Stimme gehört. *Sag ihm...*

Dann sprach wieder das Au-pair-Mädchen. Foyt wollte offenbar nicht mit ihm reden, schickte sie vor.

»Sie können später anrufen? Jetzt sie frühstückt, und dann wir gehen in den Kindergarten...«

»Nur ganz kurz. Oder nein, ich bin hier gleich um die Ecke, ich kann vorbeikommen...«

»Jetzt? Nein, jetzt passt nicht.«

Sunniva, so hieß sie. Sie hatte schon immer einen mürrischen Eindruck auf ihn gemacht, wenn er Ness besuchte, und sie klang auch jetzt verdrossen, als hätte sie den Anruf einer Freundin erwartet und stattdessen einen Werbeanruf in der Leitung.

»Sie können im Kindergarten anrufen?«

»Wie? Nein. Hören Sie, Sunniva...«

»Sunniva.«

»Sag ich doch...«

»Sie fahren weg, ja? In Urlaub. Griechenland. Sagt Emine.«

»Das ist kein Urlaub.«

»Das wird schön für Sie.«

Er schloss die Augen. Dann wallte Zorn in ihm auf, sinnlos und hoffnungslos. Das passierte jetzt oft. Es war, als wären seine Zornreserven in den Monaten seit der Trennung angewachsen. Es war, als hätte er ein ganzes Meer davon in sich, kalt, wogend und unfreundlich. Das machte ihm Angst. Er wurde so schnell wütend, manchmal auf völlig Fremde wie den Albaner Kostandin, öfter aber auf die, die er liebte, am häufigsten auf Emine, so dass er sich selbst, so sehr er sich auch wünschte, sie zu sehen, im Umgang mit ihr nicht mehr trauen konnte. Er hatte schreckliche Träume. Brach ihren Schädel auf und stemmte die Teile auseinander, um herauszufinden, was darin für ihn noch übrig war.

Doch das waren nur Gedanken. Nie hätte er sie angerührt. Obwohl, einmal hatte er es schon getan, wie unter einem Zwang. Und dieses eine Mal war für sie beide mehr als genug gewesen.

»Hallo?«

Die Stimme des Mädchens hatte sich verändert. Sie klang jetzt streng und förmlich, als spräche sie mit einem störrischen Kind.

»Ich möchte mit meiner Tochter sprechen.«

»Wir kommen zu spät in Kindergarten, und sie ist noch nicht angezogen.«

»Ich brauche sie nicht angezogen, ich brauche nur...«

»Wenn Sie wollen, Sie können mit dem Professor sprechen.«

»Um Himmels willen...«

Von irgendwo weiter weg drang verzerrt eine andere Stimme an sein Ohr, hoch und schrill. Ein Seufzen war zu hören, dann das Aufschlagen des Telefons, ein sich nähernder lautstarker Wortwechsel und schließlich heftiges Atmen.

»Daddy.«

»Zwerglein.«

»Ich heiß nicht Zwerglein.«

»Nein? Dann hab ich mich wohl verwählt. Wer spricht denn da?«

»Ich, aber ich heiß nicht Zwerglein.«

Ein Schatten am Küchenfenster. Die Jalousie wurde dunkel, seine Feinde tauchten auf und verschwanden wieder.

»Wie denn dann?«

»Das weißt du doch, du hast doch meinen Namen ausgesucht. «

»Heißt du Nessie?«

»Ja.«

»Hallo, Nessie.«

Bis er ihren Namen ausgesprochen hatte, war bereits all sein Zorn verflogen.

»Daddy, wie alt bist du?«

»Wie alt? Ach, uralt. Warum?«

»Marks Dad ist fünfzig.«

»Welcher Mark?«

»Wir waren doch auf seiner Geburtstagsparty, du Dummi!«

»Ach ja. Ich hab ein Gedächtnis wie ein Sieb. Hast du gut geschlafen? «

»Mhm. Wir frühstücken gerade. Ich und Sinny. So nenne ich Sunniva jetzt, Sinny, das ist ein Spitzname, wie Zwerglein, aber besser.«

»Du klingst gar nicht so, als würdest du was essen.«

»Jetzt gerade nicht. Danach und davor. Warum lachst du?«

»Nur so. Mami sagt, du willst mit mir sprechen? Du willst mich was fragen?«

»... Ja, aber ich hab's vergessen.«

»Ah ja. Also, ich fand's schön gestern. Du auch?«

Keine Antwort. Er hörte sie noch atmen, aber irgendetwas lenkte sie ab. Er verlor sie bereits.

»Hallo? Hallo, Nessie. Ich will mit dir reden. Hallo? Ich will mit dir reden, Nessie.« Er versuchte, ruhig zu bleiben, und plötzlich war sie wieder da, lauter und viel näher als vorher, wie ein Funkspruch, der durch eine Interferenz dringt.

»Daddy, gehst du weg?«

Er hatte es ihr immer wieder gesagt, seit er sich sicher war, dass es sein musste, aber sie schien es nicht zu verstehen. Jetzt bedauerte er fast, dass sie es doch noch begriffen hatte. Er fragte sich, wer es ihr erklärt haben mochte oder ob das Wissen darum die ganze Zeit da gewesen war und nur geschlummert und darauf gewartet hatte, akzeptiert zu werden.

»Gehst du weg?«

»Ja. Ja. Wir haben uns doch gestern verabschiedet. Schon vergessen? «

»Wir verabschieden uns doch immer.«

»Aber gestern war's anders.«

»Das hab ich nicht gemerkt.«

»Es ist nur für eine Weile. Ist das okay?«

»Du sollst nicht weggehen.«

»Ich muss.«

»Warum?«

»Wegen der Arbeit.«

Eine glatte Lüge. War es eine Notlüge? Es war so leicht gewesen, sein Kind anzulügen.

»Wo fährst du hin?«

»In eine Stadt, die Athen heißt.«

»Athen ist ein blöder Name.«

»Es ist ja nur für kurze Zeit, Schatz.«

»Wann kommst du wieder?«

»Im Sommer.«

»Wann ist Sommer?«

»Das weißt du doch. Nach dem Frühling.«

»Ist jetzt Frühling?«

»Fast«, sagte er. »Fast Frühling.«

Kein Laut. Ein Auto fuhr durch das Grau vorbei, dann war es wieder still auf dem Platz.

»Nessie?«

»Okay. Du kannst fahren.«

»Ich bin schneller wieder da, als du denkst.«

»Nein, bist du nicht. Ich geh jetzt.«

»Moment noch ...«

»Ich muss los. Wir haben's eilig.«

»Nessie?«

Aber sein Kind war schon weg, und nur das Mädchen, das er bald wieder vergessen würde, kam noch einmal ans Telefon und sagte Auf Wiedersehen.

Sie waren zu neunt in dem Grillrestaurant. Die Rangniedrigsten waren Modest und Florent, zwei albanische Brüder, die in diesem Winter über die Grenze gekommen waren. Dann folgten aufgrund ihrer kulinarischen Fähigkeiten und ihres Alters

Kostandin und Ben. Am Wochenende kellnerten manchmal Herrn Adamidis' Nichten, um ihr Taschengeld aufzubessern. Adamidis und seine Frau behielten alle im Auge; gemeinsam führten sie das Restaurant seit achtunddreißig Jahren. Die Krone vom Ganzen aber war ihr Sohn Nikos, der Chef der Grillrestaurantkette.

Kostandin hatte sich Adamidis' Vertrauen erworben, mehr, als er zugeben wollte. Die Besitzer waren oft unterwegs, geschäftlich oder zum Vergnügen, und dann wurde die Leitung des Betriebs Kostandin übertragen. Er kochte nicht nur, er eilte auch nach vorn, um Gäste zu begrüßen, mit ihnen zu plaudern und dem einen oder anderen ein Glas Drei-Sterne-Weinbrand zu spendieren, wenn zu erwarten war, dass diese Geste später Früchte tragen würde. Die Küchenarbeit und der Großteil der Bedienung blieben, ob Adamidis da war oder nicht, Ben und den albanischen Brüdern überlassen.

Es herrschte immer viel Betrieb. Das Restaurant füllte sich mittags mit Bauarbeitern und noch einmal spät abends mit Paaren, die nach einem Ecktisch Ausschau hielten, mit trübsinnigen Handlungsreisenden, die zu ihrer einsamen Mahlzeit Zigaretten rauchten, Studenten der nahe gelegenen Hochschule und gelegentlich einer Familie mit Kindern, die Adamidis mit Sirupfrüchten und Pepsi verwöhnte. Ausländer kamen selten nach Metamorphosis, aber das Grillrestaurant brauchte sie auch nicht.

Es war Knochenarbeit. Ben hatte den Job nur auf Zeit angenommen, als Notlösung, aber so fühlte er sich nicht an. Schon am Ende des ersten Abends hatte er Schrammen und Brandwunden an Händen und Unterarmen. Die Verbrennungen kribbelten und schmerzten, als hätte sich etwas Lebendiges unter den Blasen eingenistet, und sie heilten nur langsam

und unvollständig. Sie hatten eine Hartnäckigkeit an sich, die ihn beunruhigte.

Dann war da noch der Geruch. Kaum hatte er den Fuß in das Restaurant gesetzt, waren dessen Gerüche in seine Kleider und in ihn selbst hineingekrochen – Salmiakgeist, gebratenes Fleisch, rohes Fleisch –, und selbst an seinen freien Vormittagen, wenn er las oder im Park spazieren ging, haftete etwas wie Hunger an der Peripherie seines Bewusstseins.

Er war nicht immer unglücklich. Es war schwere Arbeit für zarte Hände, aber er wusste, er würde sie überstehen. Er verstand genug von Scham, um sich ihrer nicht zu schämen. Wenn er den unersättlichen Appetit der Gäste sah und das Essen, das als Abfall in die Küche zurückging, widerte ihn das Restaurant an, und auch wenn er sich nicht dort aufhielt, hasste er die Stumpfsinnigkeit der Arbeit. Manchmal aber war es anders. Die Schichten waren mörderisch, doch sie hatten einen Rhythmus, in dem er sich gefangen sah, wenn er am wenigsten daran dachte, es gab regelmäßige Abläufe, die seine ganze Aufmerksamkeit erforderten, er brauchte das Gespür eines Tänzers für alle, die um ihn herum waren, er musste Rudelverhalten an den Tag legen; er wendete Fleisch, erteilte Anweisungen, nahm Anweisungen entgegen, und wenn er aufsah, stellte er überrascht fest, dass Stunden vergangen waren und die Sonne draußen schon in der Abenddämmerung versunken war.

Mit anderen zusammen sein. Dazugehören.

Am deutlichsten war das, wenn im Restaurant die größte Hektik herrschte, wenn die Hitze und die zermürbende Nervosität in der Küche kaum noch auszuhalten waren. Dann trat er aus diesem Backofen in die Kühle und die gedämpfte Geräuschkulisse des Gastraums, ohne jedoch in der kurzen Zeit Linderung zu erfahren. Kostandin hatte recht gehabt: Die Arbeit fraß die Zeit auf. Sie verschlang nicht nur Stunden, sie

verschläng ganze Tage – wenn man es zuließ, vielleicht sogar Jahre –, und eines Morgens, als er in der Neun-Uhr-Stille erwachte, blieb er reglos liegen, zählte die Tage und stellte fest, dass er bereits seit zwei Wochen in Athen war. Sein Geburtstag war vor zwei Tagen sang- und klanglos verstrichen. Er war fünfundzwanzig geworden, ohne es zu merken.

Wieder träumte er von seiner Frau und seinem Kind. Sie sahen genauso aus wie beim ersten Mal, erstarrt, als warteten sie in einem angehaltenen Film auf ihn. Im Fenster hinter ihnen blinkten die Sterne. Gemeinsam flogen sie durchs Dunkel ins Dunkel.

Wie falsch es gewesen war, sie zu verlassen. Seine Träume offenbarten es als den Fehler, der es war. Er hätte nie aus Oxford weggehen dürfen. Er hatte zu schnell aufgegeben, so viel er und Emine auch falsch gemacht hatten, so viel Unrecht er ihnen auch angetan hatte.

Nessies Gesicht war tränennass. Der Faden in ihren Lippen löste sich. Ihr Mund bewegte sich, suchte sich von seinen Fesseln zu befreien.

Er sah sie an und schüttelte seinen Traumkopf. Seine Tochter wollte ihm etwas sagen. Sie lag da wie immer, wenn sie schlief, eine Hand in ihrem Haar vergraben. Der Arm ihrer Mutter hielt sie von ihm fern. Er beugte sich zu ihr hinab, um ihre Worte zu verstehen. Die groben Fäden streiften sein Ohr. Ihre Hand kroch wie schuttsuchend in seine.

Du hast nichts falsch gemacht, Ben. Du hast uns nicht verlassen. Irgendwann wirst du's tun, sagte sie, aber es war nicht ihre Stimme. *Aber nicht jetzt.*

Er begann die Zeit in Arbeitsschichten zu messen. Seine Welt verengte sich auf die des Kochens und Kellnerns. Auf den erhöhten Teil und die tückische Stufe. Das Aufflammen von

Fett. Das Brutzeln und Spritzen von Fleisch. Die ölvergoldeten Stahltöpfe. Den Fisch so grün wie Seladon, so matt glänzend wie Blei, so rosa wie aufgeschürfte Haut. Das seltene Lachen der Albaner. Das Vier-Liter-Gurkenglas, das im Küchenhof zerbrach, die Essiggurken, die in der Sonne schrumpften, so dass sie aussahen wie tote Eidechsen. Die ordentlichen Schalottenbündel. Weiße Fliesen mit Hühnerblut in den Fugen. Die Ausgüsse voller Innereien. Die grölenden Betrunkenen auf der Straße draußen, denen die ganze dunkle Nacht offenstand.

Als Ben in dem Grillrestaurant anfang, war Nikos gerade mit Freunden zum Skilaufen in den Bergen gewesen. Er lernte ihn erst später kennen. Sein Vater war ein beliebter Mann, auf den alten Fotos über dem Tresen noch auf träge Weise kampflustig, jetzt aber milder und nach Jahrzehnten im Geschäft fett geworden. Nikos war anders. Er war intelligent und hatte als Erster in der Familie eine Spitzenuniversität besucht. Seine Augen waren ständig in Bewegung, nie verweilten sie länger auf einem Punkt. Er war gertenschlank. Er trank nicht. Er liebte Haschisch, wie Ben feststellte, und Sex, sofern man seinen Worten glauben konnte. Manchmal kam er mit einem Mädchen im Schlepptau ins Restaurant, doch er behandelte sie unfreundlich und mit einer Kälte, die Ben abstieß; seine Cousinen Demi und Chara beachtete er kaum. Er trainierte im Fitnessstudio eines internationalen Hotels nahe dem Syntagma-Platz, wo er Ausländerinnen kennenlernen konnte. Muskeln waren an ihm nicht einmal ansatzweise zu erkennen. Kostandin meinte jedoch, er sei kräftiger, als er aussehe, und es klang so, als wüsste er, wovon er redete.

Einmal zeigte der Albaner Ben, wie man Tintenfische ausnimmt – man zieht den Schulp aus dem weichen Körper wie eine Glasfeder aus einem Tintenfass –, und erzählte ihm dabei

von Nikos. Mit siebzehn war der Junge mit Freunden zu einem Fußballspiel gegangen und anschließend in eine Schlägerei mit drei Engländern verwickelt worden. Er selbst war unverletzt geblieben, aber ein Freund hatte eine Schnittwunde an der Hand davongetragen, die genäht werden musste.

Irgendwie fand Nikos heraus, wo die Männer wohnten. Am Abend ging er allein zu ihrem Hotel. Die Männer saßen im Restaurant, natürlich (so Kostandin) sturzbetrunken. Nikos trat an ihren Tisch und gratulierte ihnen zum Sieg ihrer Mannschaft. Er nahm ein Paar Motorradhandschuhe aus der Tasche, die er dabei hatte, und streifte sie, noch immer lächelnd, über. Dann griff er erneut in die Tasche und zog eine Motorradkette daraus hervor. Damit schlug er auf den Mann ein, der ihm am nächsten saß. Bei dem Versuch, sich zu schützen, wurde dem Mann die Hand halb abgetrennt. Er wäre fast verblutet.

Mehrere Leute waren nötig, um Nikos von ihm wegzuzerren. Der Engländer strengte eine Zivilklage gegen ihn an, doch die Familie Adamidis regelte die Sache außergerichtlich. Nikos kam eine Woche vor seinem achtzehnten Geburtstag aus dem Gefängnis frei, ein mustergültiger Ersttäter, wegen guter Führung vorzeitig entlassen.

Im Sommer durchstreifte er nach eigener Darstellung die Stadt, um Touristinnen aufzureißen, die angeblich immer scharf darauf waren, rittlings auf seiner Honda und dann auf ihm selbst zu sitzen. Im Winter aber war die Ausbeute mager. Meist kehrte er noch vor Mitternacht bleich und missgelaunt nach Metamorphosis zurück, aß eine Kleinigkeit, starrte die ausländischen Arbeitskräfte seines Vaters an und unterhielt sich manchmal mit ihnen.

»Du bist also Engländer?«

»Ja.«

»Ich mag Engländer.«

»So?«

»Ja. Weißt du, was deine Großväter für meine Großmütter getan haben?«

Samstagabend, zehn vor neun. Kurz vor dem abendlichen Ansturm. Nikos lungerte an der Tür zum Hof herum. Er rauchte – Hasch, immer Hasch, nie Tabak – und hielt den Joint in die klare Abendluft. Auf dem Gelände des Restaurants tat er das nur, wenn seine Eltern nicht da waren. Hin und wieder unterstrich er seine Worte, indem er mit dem Joint in die Küche zeigte, auf das Personal oder auch auf die immaterielle Kraft seiner eigenen Worte, und das durchdringende Aroma blieb in der Luft hängen und vermischte sich mit den Küchengerüchen.

»Das weißt du nicht? Ihr Engländer seid schon komisch. Vergesst ständig eure eigene Vergangenheit. Ihr habt uns doch von den Nazis befreit! Ihr und die Amerikaner. Ist das nicht toll? Da denkst du doch sicher, ich bin euch dankbar.«

»Ja, klar.«

Besser, man spricht nicht zu viel mit Leuten wie Nikos. Besser, man hört nicht so genau hin und redet selbst weniger.

»Aber ich sag dir, ich bin nicht dankbar. Meine Großmutter ist dankbar – da hast du deine Dankbarkeit. Aber meine Großmutter ist Bäuerin. Ich selber, ich hab mich mit unserer Geschichte befasst. Ich weiß, was die Engländer *erstens* für mein Land getan und *zweitens* meinem Land angetan haben. Erst habt ihr uns geholfen, dann wolltet ihr uns kontrollieren. Ich will ja nicht unhöflich sein, aber wir sind hier unter Männern, da kann ich Klartext reden. Ihr habt uns gesagt, wir sollen uns vorbeugen und es nehmen wie Transen. Ihr seid zu kapitalistischen Einmischern geworden und dann zu arschkriechenden Kriegsverbrechern, nicht besser als die Amerikaner. Ja, klar, ihr habt unsere Dankbarkeit verdient, aber

dann habt ihr sie verschleudert, als gäb's davon unbegrenzte Mengen. Wie heißt es in dem Song von den Guns N' Roses? *Nothing lasts forever*. Stimmt doch, oder? Ihr tut immer noch so, als wären wir Freunde, aber ihr habt nur die guten Zeiten im Kopf. Ihr vergesst, dass ihr uns die Obristen beschert habt. Ihr habt uns diese Monster beschert, aber das blendet ihr einfach aus. Weißt du überhaupt, wovon ich rede? Ihr kommt immer noch zu uns, aber wie uralte, geistig weggetretene Gäste, die vergessen haben, wie ihre Gastgeber heißen. Und ihr kommt in Scharen! Ihr schnüffelt in unserem Land herum wie Hunde, die anderen Hunden nachlaufen. Was ist los mit euch? Ist es in England so scheußlich, dass ihr hierher flüchten müsst? Gut, ich versteh das, mein Land ist schön, keine Frage. Alle Ausländer lieben Griechenland. Alle wollen ein Stück davon haben. Die kaufen sich ein Häuschen auf einer Insel, mit einem Swimmingpool, den sie nie benutzen. Aber ihr Engländer... Du erwartest hier hoffentlich keine Vorzugsbehandlung. Unsere Großmütter haben sich schon bei euren Großvätern bedankt. Von mir kriegst du keine Siegesparade.«

An anderen Abenden schnappte er sich die Albaner. Mit Florent redete er lange Zeit kein Wort, aber er unterhielt sich mit Kostandin und Modest. Manchmal plauderte er freundlich mit ihnen, etwa über die Sportergebnisse des Vorabends, doch er konnte auch unvermittelt aggressiv werden. Kostandin zeigte wenig Interesse für ihn. Nikos' Favorit war Modest, Modest mit dem Blick eines geprügelten Hundes. Vor allem ihm gegenüber konnte sein Ton gefährlich scharf werden.

Tsiknopempti, der rauchige Donnerstag, war der Fleischtag im Karneval, eine letzte Ausschweifung vor der siebenwöchigen Fastenzeit. Das Restaurant machte zeitig auf und blieb bis in die frühen Morgenstunden des folgenden Tages geöffnet. Frau Adamidis arbeitete mit den Nichten vorn, ihr Mann,

in einem T-Shirt mit der Aufschrift ZUR VOLLKOMMENHEIT GEREIFT, warf sich wieder auf die gewohnten Küchenabläufe und trieb die anderen mit der Aussicht auf Zulegen an, und dann, als ihm niemand mehr seine Versprechungen abnahm, mit kaltem Bier, Kognak und Zigaretten. Am nächsten Morgen schlief Ben bis elf, und die Albaner ließen ihn in Ruhe. Schließlich kamen Chara und Demi herauf, blieben in der Tür des Männerzimmers stehen und lockten ihn nach unten.

Sie aßen zusammen, zu viert, in der Flaute nach dem Mittagbetrieb, die Küche geputzt und bereit für den Abend. Es gab Reis, eine Schüssel Gemüse und mehr Hammelkoteletts, als sie vertilgen konnten. Nikos war schon früher gekommen und hatte sich einen Stuhl und eine Zeitung mitgebracht, um im Warmen zu lesen. Die Kochherde hielten ihre Hitze den ganzen Tag über. Sie unterhielten sich, und alle fünf fühlten sich einigermaßen wohl. Nach dem Essen räumten sie den Tisch ab und machten Kaffee. Es war ruhig im Restaurant, und nachmittags gab es nie so viel zu tun, dass die Zeit schneller vergangen wäre.

»Na, Engländer, wie geht's heute?«

Nikos, noch in seiner ledernen Motorradkluft, streckte die Beine zum Herd hin. »Nicht viel zu tun, wie ich sehe. Im Gegensatz zu mir, ich war die ganze Nacht zugange. Das glaubst du nicht? Zwei deutsche Mädels. Wollten beide mit mir ins Bett, und ich hab mein Bestes gegeben.«

»Woher wusstest du das?«

»Woher? Sie haben's mir gesagt.«

»Haben sie Griechisch gesprochen?«

»Deutsch. Das Deutsche kommt vom Griechischen, das ist kein Problem für mich. Ich weiß, was die gemeint haben. Manches versteht man auch ohne Worte. Machst du dich lustig über mich?«

»Nein.«

»Gut. Sag mal, bist du verheiratet?«

Das Gespräch dauerte schon zu lange. Ben trug seinen Ehering nicht. Als Antwort hob er die unberingte Hand. Nikos brummte anerkennend.

»Dann bist du Junggeselle, wie ich. Ein freier Mann auf der Suche nach dem Abenteuer. *Brichst du auf gen Ithaka, wünsch dir eine lange Fahrt voller Abenteuer und Erkenntnisse.* Kennst du das? Griechische Dichtung.«

»Ich hab nicht viel für Dichtung übrig.«

»Du hast nichts für unsere griechische Dichtung übrig? Warum bist du dann hier, frag ich mich. Nein, ich kann's mir denken. Die Mädchen bei euch in England, die sind wie die deutschen. Auf die Entfernung sind die blonden Haare so schön, aber wenn man in die Nähe kommt – o Gott! Dann merkt man, wie ungepflegt die sind. Deswegen kommt ihr in das einzige Land, in dem ihr wahre Schönheit findet. Und wie ist es mit dir, Albaner? «

Beide sahen auf, Modest an der Spüle und Florent, der rauchend an der Tür zum Hof lehnte. Nur Kostandin arbeitete weiter; mit gesenktem Kopf beinte er ein Kaninchen aus. Er war fast fertig, nur noch kleine Klumpen lösten sich von den Knochen.

»Ja, dich mein ich. Wie heißt du noch mal?«

»Modest.« Modest war der Jüngste. Neunzehn, hatte er zu Ben gesagt, als sie sich kennenlernten, aber er wirkte viel jünger.

»Wetten, du bist verheiratet. Du siehst so aus. Mit einer Albanerin?«

»Ja.« Modest drehte sich wieder dem Spülbecken zu und schwenkte Geschirr in dem grauen Wasser. Ben sah von seinem Platz aus, dass er lächelte.

Es wurde still in der Küche, und es blieb still. Draußen dämmerte es bereits. Sobald Nikos aufhörte zu reden, merkte man, was für ein schöner, friedlicher Abend es war. Eine Amsel fing an zu flöten. Wenn er nicht zu genau hinhörte – wenn Ben die Augen halb schloss –, konnte er beinahe verstehen, was sie sang, erwartungsvolle Silben, die sich zu Worten fügten.

Spät dran spät dran spät dran

Mach schnell! Mach schnell! Mach schnell!

»Sie heißt Flutura«, sagte Modest in das Gezwitscher hinein. Ben wurde es mulmig.

»Wie?«

»Flutura.«

Nikos lachte. »O Gott, was ist denn das für ein Name?«

»Er bedeutet ›Schmetterling‹«, sagte Kostandin, ohne von seiner Arbeit aufzuschauen, und Modests Lächeln breitete sich über sein ganzes Gesicht aus. Florent lachte.

»Weil sie tanzt wie Schmetterling«, sagte er, und sein Bruder fing an zu kichern. Florent war größer und älter als Modest. Seine Gestalt hielt das Licht der Straßenlaterne ab.

»Na, das freut mich für dich. Dann bist du ja ein glücklicher Mann.«

»Glücklich.« Modest nickte und zuckte die Achseln. »Ich vermisste meine Frau.«

»Aber du hast Glück, dass du eine Albanerin gefunden hast. Und sie hat auch Glück, ja?«

»Ja?«

»Weißt du, warum?«

»Nein?«

Selbst noch im letzten Tageslicht sah Ben, wie die Röte über Modests Gesicht kroch. Als wäre der Schlag schon erfolgt. Kostandins Gesicht im diffusen Schatten des Dunstabzugs ließ nichts erkennen.

»Weil keine Frau außer einer Albanerin dich zwischen ihren Beinen nuckeln lassen würde. Und kein Mann außer einem Albaner ihr den Gefallen tun würde. Oder was meint ihr?«

Niemand antwortete. Gleich darauf wechselte Nikos das Thema und redete über Basketball, über die Lotterie, über Belanglosigkeiten. Florent regte sich in der Tür. Kostandin und Modest schauten zu ihm hinüber. Erst als er die Zigarette in den Hof warf, die Stufen hinunterging und sie mit dem Rücken zu den Männern in der Küche austrat, wandten die anderen Albaner den Blick ab.

»Ärger«, sagte Kostandin. Sie waren allein, die Arbeit des Abends war getan, der Grill zum tausendsten Mal gesäubert und bereit für den nächsten Tag. Sie saßen im Park und tranken kaltes Bier aus dem Kühlregal. Sie hatten sich das zur Gewohnheit gemacht – der leere Park ein Mittel gegen die Schlaflosigkeit, der kleine Bierdiebstahl ein Ausgleich an Freiheit. Die Brüder schliefen immer schon im Stehen ein, bis die Küche geputzt war, Ben aber konnte nicht so leicht einschlafen, auch nicht, wenn er hundemüde war. Das Adrenalin in ihm ebte nur langsam ab. Kostandin ging es genauso. Oft waren sie zu erschöpft, um noch zu reden, und dann saßen sie nebeneinander auf der Bank neben dem Uhrenturm und tranken nur. Manchmal brachte Ben dem älteren Mann Englisch bei, dann wieder verbesserte Kostandin Bens Griechisch.

»Was hast du gesagt?«

»Es wird Ärger geben, hab ich gesagt.«

»Wegen Nikos?«

»Wegen Florent! Nicht dass es irgendjemand hier leicht hätte«, sagte Kostandin. »Aber er hat's schwer.«

»Weil er hier ist?«

»Weil er hier ist. Und sich dummes Zeug anhören muss.«

Er saß mit vornüberhängendem Kopf da und ließ sein Mythos-Bier zwischen den Händen baumeln. Seine Stimme klang so müde, dass Ben überzeugt war, sie würden beide einschlafen, der eine vom Reden, der andere vom Zuhören.

»Ein mutiger Mann würde die andere Wange hinhalten«, sagte Kostandin.

»Ist er das nicht?« Er versuchte sich Florent vorzustellen, aber er sah nur dessen Silhouette in der Küchentür vor sich. »Ich hab schon den Eindruck.«

»Nein, er ist nicht mutig, dafür ist er zu jung. Er ist genauso schlimm wie der verrückte junge Grieche.«

»Wie meinst du das?«

»Zu Hause ist er in Schwierigkeiten geraten. Das hat mir Modest erzählt. Irgendwas in ihrem Dorf. Frag mich nicht, was, ich weiß es nicht. Es gibt Dinge, die sind unverzeihlich, egal was die Pfarrer sagen. Jedenfalls ist es so schlimm, dass er das Dorf verlassen muss. Er ist das Familienoberhaupt, deshalb kommt die Familie mit. Die Alten sind tot, nur er, zwei jüngere Schwestern und Modest und Flutura sind noch übrig, da ist es nicht so schwer wegzugehen. Florent findet eine neue Bleibe weit weg von daheim, in der Nähe der griechischen Grenze. Eine neue Stadt wird dort gebaut, und es gibt jede Menge Arbeit. Dann ist die Stadt fertig, und plötzlich gibt's keine Arbeit mehr. Da sind die zwei hierher gekommen.«

Ben legte den Kopf zurück, nahm einen Schluck aus der Flasche und versuchte zuzuhören. Das Bier war süß und kühl wie Regen, und seine Gedanken bewegten sich betäubend langsam.

»Und was finden sie hier vor? Eine Scheißarbeit, eine Scheißbezahlung und einen herzlosen Kerl, der Blut sehen will.«

»Das ist doch nur Gerede. Der macht sich einen Spaß, der tut nichts.«

»Von wegen Gerede! Wenn du das glaubst, dann red nicht von Gerede. Du hast doch keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Ich weiß genau, wovon ich spreche. Ich muss mir ja genug von Nikos anhören.«

Kostandin lachte und seufzte im Dunkeln neben ihm. »Nein, du weißt es nicht. Ich meine nicht Nikos. Die Jungs sind neu in Athen. Wo die herkommen, da würde *kein Mensch* einem Mann so etwas über seine Frau ins Gesicht sagen. Die sind in einem Bergdorf aufgewachsen. Das sind Gegen. Die Gegen sind ein sehr stolzes Volk. Dort oben passen sie auf, was sie über ihre Nachbarn sagen. Mit Fremden sprechen sie überhaupt nicht. Sie wissen, dass Reden gefährlich ist. Florent ist ein altmodischer junger Mann. Er liebt seine Familie. Und er sorgt für sie, wenn auch vielleicht nicht sehr gut. Vielleicht will er's jetzt besser machen. Er ist der älteste Sohn. Hast du jüngere Geschwister?«

»Ich bin der Jüngste.«

»Wie schön, den Jüngsten lieben alle. In Albanien ist es eine große Sache, der Älteste zu sein. Wenn der Vater stirbt, muss er für die Familie sorgen.« Kostandin klopfte sich an die Brust. »Ich war auch der Älteste, aber in der Stadt nimmt man das nicht so ernst. Für Florent ist es ernst.«

»Und was passiert jetzt?«

»Hab ich doch gesagt. Es gibt Ärger.«

»Weiß Adamidis das?«

»Nein.«

»Du könntest es ihm sagen.«

»Oder du.«

Er sah Kostandin von der Seite an. Im Dunkeln wirkte das Profil des Mannes nicht mehr ganz menschlich. Es wurde zu

dem eines Maultiers, so lang war es, so gewohnheitsmäßig traurig waren Wangenknochen und Augenhöhlen.

»Nein, nein, lass es besser bleiben. Es kommt, wie's kommen muss. Und dann schnappen sie uns, und wir müssen alle zurück nach Hause.«

»Ach was, so schlimm wird's schon nicht werden. Noch ist nichts passiert«, sagte er, aber Kostandin schüttelte den Kopf, und eine Weile saßen sie schweigend da.

Die Nächte wurden wärmer. Durch die Wolken und den Dunst konnte er den Mond und einzelne Sterne erkennen. Ein Flugzeug kroch dazwischen durch. Er versuchte sich in diese Ferne zurückzusetzen, aber sie erschien ihm noch ferner als England. Kostandin räusperte sich und spuckte aus.

»Wie spät ist es da oben?«

Sein Blick wanderte vom Himmel zu dem Uhrenturm.
»Drei vorbei.«

»Spät.«

»Willst du nach Hause?«

»Eigentlich nicht.«

»Vielleicht kriegen wir irgendwo noch was zu trinken.«

»Ja, vielleicht. Wir haben nur kein Geld.«

»Stimmt.«

Erneutes Schweigen.

»Vielleicht fahre ich auf jeden Fall nach Hause. Komm doch mit. Morgen geht ein Bus nach Vlora. Das Bier ist billiger dort. Löcher kannst du auch in Apollonia graben. Einen Schatz finden. Was hält dich hier noch?«

Nichts, dachte er wie betäubt und sagte schließlich:
»Nichts.«

»Nichts. Vielleicht lernt der Grieche noch, wann er den Mund halten muss«, sagte Kostandin und stand auf.

Er dachte daran, wie Emine für ihn gekocht hatte, so wie er jetzt für fremde Menschen kochte. Sie hatte es nicht oft getan.

Sie war ein großzügiger Mensch, aber auf dem Gebiet hatte sie ihm immer einen Teil von sich vorenthalten, ein Talent. Es war etwas, dem sie misstraute, schon bevor sie sich kennengelernt hatten: Sie war zu dem Schluss gekommen, dass es demütigend für sie wäre, für einen Mann zu kochen. Ihre Mutter habe jahrelang für ihren Vater gekocht, hatte sie ihm einmal erzählt, und trotzdem hätten sie sich gehasst, also was soll's?

Besser, man lernt etwas Sinnvolles, hatte sie gesagt. Wie man sein täglich Brot verdient, zum Beispiel, das vor allem. Und um der Sache den Stachel zu nehmen, hatte sie ihn geküsst.

Sie hatte ihr Können für sich behalten, als wäre es eine Schwäche. Bevor sie zusammenzogen, hatte sie ihm nur einmal eine Kostprobe davon gegeben. Er war länger bei ihr gewesen, und sein Bruder war zu Besuch gekommen. Sie hatte noch niemanden von seiner Familie kennengelernt und wollte unbedingt Eindruck machen. Sie hatte Coq au vin gekocht, nach allen Regeln der Kunst, hatte über einen verliebten Metzger im Covered Market einen Junghahn ergattert und den ganzen Nachmittag in der Küche gestanden.

Er half ihr, das blutige Zeitungspapier von dem Hahn abzulösen. Es war ein hässliches Tier mit rotem Kamm, mächtiger bleicher Brust und gewaltigen narbigen Krallen, schwarz geschuppt, reptilienartig, zum Kämpfen genauso gut geeignet wie zum Scharren. Blut, Herz und Leber hatte man Emine in einer Art Styropor-Kanope gesondert mitgegeben. Der Anblick der Krallen gefiel ihm nicht, aber das Essen schmeckte so gut, dass es ihm die Sprache verschlug. Ted lachte sie beide aus.

Wieso seid ihr denn so baff? Man könnte ja meinen, ihr hättet noch nie zusammen an einem Tisch gesessen.

Damals war sie noch etwas Ungewöhnliches gewesen, diese momentane Verblüffung. Erst gegen Ende hatte die Befangenheit mehr und mehr ihr ganzes Leben erfasst. Oft war das Gespräch dann in Smalltalk und verlegenes Schweigen abgeglitten. Sie hatten sich nur noch umeinander herum bewegt wie Magnete, die man mit ihren Nordpolen aneinanderlegt, und alle Anziehung von einst war zu Bestürzung und Abneigung geworden.

Am Ende hatten sie sich zweimal bei einem Anwalt in Cowley getroffen – nicht in Emine Kanzlei, in einer anderen, billiger und neutraler eingerichteten; der fensterlose Raum war irgendwie noch von einem winterlich grauen Licht erfüllt, das Emine und die Anwälte niederzudrücken schien, ebenso wie Ben selbst. Keines der beiden Treffen war gut verlaufen, und beim zweiten Mal war er im Zorn weggegangen, zitternd wie ein alter Mann, vor Wut wie gelähmt. Trotzdem hatte er allem zugestimmt, was man von ihm verlangte. Emine hatte nicht viel gefordert. Um das Scheidungsgesetz hatte sie immer einen Bogen gemacht, und was die praktischen Details anging, schien sie fast genauso ahnungslos wie er. Sein Geld hatte sie nie gebraucht, und was sie sich sonst einmal von ihm gewünscht haben mochte, darauf wollte sie ihn nicht mehr verpflichten. Mit dem gemeinsamen Sorgerecht war sie einverstanden. Eine kirchliche Annullierung der Ehe würde es nicht geben, aber die Zivilscheidung sollte spätestens bis zum Sommer durch sein.

Nach Meinung der Anwälte war er gut weggekommen, das wusste er. *Glimpflich davongekommen*, so hatte sein Anwalt es ausgedrückt. *Relativ. Hätte auch unerfreulich werden können, so wie sie gelagert ist. Religiös, meine ich. Und geschäftlich. Ein sauberer Schlusstrich, von dem Kind mal abgesehen.*

Manchmal traf er sie zufällig im archäologischen Institut oder am College, mit Foyt im Schlepptau oder allein. Sie waren in beiden Einrichtungen zu Hause gewesen, doch irgendwie war er enteignet worden. Und auch nach ihrem Weggang war Emine in den Augen der anderen noch immer bei ihm, der Geist einer Ehefrau. Da waren die Seitenblicke, die Gespräche, die plötzlich abbrachen, wenn er einen Hörsaal oder den Aufenthaltsraum betrat. Dieses unerträgliche englische Verstummen.

Er hatte daran gedacht, sich aus Oxford zu verabschieden, die Stadt Emine und Foyt zu überlassen und nach Hause zurückzukehren, was immer er in London vorfinden würde. Er hatte angefangen zu trinken, nicht mit Genuss, sondern mit einer wilden, bodenlosen Begierde, die er nie zuvor verspürt hatte. Aber sie war ihm nicht fremd: Sein Vater hatte so getrunken. Als Kind hatte er das gefürchtet und gehasst, und umso mehr widerte es ihn bei ihm selbst an. Er hatte gemerkt, wie brüchig seine Normalität geworden war. Seine geistige Gesundheit war von einer Zerbrechlichkeit, die er nie zuvor zur Kenntnis genommen hatte. Sie war so verletzbar wie die Oberflächenspannung von Wasser.

Doch er konnte nicht für immer weggehen. Er war nicht bereit, so viel aufzugeben. Sein Leben war zu tief verwurzelt für einen so radikalen Schnitt. Dennoch war er gegangen. Er war davongelaufen wie ein Feigling.

Und vor wem war er davongelaufen, wenn nicht vor sich selbst? Als ob das möglich wäre. Als ob er sich selbst entkommen könnte.

Auch wenn Nikos nicht da war, konnte es in dem Grillrestaurant gefährlich werden. Weniger wegen des ganzen Drum und Drans – die Messer, das im eigenen Blut schwimmende Fleisch: potenzielle und stattgehabte Gewalt –, als vielmehr

deshalb, weil all das an einem solch spannungsgeladenen Ort stets in Reichweite war. Die kleinste Kleinigkeit konnte einen Wutausbruch auslösen: eine falsch abgelesene Bestellung, die an einem anderen Tag nur für Erheiterung gesorgt hätte, ein ausgeliehener Löffel oder ein unbeaufsichtigter Topf mit Bohnen. Wann immer es passierte, was immer es war – es war, wie wenn man eine Prise Salz in kochendes Wasser gibt.

Besonders schlecht war die Stimmung zur Mittagszeit, wenn die Bauarbeiter hereinströmten, Raubeine aus Volos und Larisa. Die Hälfte von ihnen machte Nachtschicht, sie waren müde und fuhren schnell aus der Haut. Ihre Bestellungen kamen alle gleichzeitig, und wenn irgendetwas schiefging, versank die Küche im Chaos. Dann redete Modest zu viel und Florent zu wenig, und Kostandin stieß leise Flüche aus, unsäglich Konsonantenstürme, bei denen die Albaner manchmal wie kleine Jungen kicherten, die aber auch alle in Wut versetzen konnten. Dann stand Modest knurrend und mit gefletschten Zähnen an der Holzkohle, Ben vermasselte vermurkste Bestellungen noch vollends, und Florent sah mit derart wilder Miene von seiner Arbeit auf, dass alle Gespräche abbrachen.

Nikos interessierte sich nicht mehr für Ben, und Florent war nicht sein Problem. Sie waren nicht seine Feinde, sie waren einer des anderen Feind. Die Atmosphäre zwischen ihnen war so, dass Ben in sie hineingeraten konnte und es erst merkte, wenn es zu spät war. Sie war so, dass die anderen verstummten, wenn sie sich im selben Raum befanden. Als zählten alle die Sekunden nach dem Blitz.

Er dachte über Tapferkeit nach. Er war nicht tapfer. Als Kind war er einmal krank gewesen, schwer krank: doppelseitige Lungenentzündung. Zwei Wochen hatte man ihn im Krankenhaus behalten. In den Betten neben ihm lagen zwei Jungen

und ein Mädchen. Allen dreien ging es sichtlich schlechter als ihm. Aber alle waren tapfer, fand er.

Er hatte sie darum beneidet. Er erinnerte sich, wie er in dem Krankenwagen gelegen hatte – die Straße mit ihren Biegungen unter ihm, das bleiche Gesicht seiner Mutter über ihm – und wie ihm langsam gedämmert hatte, dass er möglicherweise in Gefahr war. Damals hatte er seine Würde verloren.

Vor der Lungenentzündung hatte seine Mutter ihm einmal erzählt, sei er ein Kind gewesen, das man nicht aus den Augen lassen konnte, ein Entdecker, ein Kind, das mit Fremden sprach. Nach der Krankheit habe er sich verändert, hatte sie gesagt. Er hatte nicht widersprochen, doch er hatte sich seine Gedanken gemacht. Hatte er sich wirklich verändert? Was hatte ihm vor dieser Zeit Angst gemacht?

Vielleicht war die Krankheit nur sein erster Vorgeschmack von Angst gewesen. Vielleicht hatte er bis dahin nicht genügend Vorstellungskraft besessen, um zu begreifen, dass er nicht der Mittelpunkt der Welt war. Dass er nicht die Triebkraft im Herzen der Dinge war, der Held, über jedes Unheil erhaben. Dass jedem alles passieren kann.

Einmal wachte er mitten in der Nacht mit einem so starken Engegefühl auf, dass es war, als ginge in seinem Kopf ein Feuersalarm los. Minutenlang saß er schweißgebadet da, und das Laken klebte an ihm, ehe er wieder wusste, wo er war. Das Zimmer, das Waschbecken, der Kalender. Die Fritteuse in der Ecke, die schlafenden Männer neben ihm. Ohne Erleichterung zu empfinden, sank er wieder zurück.

Was hält dich hier?, hatte Kostandin gefragt, und er hatte geantwortet: *Nichts*. Und so war es auch, natürlich, wie konnte es anders sein? Nur eine hauchdünne Verbindung hatte ihn nach Metamorphosis geführt. Es gab hier nichts für ihn, was die Gewalt wert gewesen wäre, die Kostandin kommen sah.

Er konnte auch nach Albanien, wenn er wollte. Er konnte überallhin.

Da kam Eberhard nach Metamorphosis, und mit Eberhard wurde alles anders.

III

Aufzeichnungen für eine Doktorarbeit

*Mitschrift, Doxiades-Vorlesung,
»Spartanische Götter: Spartanische Monster«,
Eberhard Sauer, Oxford, 2003.*

Der Untergang Spartas ist eines der großen Mysterien des Altertums. Da Sparta nichts Schriftliches hinterlassen hat, existieren über den Niedergang der Stadt so viele Theorien wie über das Aussterben der Dinosaurier. Zu Zeiten Lykurgs soll sich die Zahl der spartanischen Männer auf neuntausend belaufen haben, zwei Jahrhunderte später wurde dem Großkönig von Persien berichtet, es gebe achttausend Männer wie jene Hunderte, die er an den heißen Toren hatte sterben sehen. Doch bereits achtzig Jahre nach der Schlacht bei den Thermopylen vermochte Sparta nur mehr dreitausend Speere aufzubieten, und weitere drei Jahrzehnte später, nach dem Sieg Thebens über Sparta in der Schlacht von Leuktra, waren nur noch fünfzehnhundert übrig. Ein Jahr nach dieser Niederlage und zum ersten Mal in der Antike gelangten Spartas Feinde in Sichtweite der unbefestigten Stadt.

Der Aufstieg Spartas dagegen ist von keinerlei Geheimnissen umgeben. Er vollzog sich auf dem Rücken von Hoplitent und Heloten.

Der Hoplit war der archetypische hellenische Soldat. Sein Name leitet sich vom *hoplon* ab, dem großen Rundschild, den er trug. Bewaffnet war er mit einem Speer aus Hartriegelholz und Eisen – vom Schaftende bis zur Klinge drei Meter lang – und einem Kurzsword für den Nahkampf. Seine linke Seite schützte der Schild, seine rechte der Mann, der neben ihm kämpfte. Das spornte zum Standhalten an: Ein Hoplit, der aufgab und flüchtete, konnte sich nicht mehr verteidigen und riss seinen Nebenmann mit ins Verderben.

Ein Hoplitenheer kämpfte in einer Phalanx, einer geschlossenen Speerformation, acht Mann tief und viele Männer breit. Eine Phalanx aus fünftausend Soldaten erstreckte sich über eine Länge von achthundert Metern. Vor der Schlacht stimmte die Phalanx einen Paian an, einen Kriegsgesang. Nur die Spartaner rückten ohne einen Schlachtruf vor.

Jeder spartanische Knabe wurde zum Kämpfen erzogen, zum Kampf ausschließlich in dieser Form. Mit sieben verließ er das Elternhaus, um seine Ausbildung anzutreten. Mit achtzehn schloss er sie ab. Mit zwanzig wurde er Hoplit, und er blieb es, bis er sechzig war. Kein anderer Lebensweg war ihm erlaubt. Er durfte nicht Handel treiben. Er durfte nicht mit Geld umgehen. Nur für den Krieg war er geboren und erzogen.

Ein Spartaner, der mit Leidenschaft für sich allein kämpfte, wurde nicht bewundert. Vortrefflichkeit wurde durch geschlossenes Vorgehen angestrebt. Als Einzelkämpfer konnte sich ein Hoplit nicht einmal verteidigen: Seine Stärke lag in der Solidarität. Spartas Siege verdankten sich der Disziplin der Phalanx. Die spartanischen Linien stürmten vor, schwenkten herum, vollführten einen Scheinrückzug und formierten sich dann wieder neu.

Das Wort »Helot« bedeutet »Gefangener«. Die ersten Heloten gehörten von Sparta unterworfenen Völkern in dem Ge-

biet an, das dann zum spartanischen Königreich Lakedaimonien wurde, dem heutigen Lakonien; später kamen noch die Bewohner des im Westen gelegenen Messenien hinzu. Ihre Gefangenschaft reichte über ihren Tod hinaus. Von den Spartanern Helot genannt zu werden, bedeutete eine Veränderung nicht nur im Leben selbst, sondern auch nach dem Leben. Die Nachkommen der ersten Heloten wurden in das Helotentum hineingeboren. Die Geschlechter der Unterworfenen waren auf ewig unfrei. Helot wurde zu einem angeborenen Namen.

Der Helot war jedoch kein Sklave. Griechenlands Sklaven waren in der Regel Barbaren – Fremde, Angehörige der Reiterstämme aus dem Norden oder den Wüsten Libyens und Asiens. Die Spartaner machten Hellenen zu Heloten. Ein Helot war, anders als ein Sklave, auch kein Eigentum. Man konnte ihn nicht kaufen oder verkaufen. Im Gegensatz zum Sklaven war er kein Gegenstand. Er galt nicht als nicht-menschlich. Das Töten eines Sklaven war kein Mord, es wog nicht schwerer, als wenn ein Krug in Scherben ging oder eine überladene Wagenachse brach.

(Der Sklave, so schrieb Aristoteles, ist ein beseeltes Werkzeug, wie das Werkzeug ein unbeseelter Sklave.)

Wie der spartanische Hoplit mehr war als ein Soldat, so war der Helot mehr als ein Sklave. Er war ein im Krieg besiegter Feind. Er war und blieb ein gefangener Gegner. Jedes Jahr von Neuem erklärte Sparta seinen Heloten den Krieg, und somit durfte ein Helot von Gesetzes wegen nur wie ein Feind getötet werden, nicht wie ein Sklave.

Die Heloten waren nicht Gefangene einzelner Spartaner, sondern Spartas selbst. Sie taten, was der Staat befahl. Sie waren so eng an ihr Land gebunden wie der Hoplit an Schild und Speer. Sie taten alles, was der Hoplit nicht tat, nämlich alles, was zu tun war, außer zu kämpfen. Ohne die Dienste des Heloten hätte der spartanische Hoplit nicht existieren

können. Ohne den Hopliten hätte der Helot nicht unterworfen werden können.

Der Krieg zwischen Sparta und seinen eigenen Untertanen ist einer der längsten, die die Geschichtsschreibung kennt. Und nicht nur die Dauer dieses Status quo ist denkwürdig. Noch bemerkenswerter ist der Umstand, dass Sparta überhaupt eine solche Machtfülle entfalten konnte.

Auf dem Höhepunkt seiner Stärke hatte Sparta neuntausend Hopliten. Mit weniger als der Hälfte dieser Streitmacht beherrschte es Lakedaimonien und Messenien. Mit weniger als zehntausend Mann hielt es einhundertachtzigtausend Heloten über mehr als drei Jahrhunderte gefangen.

Es war eine Herrschaft, die durch Waffengewalt allein nie möglich gewesen wäre. Dass so wenige so viele in Fesseln halten konnten, dazu mussten die Heloten an Sparta glauben. Dass sie so wenig auf sich selbst vertrauten, so wenig Hoffnung auf Befreiung hegten, dazu mussten sie ihre Herren für unbesiegbar halten. Sparta brauchte ihre Hoffnungslosigkeit. Spartas Macht beruhte nicht nur auf seiner Stärke. Sein System brauchte den Terror.

Im Titel des heutigen Vortrags ist von Göttern und Monstern die Rede. Von beidem habe ich bisher nicht gesprochen, aber jetzt möchte ich es tun, denn das Thema Terror führt uns direkt zu ihnen hin.

Um ein Volk zu verstehen, so heißt es, muss man nur seine Götter verstehen. *Und seine Monster*, möchte ich hinzufügen. Dass die Vereinigten Staaten eine überwiegend christliche Nation sind, erklärt ihre Geschichte in diesem unserem Zeitalter des Terrors nur zum Teil. Die Kenntnis der Volksmythologien dieses Landes – der Monster Amerikas, von der Roten Angst bis hin zum inneren Feind – bringt uns dem Verständnis seiner säkularen Mechanismen ein gutes Stück näher.

Das Wort »Monster« leiten viele vom lateinischen Begriff *monstrum* ab, was unter anderem »Schreckgestalt« und auch »Götterzeichen« heißt. Auch das altgriechische *teras* hat diese Bedeutung und bezeichnet nicht nur eine Abweichung von der Natur, sondern allgemeiner auch ein übernatürliches Vorzeichen. Wir wenden unseren modernen Sprachgebrauch auf ein vertrautes Bestiarium des Schreckens an und lassen die Bedeutungsnuancen der Antike außer Acht.

In der klassischen Archäologie finden sich Monster als Schmuckelemente auf Gegenständen aller Art, von der Ton-scherbe bis hin zur Totenmaske. Wie erklärt sich die Allgegenwart dieser Darstellungen? Warum sollten ihre Adressaten in Angst und Schrecken versetzt werden? Östlich der hellenischen Welt sandte der abrahamitische Gott schon bald Engel als seine Boten aus, die Gottheiten der Griechen aber hatten keine solch gütigen Vermittler. Sie traten selbst auf den Plan, oder statt ihrer erschienen Monster.

Sprachunfähig und in Tiergestalt erscheint das Monster als ein armseliger Sendbote, bis man eines begreift: Das Monster ist die Botschaft selbst. Der Wille der Götter ist in der Kreatur verkörpert. Die Gorgonen, die den Betrachter zu Stein erstarren lassen, die Sirenen, die jeden töten, der ihrem Gesang lauscht, der Minotaurus, geboren aus der exzessiven sexuellen Begierde einer Frau – all diese Wesen sind Instrumente der Bestrafung und somit der Warnung. Ihre Funktion bleibt sich immer gleich: Das Monster straft den, der zu weit geht oder zu viele Fragen stellt.

Einfallsreichtum, Forschergeist – dergleichen wird nicht belohnt. Im Gegenteil: Was für die Götter gut ist, erweist sich als verhängnisvoll für die Sterblichen. Verstößt der Held gegen die Naturgesetze und ahmt die Bestrebungen seiner Gottheiten nach, suchen ihn Monster heim.

Die Botschaft des Monsters lautet, dass dem Tun der Götter nicht nachzueifern sei. Das *monstrum*, die fleischgewordene Warnung alter Texte und mündlich überlieferter Mythologie, ist eine eifersüchtige *Demonstration* von Schicksal oder göttlicher Macht. Monster sind die furchtbare Strafe, die über die fehlgeleiteten Erdenbewohner verhängt wird.

Was also können wir lernen von Sparta, von Spartas Mythologien?

Die Spartaner huldigten monströsen Göttern. Ihre Gottheiten waren der personifizierte Schrecken. Alle Götter verbreiteten einen gewissen Schrecken – sonst, so behaupte ich, würde niemand das Knie vor ihnen beugen –, die Spartaner aber hatten eine besonders hohe Grauensschwelle. Eine außergewöhnliche Schreckenstoleranz. Ihre Götter sind furchteinflößender als die meisten anderen. Dies ist ihr Leitmotiv, dieses Vorherrschen dummer Angst.

Sind jene, die furchteinflößende Götter anbeten, furchteinflößende Menschen? Ebenso könnte das Gegenteil zutreffen: Wer furchteinflößende Götter anbetet, tut es, um seine Ängste zu besänftigen. Waren die Spartaner furchtsam? Was, könnte man fragen, hatten ausgerechnet sie zu befürchten?

Sie waren fromm, ungewöhnlich fromm. Ihrer Götter wegen vermieden sie Schlachten, die sie nur hätten gewinnen können, oder schlugen sie Schlachten, die sie nur verlieren konnten. Ihre Heerführer opferten den Göttern und deuteten tierische Eingeweide – wieder und wieder, vor jeder Flussüberquerung, an jedem Schlachtfeld, vor jedem Angriff.

Die anderen Griechen verstanden sie nicht. Die Athener fürchteten sie und empörten sich über sie. Die Spartaner waren Griechen, betrachteten sich als Griechen, kämpften für das Ideal Griechenlands ... doch sie machten Griechen auch zu Gefangenen. Ihre Zurückgezogenheit ging ihnen über alles. Jene, die sie besiegten, waren ihnen so fremd wie jene, die sie

in den Krieg führten. Götter, Berge und Gesetze sonderten sie ab.

Weshalb nennt man sie überhaupt Griechen? Was heißt es, Grieche zu sein, wenn es etwas so Fremdartiges sein kann? Gewiss, viele ihrer Götter wurden in ganz Hellas verehrt. Apollon wurde verehrt und gefürchtet. Er war ein zwiespältiger Gott – Karneios, Lykeios und Smintheus; *der Wider-Apollon, der Wolfsapollon, der Mäuseverschlinger* –, der grausame Gott der Pest und der Weissagung, berechenbar allein in seiner Rachsucht, ein Gott, der jeden, der sich ihm entgegenstellte, tötete, verfluchte, bei lebendigem Leib häutete.

Die Spartaner liebten auch Artemis, Apollons Zwillingsschwester und weibliches Pendant. Es waren unbarmherzige Geschwister, diese Hüter der Sonne und des Mondes, Kinder der Göttin der Nacht. Die Wahl ist bezeichnend für die Spartaner. Sie hätten auch freundlichere Gottheiten anbeten können.

Was bedeutet es, Artemis als Göttin der Griechen zu bezeichnen? Wie viele Göttinnen wurden Artemis genannt, weil es dem jeweiligen Autor genehm war? Es gab die Artemis von Ephesos – eine nichtmenschliche Kaskade von Brüsten, ein Götterbild Kleinasiens, nährend und gütig – und die grausame Artemis von Tauris, der man schiffbrüchige Fremde opferte. Es gab die Artemis Athens, *die Beste, die Gute Ratgeberin*, und Spartas Artemis Knagia – *die Brennende* –, es gab Ambulia – *die den Tod hinauszögert* –, und Derrhiatis und Aeginaea – *die Ledergerüstete* und die *Speerbewaffnete*.

Sie war die Ungezähmte, die Zerstörerin, die unvergleichliche Jägerin, wild wie eine Bärin. Sie war die jungfräuliche Hüterin der Gebärenden. Sie war eine blutrünstige Göttin, eine Göttin des Weiblichen, die fleischgewordene weibliche Macht. Es gab mehr als eine Erscheinungsform der Artemis –

heißt das nicht, dass es mehr als eine Erscheinungsform Griechenlands gab? Oder dass es so etwas im Grunde überhaupt nicht gab?

Dann waren da noch die Ahnengötter. Auf einem schmalen Plateau in den Hügeln über Sparta stehen seltsame pyramidenförmige Ruinen. Unter diesen Steinen und in ihrem Umkreis finden sich noch ältere Reste, unter Ruinen begrabene Ruinen, Ruinen, die schon uralt waren, als das klassische Sparta der Hoplitens und Heloten in seiner Blüte stand. Mykenische Paläste gibt es dort, Gräber und Waffen, die noch älter sind, Steinklingen aus einer Epoche noch vor der Bronzezeit. In den Reiseberichten des Pausanias erscheint der Ort unter dem Namen Therapne als Festung des Menelaos, jenes rothaarigen Königs, der gegen das ferne Troja Krieg führte, um Helena, die geraubte Gemahlin, zurückzuholen. Die Pyramide markiert die Überreste dreier großer Kalksteinterrassen. Auf ihnen stand einst ein Heiligtum des mykenischen Königs und der Königin, ein klassisches Monument, errichtet, drei Jahrhunderte nachdem ein Feuer den letzten ihrer Paläste zerstört hatte. Noch heute wird es das Menelaion genannt, das Heiligtum des Menelaos, doch auch andere wurden hier verehrt: Helena und ihre halbgöttlichen Brüder.

Leda, die Königin von Sparta, wurde von Zeus in der Gestalt eines Schwans vergewaltigt. Sie gebär zwei Eier, ein sterbliches und ein göttliches. Aus dem göttlichen Ei schlüpfen Helena und Polydeukes, ihr unsterblicher Bruder, aus dem sterblichen Kastor und die mordende Klytämnestra.

Was verehrten die Spartaner in Helena? Sie war ursprünglich eine Fruchtbarkeitsgöttin, später rückte ihre äußerliche Vollkommenheit in den Vordergrund. Sie war von überirdischer Schönheit. In Sparta wurden Kinder, die mit körperlichen Mängeln zur Welt kamen, von Staats wegen in die Berge gebracht und dem Tod überlassen. Unvollkommenheit war

gleichbedeutend mit Monstrosität. Um ein vollkommenes Kind zu beten, hatte nichts mit Eitelkeit zu tun.

Kastor und Polydeukes waren Soldatengötter, Waffenbrüder. Als Kastor getötet wurde, weinte der unsterbliche Polydeukes, weil er ihm nicht in den Tod folgen konnte. Den Vater der beiden, den Allvater, ergriff Mitleid. Er entzog Polydeukes die Hälfte seiner Unsterblichkeit und gab sie Kastor. Von da an verbrachten die Brüder abwechselnd jeweils einen Tag in der Unterwelt, den anderen im Olymp. Später versetzte Zeus sie als Sternbild der Zwillinge an den Himmel.

Ares war ein Gott, dem man misstraute. Nur wenige liebten diesen Gott der Grausamkeit. Eine freundlichere Macht war Athene: Die Kriegsgebete, die man ihr darbrachte, galten dem Sieg. Zu Ares betete man nicht nur um glückliche Geschicke, sondern auch um den Krieg selbst. Unter den Spartanern genoss er hohes Ansehen. Sein Beiname dort lautete *Thereitas, der Grimmige*. Sein Heiligtum stand an der alten Straße von Sparta nach Therapne. Schwarze Hunde und auch Menschen wurden ihm vor der Schlacht geopfert. Seine Begleiter waren Alala, die Göttin des Schlachtrufs, Kydoimos, der Gott des Schlachtgetümmels, Enyo, die Göttin des blutigen Nahkampfes, und seine Söhne Deimos und Phobos, *Schrecken* und *Furcht*.

Schließlich ist da noch Orthia. Artemis Orthia wird sie heute genannt – eine weitere Artemis –, doch nur in römischer Zeit wurden die beiden Göttinnen gemeinsam verehrt. Artemis war vielgesichtig und zwiespältig. Orthia war schlichter. Hier ihre Geschichte.

Es waren einmal zwei Brüder, die fanden im tiefen Wald eine hölzerne Säule. Sie war auf eine Weise gebrochen, gewachsen oder geschnitzt, dass ein Gesicht oder eine Gestalt zu erkennen war. Sie stand in einem Weidendickicht. Die Bäume schienen nur zu dem Zweck gewachsen, sie aufrecht zu hal-

ten. Es war, als hätte sie dort darauf gewartet, entdeckt zu werden.

Kraft durchströmte die Brüder bei ihrem Anblick. Sie schafften die Säule aus dem Wald heraus. Die Lakedaimonier verehrten sie und nannten sie Orthia und Lygodesma, die *Aufrechte* und die *Weidegebundene*. Aus ihrer Anbetung erwuchs jedoch nichts Gutes. Furchtbares Unheil brachte sie mit sich. Die Brüder, die Orthia gefunden hatten, verloren den Verstand. Krankheit und Wahnsinn suchten Sparta heim. Um Orthia zu besänftigen, baute man ihr am Fluss einen Tempel. Opfer wurden dort dargebracht. Opfergaben wurden abgelegt. Doch die Spartaner entdeckten, dass nur Blut die Göttin zufriedenstellte. Die Priesterin hob die Weidegebundene empor, um den Grad ihrer Zufriedenheit zu wägen. War genügend Blut vergossen worden, wurde die Säule leichter. Wenn nicht, wurde die Last schwerer.

Sie sind beklemmend, die Götter der Spartaner. Es sind Halbgötter, verletzlich, sterblich. Oder es sind grausame Unsterbliche, zwiespältig, zerstörungswütig. Von Blut und Schrecken abgesehen haben sie nicht viel gemeinsam. Sie alle sind Götter und Monster zugleich ...

IV

Ungeheuer

Es stimmte, was er gesagt hatte: Er hatte Lyrik nie gemocht. Sie war ihm zu subtil, zu klar. Sie verlangte zu viel, und sie tat es, als hätte sie das Recht, irgendetwas zu verlangen. Es war, als würde einem die Wahrheit in den Schlund gestopft.

Foyt dagegen liebte Lyrik. Manchmal hatte er seine Studenten in den Vormittagsseminaren Verse übersetzen lassen, in beide Richtungen, aus dem Altgriechischen ins Englische, aus dem Neugriechischen in die Koine.

*Brichst du auf gen Ithaka,
wünsch dir eine lange Fahrt,
voller Abenteuer und Erkenntnisse.
Die Lästrygonen und Zyklopen,
den zornigen Poseidon fürchte nicht,
solcherlei wirst du auf dieser Fahrt nie finden,
wenn dein Denken hochgespannt, wenn edle
Regung deinen Geist und Körper anrührt ...*

Auf Foyts Schreibtisch stand eine kleine, dreihundert Jahre vor Christus in Ephesos gegossene Silberbronze-Statuette der Kalliope, Muse der epischen Dichtung. Es war ein sehr seltenes, kostbares Stück. Unter Foyts Studenten ging das Gerücht,

ein Kurator des British Museum habe Foyt zweitausend Pfund dafür geboten. Ben hatte immer eine gewisse Scheu vor der Figur empfunden.

Es war eine junge Frau von konventioneller Schönheit, mit glatten, wenig muskulösen Gliedmaßen. Die Muse und ihre Schwestern waren aus neun Nächten göttlichen Liebestreibens hervorgegangen, doch der ephesische Bildhauer hatte seine Kalliope zu makellos gestaltet, als dass sie erotisch hätte wirken können. Ihre Pose war ungewöhnlich, und das hatte den Kurator gereizt. Die Göttin war stehend dargestellt, eher in der Haltung einer Rednerin als in der einer Sängerin, den Kopf aufrecht, den Mund leicht geöffnet, die Hand in nachdrücklich-entschiedener Geste erhoben.

Ihr Blick war es, den Ben nicht mochte. Foyts Kalliope starrte. Es war ein Blick, den kein Lebewesen länger auf etwas anderes richten würde als auf Verwandtschaft oder Beute. Ein stierer Blick aus weit geöffneten Augen. Es waren Falkenaugen, entnervt und entnervend. Wo immer man in Foyts dunklem Arbeitszimmer saß – Kalliope starrte einen an.

Eberhard Sauers Blick war ähnlich. Ben hatte ihn in Foyts Lehrveranstaltungen kennengelernt. Zuvor hatten sich ihre Wege gekreuzt, aber sie waren einander nie begegnet. Er hatte Sauer in Vorlesungen und bei formellen Abendessen der Universität gesehen und kannte ihn vom Hörensagen. Aus sicherer Entfernung hatte er ihn beneidet. Sauer war einer von denen gewesen, die sich in Oxford zu Hause fühlten, die dafür geboren waren. Er war hager und selbstbewusst, und sein Blick hatte etwas Abschätzendes, als wollte er sich ein Urteil über das Niveau seiner Umgebung bilden, als taxierte er die Welt, während Ben sich stets nur an ihr maß.

Er erinnerte sich an den Tag, an dem sie sich kennengelernt hatten, sofern man es so nennen konnte. Es war in seinem ersten Seminar bei Foyt gewesen. Emine und er hatten damals

noch zusammen studiert; erst später hatte sie die Vergangenheit zugunsten einer einträglicheren Tätigkeit im Rechtswesen aufgegeben. Als sie etwas verspätet eintrafen, waren Eberhard und die anderen bereits da. Emine setzte sich neben Eberhard in einen Sessel am Erkerfenster, und die einzigen Sonnenstrahlen, die in den Raum fielen, schmiegt sich wie eine Katze in ihren Schoß. Für Ben und die anderen waren nur noch Plätze vorn am Pult frei.

Er saß Foyt am nächsten, und die Kalliope starrte ihm ein Loch in den Kopf. Es kam ihm vor, als beobachtete ihn auch Eberhard, und seine Nackenhaare sträubten sich, doch als er sich umdrehte, begegnete er nur Emines abwesendem Blick. Sauer schaute aus dem Fenster, mit den Gedanken ganz woanders, wie es schien. Er saß reglos da, nur seine Hand bewegte sich und strich über die flaumigen Blätter der Usambaraveilchen, die auf dem dunklen steinernen Fenstersims aufgereiht standen.

Die Fastenzeit hatte begonnen.

»Früher«, sagte Herr Adamidis, »haben wir das Restaurant geschlossen. Aber die Religion ist auch nicht mehr das, was sie mal war.«

Die Raubeine bildeten das Gros der Mittagsgäste. Abends war es ruhiger im Restaurant, und die Stunden zogen sich hin. In größerer Zahl kamen nur noch jüngere Gäste und die alten Stammgäste, die dann lange bei einem leichten Essen und einem kleinen Bier verweilten. Adamidis setzte sich zu ihnen in den Gastraum, machte die Buchhaltung und grimassierte, als könnte seine Anwesenheit den Fleischgeruch vertreiben.

Es war noch früh. Ben und Kostandin schärfen die Messer und horchten mit einem Ohr, ob Gäste kamen. Florent kochte das Salz aus den Weinblättern. Modest wusch Kartoffeln und erzählte einen endlosen Witz von einem einbeinigen Bettler

und einem dreibeinigen Hund, den Ben auch in Kostandins Übersetzung nicht verstand.

Als die Messer so weit waren, ging er nach vorn. Es war Freitag. Nur wenige Gäste waren da. Der Fernseher lief; ein alter Priester sang in ein Mikrofon. Adamidis saß unter den gerahmten Fotos seines jüngeren Ichs an der Bar und löste ein Sudoku. Als Ben eintrat, faltete er die Zeitung zusammen und winkte ihn heran.

»Komm, leiste mir Gesellschaft. Wie geht's denn so? Setz dich doch.«

Er nahm Platz. Über ihnen schmetterte der Priester, *Wascht euch, und ihr werdet rein sein.*

»Meine Nichten haben mir übrigens wirklich einen Gefallen getan, als sie dich aufgegabelt haben. Du bist geschickt mit den Händen, und du hast was im Kopf. Gefällt's dir hier?«

»Die Arbeit gefällt mir. Es ist besser für uns, wenn es nicht so ruhig ist.«

Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie rot ist wie Scharlach, soll sie doch wie Wolle werden...

»Besser für euch, besser für mich. Karneval ist wie alle meine Namenstage auf einmal, aber hinterher muss ich dafür bezahlen. «

Ein tulpenförmiges Teeglas stand auf dem Tisch. Adamidis gab einen Zuckerwürfel hinein und rührte mit klingendem Löffel um. »Mein Sohn ist ja ziemlich oft bei euch hinten. Benimmt er sich denn anständig?«

Weigert ihr euch aber und seid ungehorsam, so sollt ihr vom Schwert gefressen werden; denn der Mund des Herrn sagt es.

»Ich merke nicht viel von ihm. Hab zu viel zu tun.«

»Er ist ein guter Junge.« Adamidis sah Ben unverwandt an.
»Er braust schnell auf. Das hat er von mir. Aber er hat Köpfchen.«

»Ja, scheint ein gescheiter Kerl zu sein.«

»Ich mag's, wenn er hier herumhängt. Er sagt, er hat keine Lust, so ein Restaurant zu führen. Das ist nichts für ihn, sagt er. Politik, das ist angeblich sein Ding. Spricht er mit dir darüber?«

»Nein, nie.«

»Na gut. Mit mir auch nicht mehr. Väter und Söhne sollten nicht über Politik reden. Sagt er. Hast du das gesehen?«

Er stieß die Zeitung in Richtung Fernseher. Der Priester war verschwunden. Ein geteilter Bildschirm zeigte zwei Männer in heftigem Streit. Bis zu den Parlamentswahlen waren es noch zehn Tage. In der letzten Woche war der Wahlkampf von kompliziert auf hysterisch hochgefahren, und im Fernsehen wurden Großkundgebungen und glotzüngige Marathondebatten übertragen.

»Das ist Politik. Drei Monate lang Männer in schlecht sitzenden Anzügen, die sich bemühen, nicht wie Teppichhändler auszusehen«, sagte Adamidis. »Gott schütze uns vor den Politikern.« Doch Ben hörte nicht mehr zu. In der Ecke hinter dem Fernseher saß allein an einem Tisch Eberhard Sauer.

Er wandte dem leeren Raum den Rücken zu, doch Ben erkannte ihn sofort. Er war groß, so groß und dünn, dass es immer schien, als säße er etwas unbequem. Sein blondes Haar, schon schütter, als Ben ihn kennengelernt hatte, war glatt zurückgekämmt. Er war in Hemdsärmeln; sein Jackett hing ordentlich über der Stuhllehne. Vor ihm lag ein aufgeschlagenes Buch. Er las mit geneigtem Kopf, wie jemand, der auf ein Echo horcht.

»Ich muss wieder an die Arbeit«, sagte Ben. Unter Adamidis' zustimmenden Worten (»Klar, lass dich nicht aufhalten.

Und mach irgendwas, ein paar Kleinigkeiten, die ich später servieren kann.«) stand er auf und ging zur Küchentür, ohne Sauer aus den Augen zu lassen, als könnte er plötzlich verschwinden.

Gelächter drang aus der Küche. Er war schon halb durch die Schwingtür, doch Eberhard rührte sich nicht, sah nicht einmal von seinem Buch auf. Auf seinem Tisch standen neben der um den Gewürzständer aufgestellten Speisekarte eine Wasserflasche mit einem darüber gestülpten Trinkglas und ein Brotkorb, alles noch unberührt. Wenn er zum Essen in das Restaurant gekommen war, hatte er es schon wieder vergessen. Er hätte auch in einer Bibliothek sitzen können, in der Sackler Library etwa, in der Ben ihm einmal begegnet war – eine hochgewachsene, düstere Gestalt –, im Centre for the Study of Ancient Documents oder auch in Foyts Zimmer mit den Bronzen und den Veilchen.

Ben drehte sich mechanisch um und betrat die Küche. Modest erzählte unter unbändigem Gekicher seinen Witz zu Ende, und die anderen lachten, ohne auf die Pointe zu achten. Ben spürte eine Hand auf seiner Schulter, und als er auf sah, stand Kostandin neben ihm.

»Hör dir das an, hör zu! Da ist also dieser einbeinige Bettler und der dreibeinige Hund. Der Bettler geht von Tür zu Tür und bittet um etwas zu essen, aber jedes Mal...«

»Jetzt nicht. Erzähl's mir später.«

»Klar. Alles okay mit dir?«

»Ja, ja.«

»Siehst aber nicht so aus.«

»Da drin sitzt jemand, den ich kenne.«

»Aus England? Ein Freund?«

»Ein Freund nicht direkt.«

»Und der soll dich nicht sehen?«

»Genau.«

Er ging an Kostandin vorbei zu den Spießen und stach in das Fleisch, um zu prüfen, wie weit es war. Er wünschte sich besser nicht, mit Eberhard zusammenzutreffen. Sie waren sich lange nicht mehr begegnet, jedenfalls nicht, seit Emine ihn verlassen hatte. Aber Eberhard kannte natürlich Foyt. Von Foyt musste er wissen, wie die Dinge standen.

Ein heißes Blutrinnis lief über den Messergriff, und er fluchte, ging erneut an Kostandin vorbei und hielt die Brandwunde unter kaltes Wasser. Seine Hände schmerzten schon von einem Dutzend anderer Verbrennungen. Nein, er wünschte sich besser nicht, mit Eberhard zusammenzutreffen. Doch sein erster Impuls, als er ihn gesehen hatte, war nicht gewesen, ihm aus Scham oder irgendeinem anderen Grund aus dem Weg zu gehen. Er hatte daran gedacht, mit ihm zu reden.

»Was will er in Metamorphosis?«

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?«

Kostandin trat zu ihm und wusch sich die Hände. »Hey, schsch, kein Problem. Modest erzählt dir seinen Witz, ich geh nach vorn. Ich bediene deinen *Freund*, und du lächelst wieder. Okay?«

Ben spülte das kleine Messer ab und hängte es an das Gestell mit den metallisch klirrenden Bratspießen. Hinter ihm sagte Florent irgendetwas in seiner Muttersprache. Modest lachte, nicht ganz so unbefangen wie über seinen eigenen Witz.

»Okay?«

»Nein, lass mal, ich komm schon klar. Danke.«

»Bist du sicher?«, fragte Kostandin, und es klang nicht wie eine Frage, sondern eher wie eine Antwort auf etwas, das zu absonderlich war, um akzeptiert zu werden. »Ich dachte, du willst ihn nicht sehen.«

»Das hab ich nicht gesagt. Oder vielleicht doch. Wenn ja, hab ich mir's anders überlegt.« Er bedeutete den anderen mit einem Lächeln, dass alles in Ordnung war, dass er zumindest mit ihnen kein Problem hatte. Er band seine Schürze ab, wischte sich die Hände ab, sammelte sich und ging wieder nach vorn.

Noch ein paar Stammgäste waren dazugekommen, Männer, die er kannte, wenn auch nicht mit Namen, Junggesellen, für die niemand kochte, Witwer, die zu Hause niemanden hatten. Zwei alte Männer erregten sich über die Fernsehdiskussion und schlugen mit der flachen Hand auf ihre benachbarten Tische. Ben nahm ihre Bestellungen entgegen und rief sie in die Küche durch, dann ging er zu dem Ecktisch.

Soweit er erkennen konnte, bemerkte Eberhard ihn erst, als er neben ihm stehen blieb. Er las noch, und auch als Ben zu sprechen begann, sah er nicht auf, sondern blätterte langsam um. Das Buch war nicht viel mehr als eine Broschüre mit einem vergilbten weißen Umschlag, in italienischer Sprache, mit Schichten eng gedruckter Fußnoten.

»Was darf's sein?«

»Äh. Viel Hunger hab ich nicht, aber ich muss was essen. Was Nahrhaftes. Was können Sie empfehlen?«

Er sprach ein undefinierbares, akzentfreies Neugriechisch. Das allein war schon eine Überraschung. In Oxford hatte man Eberhard für seine altsprachlichen Kenntnisse bewundert. Wie andere Dozenten auch schien er wenig Sympathie für das Alltägliche zu hegen, ein schon an Abneigung grenzendes Desinteresse an allem Modernem.

Als nicht gleich eine Antwort kam, hob er den Kopf, und es war, als flammten in seinen Brillengläsern Blitzlichter auf. Er legte den Kopf schräg, und sie wurden durchsichtig. Sein Gesicht erinnerte Ben an Lorne, den Ägyptologieprofessor, einen Mann, der alle mit wohlwollendem, verwöhntem Un-

verständnis angesehen hatte, ähnlich einem Kind, das aus einem Auto heraus zuschaut, wie die Fußgänger durch den Schnee hasten. Dann veränderte sich seine Miene, sein Lächeln blieb unbeteiligt, verlor aber das Nichtssagende, und der Kalliope-Blick trat in seine Augen.

»Das Fleisch ist immer gut.«

Ben sprach weiter Griechisch und war froh, als Eberhard zögerte. Eberhard hätte Ben lieber nicht erkannt und fragte sich, ob er den Kontakt vermeiden konnte, ob Ben ihn ebenfalls erkannt hatte. Dann schien Bens Gesicht etwas zu verraten, denn Eberhard klappte seine Broschüre zu, nahm seine Lesebrille ab und legte sie in ein verbeultes Metalletui.

»Du? Was machst du hier?«

»Ich bediene an deinem Tisch.«

»Offensichtlich«, sagte Eberhard. »Im Ernst?«

»Im Ernst.«

Sauer schwieg, doch sein Blick blieb an Ben haften. Dann steckte er seine Broschüre ein und nahm an Ben vorbei den Gastraum in Augenschein – die nikotinverfärbten Deckenventilatoren, die über Politik streitenden alten Männer, Adamidis, der an der Bar lümmelte –, alles auf einmal.

»Schade drum. Darfst du dich setzen?«

Ben schüttelte den Kopf, setzte sich dennoch, schüttelte erneut den Kopf und merkte, dass er anfang zu lachen. »Schon komisch! Ich hätte nie gedacht, dass ich hier jemanden treffe.«

»Du triffst doch sicher jede Menge Leute. Eher zu viele, denke ich mir.«

»Du weißt schon, wie ich's meine.«

»Ja, das ist wirklich eine Überraschung.« Eberhard lächelte matt, als hätte er es mit einer amüsanten, grotesken oder vielleicht auch geschmacklosen Situation zu tun. »Aber sie ist klein, unsere Welt, und sie wird immer kleiner. Heutzutage

gibt's einfach kein Entkommen mehr. Schade, dass wir uns nicht unter angenehmeren Umständen wiedersehen.«

»So schlimm ist es auch wieder nicht.«

»Was hat dich denn hierher verschlagen?«

»Glück.«

»Glück nennst du das?«

»Dann eben Pech.«

»Na, es gibt bestimmt Schlimmeres. Aber ein ganz gewöhnlicher Vorort dürfte nicht so einen ungewöhnlichen Namen haben. *Metamorphosis*, da ist die Enttäuschung doch vorprogrammiert, findest du nicht? Ich hab hier goldene Straßen erwartet.«

Er schenkte sich Wasser ein. »Es ist nur ein Glas da, das macht dir hoffentlich nichts aus.« Er sah auf und wartete auf Bens Antwort.

»Ich hab nicht solchen Durst.«

»Du siehst müde aus.«

»Ich arbeite bis spätabends.«

Er wusste nicht, was er noch sagen sollte. Schon jetzt wünschte er sich, sie wären sich nicht begegnet: Außer Geschichte verband sie nichts. Er sah sich im Raum um. Adamidis saß tief über sein Sudoku gebeugt, die alten Männer schraubten ihren Streit zurück. Ein Schwarm Büromädchen ließ sich an den Fenstertischen nieder. Gleich musste er ihre Bestellungen aufnehmen und Getränke holen, die Adamidis den alten Männern spendieren konnte.

»Ich hab von der Sache mit Emine gehört«, sagte Eberhard, und plötzlich, als sei eine Lampe angeknipst worden, wurden Ben Ursprung und Richtung seines Ärgers bewusst.

»Das war ja klar. Gute Nachrichten sprechen sich herum. Ich dachte, hier käme ich davon weg, aber du hast recht, die Welt ist verdammt klein...«

Er hielt inne. Seine Hände waren schweißnass. Sein Akzent war unverhüllt zutage getreten. Eberhard sah auf den Tisch hinab.

»Es tut mir leid, Benjamin.«

»Tja.«

»Ich hatte gehört, dass du wegwillst, da ging so ein Gerücht um, aber ich hatte keine Ahnung, dass es Griechenland war. Hast du nichts Besseres gefunden?«

»Ich bin gar nicht dazu gekommen, mich anderweitig umzusehen. «

»Du solltest dir Zeit dafür nehmen. Du könntest bestimmt eine richtige Arbeit finden.«

»Kann sein. Aber erst mal ist das hier ganz okay. Ich bin ja nicht wegen der Arbeit hergekommen.«

»Ach so. Dann wegen der Luft. Frische Luft, neue Weiden. Kann man verstehen.«

»So?«

»Ja, wahrscheinlich fühlst du dich...«

»Woher willst du wissen, wie ich mich fühle?«

»Stimmt. Aber dein Griechisch ist jedenfalls besser geworden. «

»Nicht sehr.«

»Doch, ziemlich. Wärest du nicht so wohlherzogen, würdest du dich anhören wie ein Athener Taxifahrer.«

»Ist das gut?«

»Warum nicht?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass du das moderne Griechenland bewunderst.«

»Das hast du gemerkt? Trotzdem – jeder Altphilologe sollte diese Leute um ihr fließendes Griechisch beneiden. Physiker und Mathematiker müssen die Art von Neid nicht erleben, es gibt ja keine Bürger der Nation der Physik oder der Republik der Zahlen. Obwohl das ihrem Ego guttäte.«

Ein Ruf aus der Küche; jemand brüllte Bens Namen. Erleichtert stand er auf; er wollte nur noch weg.

»Willst du jetzt was essen?

»Aber sicher.«

Eberhard nahm die Speisekarte, warf einen Blick darauf und legte sie dann wieder hin, als wüsste er nicht, was er mit ihr anfangen sollte. »Vielleicht kannst du mir bringen, was du empfohlen hast. War's nicht das ... Fleisch?«

»Das Fleisch«, wiederholte Ben, und Eberhard seufzte.

»Ehrlich gesagt bin ich nur hier reingekommen, um Ruhe zu haben. Ich fahr nicht gern, wenn ich müde bin. Ich dachte, in einem Grillrestaurant in der Fastenzeit ist es ruhig und friedlich. «

»Und statt Ruhe und Frieden findest du mich.«

»Das hab ich nicht gesagt.« Eberhard schob seinen Stuhl zurück und streckte ihm die Hand hin. »Darf ich dir einen Vorschlag machen?«

»Bitte.«

»An der Uni wimmelt es zwar von Studenten, die bei Starbucks Bestellungen aufnehmen lernen, aber sieben Jahre Oxford qualifizieren einen vielleicht doch für was Besseres.«

»Ich werd's mir merken.«

»Tu das. Nicht sauer sein, war nur ein gut gemeinter Rat. Ich sag noch tschüs, bevor ich weiterfahre. Wie lange dauert das Fleisch?«

»Nicht lange, wenn du's eilig hast.«

»Ein frühes Abendessen also.«

»Wohin willst du?«

»Heute Abend nach Korinth«, sagte Eberhard und fuhr dann leiser fort: »Oder auch weiter, wenn wenig Verkehr ist. Aber Lakonien läuft mir ja nicht davon.«

Er griff wieder nach der Speisekarte, öffnete sein Brillenetui, klappte die Brille auseinander und setzte sie auf. Als er

aufblickte, waren seine Augen vergrößert, eulenhaft; er schien erstaunt, dass Ben noch immer neben ihm stand.

»Lakonien?«

»Ja.«

»Du meinst Lakedaimonien?«

»Ja.« Eberhard hielt die Speisekarte hoch. »Da steht, ihr habt Milchlamm ...«

»Erst zu Ostern. Wie ist es?«

»Ich hatte noch nicht das Vergnügen...«

»Nein, nicht das Lamm. Lakedaimonien.«

»Es ist... eindrucksvoll. Aber wahrscheinlich nicht jedermanns Sache.«

Ben setzte sich wieder. Eberhard rückte seinen Stuhl zurecht, als wollte er für sie beide Platz schaffen.

»Ich war noch nie dort.«

»Oxford ist ja übertrieben theoretisch, aber in dem Fall haben sie nicht ganz unrecht. Es gibt da nicht viel, was die Reise lohnt. Lakedaimonien hat deine löbliche Neugier nicht verdient, fürchte ich.«

»Ich hab darüber geschrieben, das ist alles. Lakonien. Sparta. Ein paar Vorträge, eine Menge Artikel. Letztes Jahr hab ich jedenfalls gedacht, ich könnte versuchen, das alles zusammenzuführen und eine Doktorarbeit daraus zu machen...«

»Besser nicht«, entgegnete Eberhard. »Wenn ich du wäre. Es gibt da so wenig, worüber man schreiben kann, archäologisch gesehen. So wenig ist erhalten geblieben.«

»Klar, ich weiß. Aber ich liebe es, schon immer. Die Idee jedenfalls. Athen und Rom haben mich nie groß interessiert, aber Sparta, das hatte was... Als Kind und Jugendlicher konnte ich gar nicht genug darüber lesen. Hohles Lakedaimonien.«

Keine Antwort. Eberhard klappte die Speisekarte zu und sah auf sie hinab, als hätte ihn das Wort »lieben« gekränkt.

»Im Frühling ist es bestimmt schön dort.«

»Oh, es ist auch jetzt schön. Und überhaupt immer. Aber leider nennt es heute niemand mehr Lakedaimonien. Nicht mal wir.«

»Wir?«

Sauer faltete die Hände auf dem Tisch, die Finger schützend verschränkt. »Die Leute, die dort arbeiten.«

»Arbeiten? Woran?«

»An einem kleinen Projekt. Kaum der Rede wert.«

»Ein Projekt? Du meinst eine Grabung?«

»Das wäre zu viel gesagt. Wir stöbern nur auf altem Boden herum. Ein bisschen buddeln wir inzwischen auch. Die Erde ist noch kalt, aber das wird besser.«

»In *Sparta*?«

»Nein, nein. In der Nähe.«

»Da gibt's wohl keine...«

»Nein.«

»Hm.«

»Tut mir leid.«

»Schon gut. Du hast ja recht.«

»Ach ja?«

»Die Arbeit würde mir nichts ausmachen. Wenn sich was anderes ergeben würde, so was wie das, was ihr gefunden habt... und jetzt kreuzt du hier auf. Das wäre einfach Glück gewesen, das ist alles.«

»Ja, nicht wahr?« Eberhard lächelte höflich-mitleidig; dann winkte eines der Büromädchen und wollte bedient werden, aus der Küche pfiff Florent, der die Teller für die beiden Alten gefährlich auf der Schwingtür balancierte, und Ben musste gehen.

Er hatte sich dann doch nicht verabschiedet. Als Ben ihm das Essen brachte, hatte Sauer wartend dagesessen, und später hatte Ben ihn, während er hin und her eilte, beim Essen lesen sehen, methodisch, die Hände abgewinkelt auf der Tischplatte, vor sich die aufgeschlagene Broschüre, mit dem Essig- und dem Öfläschchen beschwert. Dann hatte Modest eine Schüssel mit Fleischabfällen fallen lassen, und bis sie beide die Schweinerei beseitigt hatten, war der Ecktisch leer gewesen. Kassiert hatte Adamidis, wie sich herausstellte. Der Gast habe es eilig gehabt und sei nicht sehr gesprächig gewesen, wie die Engländer manchmal, das sei genetisch bedingt, und bei einem so guten Trinkgeld sei es ja auch egal.

Sparta ... Es gab wenig zu sehen dort, das wusste er; er hatte nie das Geld oder die Zeit gehabt, um dorthin zu reisen, und für seine Forschungen war es auch nie nötig gewesen. Was mochte Eberhard dort suchen? Sparta war nicht Athen. Die Spartaner hatten nichts hinterlassen, was ihre Größe widerspiegelte. Sie waren nur noch Gerüchte von Gerüchten in den Geschichten anderer, der Römer und Ionier, der Makedonier und Athener, und jeder Außenstehende widerlegte seinen Vorgänger – eine mediterrane Gerüchtekette.

Er fragte sich, wie es wohl wäre, nicht von etwas weg-, sondern zu etwas hinzulaufen. Etwas oder jemanden zu haben, wohin man konnte: ein Ziel zu haben.

In Oxford hatte er festgestellt, dass sich selbst die gescheitesten Leute lächerlich machen konnten. Er war überzeugt, dass Eberhard ihn belogen hatte, und zwar ziemlich ungeschickt. Es gab Arbeit in Lakonien, und Ben durfte es nicht wissen. Von ihrem Zusammentreffen überrascht, hatte Eberhard die Situation unbeholfen überspielt; oder er war von Haus aus ein schlechter Lügner, ein Mensch, der sich mit der Unwahrheit schwertat.

Doch wie auch immer – Ben nahm es ihm nicht übel. Er hatte Eberhard nie gut gekannt. Sauer hatte stets unnahbar gewirkt, und dieser Eindruck hatte nicht getrogen. Das gesellschaftliche Leben an der Universität hatte ihn nicht besonders interessiert, auch wenn es ihm, wie Ben wusste, nie an Einladungen von Leuten gemangelt hatte, die eine Herausforderung suchten. Sein Ruf hatte ihn zu einem begehrten Objekt gemacht, doch er war offensichtlich zu intelligent gewesen, als dass man mit ihm hätte bekannt sein wollen, selbst in Oxford; seine Intelligenz war ein Panzer. Oder mehr noch, eine Prunkrüstung: Panzer und Prunkrüstung zugleich.

Sie waren bestenfalls Kollegen gewesen, für Freunde hatten sie sich nie gehalten. Sie hatten nichts gemein, das fand Ben selbst. Wieso sollte Sauer sein Glück mit ihm teilen?

Es war nur merkwürdig. Dass ihre Wege sich überhaupt gekreuzt hatten, so klein die Welt auch sein mochte. Dass Eberhard log – und das so kläglich –, obwohl es nichts zu verbergen gab. Allenfalls eine Arbeitsmöglichkeit, bei schlechter Bezahlung, wie so oft auf ihrem Gebiet. Durch die Arbeit hätten sie natürlich wieder zu Kollegen werden können. Hatte Sauer genau das vermeiden wollen?

Zum ersten Mal seit er England verlassen hatte, spürte er ein Hellerwerden, eine schwache Regung des Geistes. Seine Neugierde war ein Ansporn, der ihn, wenn auch noch nicht zum Handeln, so doch dazu bewegte, sich seine Untätigkeit bewusst zu machen. Eine fragiler, aufkeimender Eifer.

Nachts waren seine Gedanken dunkler. Lange verweilten sie dabei, wie er Eberhard kennengelernt hatte. Am selben Tag hatte Emine Foyt kennengelernt. Damals hatte sie den Professor lächerlich gefunden. Auf dem Heimweg von diesem ersten Seminar war sie wütend auf ihn gewesen. Und man konnte sich damals auch leicht über ihn lustig machen, über

seine gekünstelte Schüchternheit, seine trockene Lüsternheit, seinen höflichen Stolz. Die Selbstgefälligkeit eines gut aussehenden Mannes, eines Mannes, der nur in seiner eng begrenzten Welt berühmt war.

Sie waren erst wenige Monate zusammen. Emine hatte in diesem Semester mit Freundinnen eine große Wohnung in Risinghurst bezogen, die Bens Mittel weit überstieg; er hatte sein Wohnheimzimmer beibehalten und übernachtete meist bei ihr. Sie waren wegen des Seminars früh in die Stadt gefahren und hatten sich mit Kaffee und Marmorkuchen, den sie sich teilten, an den Senkgarten gesetzt. Das Warten machte Emine unruhig; sie war nervös wegen des Semesterbeginns und des neuen Dozenten. Foyts Zimmer ging auf den Chervell hinaus, und Emine schaute immer wieder dort hinüber. Sie erzählte von ihrer Schulzeit – von einer Nonne, in die sie verliebt gewesen war, von einem Sommer in Limoges, einem Ausflug zur Île de Ré –, und plötzlich wechselte sie das Thema.

»Welches ist sein Zimmer?«

Er beugte sich an ihr vorbei und zeigte darauf; in der kalten Luft spürte er ihre Wärme an seinem Arm. »Da, am Fellows Garden.«

»Ich geh mal hin.«

»Warum?«

»Weil mir langweilig ist. Und weil er berühmt ist.«

»Berühmt!« Er lachte. »Also komm, Emine...«

Die Angst, sie zu langweilen, hatte ihm einen Stich versetzt, sodass er sie bei ihrem Namen genannt hatte.

»Komm du. Ist doch lustig. Ich möchte hin.«

Und weil sie es wollte, kletterten sie natürlich, auf dem morgenfeuchten Gras rutschend, hinunter. Er murrte, aber Emine brachte ihn zum Schweigen. Er versprach sich nichts davon, doch Professor Foyt war tatsächlich da, nichtsahnend

wie ein Fisch im Glas. Nicht etwa halb angezogen oder zerzaust, aber trotzdem lächerlich. Ein gepflegter Mann, nicht größer als Emine, stand er im Halbdunkel des Zimmers vor einem hohen Spiegel und betrachtete sich mit andächtig konzentrierter Miene. Dann hielt er sich die hohle Hand vor Mund und Nase, eine seltsame und zugleich vertraute Geste. Er prüfte seinen Atem.

Das Seminar war nur insofern etwas Besonderes, als Eberhard daran teilnahm; Foyt selbst zeigte so wenig Interesse für seine Studenten wie die meisten anderen Professoren auch und verbreitete sich endlos über die Grundlagen der Archäologie, die modernen Feinheiten des stratigrafischen Prinzips, die bei Grabungen lauernnden Gefahren. Ab und zu ließ er seinen Blick zu Emine hinüberwandern, auf deren gekreuzten Füßen die Sonne lag. Die meisten Männer hätten das getan.

»Die Ausgrabung muss unser letztes Mittel sein. Bei unserer Erforschung der Vergangenheit ist sie unser wirksamstes Werkzeug, aber auch das destruktivste. Der Prozess des Ausgrabens bringt zwangsläufig Zerstörung mit sich. Wenn der Archäologe nicht alles birgt, was zu bergen ist, können die Antworten, nach denen er sucht, für immer verloren gehen. In dem Moment, in dem wir zu graben anfangen, beginnen wir schon zu verlieren, was wir finden wollen. Bei einer Grabung gibt es kein Zurück...«

Einmal hob Emine die Hand wie zum Gähnen an den Mund, aber sie gähnte nicht; ihre Augen schweiften, sprühend von Heiterkeit, zu Foyt hinüber, doch später, als sie mit dem Bus nach Risinghurst zurückfuhren, war sie missgelaunt.

»Ich mag ihn nicht. Foyt. Ich kann ihn nicht ausstehen.«

»Wieso?«

»Weil er...« Ihr Akzent trat deutlicher hervor, wie immer, wenn sie sich ärgerte; auch bei ihm war das so. »Er ist ein mieser, eingebildeter alter Gockel.«

Ihre Ausdrucksweise erinnerte ihn an das Essen, das sie für seinen Bruder gekocht hatte, und er musste lachen.

»Du glaubst wohl, ich mache Witze.«

»Nein, natürlich nicht. Warum solltest du?«

»Du bist so ein Idiot. Du hast es nicht mal gemerkt.«

»Was gemerkt? Hat er sich unterm Tisch einen abgewandelt?«

»Sei nicht so eklig.«

»Eklig und Eingebildet. Böse Zwillinge, bei der Geburt trennt. «

»Das ist nicht komisch.«

Zu spät merkte er, wie ihre Wangen sich röteten, ein Zeichen, dass sie ernsthaft böse war. »Hey. Okay, er ist ein eingebildeter alter Gockel. Hat er dich angefasst?«

»Das nicht.«

»Was dann?«

Aber Emine sah ihn nur an, und ihre Augen verrieten nichts. Er kam sich vor, als hätte er selbst etwas Schlimmes getan, und als sie weitersprach, wechselte sie das Thema. Danach redeten sie jahrelang nicht mehr von Foyt, jedenfalls nicht ernsthaft, bis zu dem Abend, an dem sie ihm sagte, dass er, Ben, eine Gefahr für sie sei, körperlich und seelisch. Dass sie ihn verlassen werde und für wen sie ihn verlassen werde.

... *Das nicht.* Hatte sie mit der Antwort gezögert? Oder ging in der Erinnerung seine Phantasie mit ihm durch? Es war so leicht, diese Erinnerungen im Nachhinein zu verfälschen. Das alles lag nun schon Jahre zurück, und er war sich nicht mehr sicher.

Er träumte von Sparta und erinnerte sich danach an nichts mehr, und er träumte von Emine und erinnerte sich an alles. Es war ein besserer Traum als die Träume davor.

Ihr Haar lag neben ihm auf dem Kissen, die Strähnen wie Licht und dunkler Honig, sommergebleicht; er drehte sich um,

folgte ihm (dem Kissen und dem viel zu langen Haar) und sah, dass sie auch da war und ihn erwartete. Er küsste sie, spürte, wie sie nach ihm fasste, spürte, wie sie ihnen beiden das Laken wegzog. Ihre Pupillen waren erweitert vor Verlangen. Es war, als sei nie etwas schiefgelaufen zwischen ihnen. Als sie kam, legten sich ihre Finger auf ihren Mund, als sei ihre Lust etwas längst Vergessenes.

Beim Aufwachen wusste er, was zu tun war.

Er rief bei der British School an, einer alten archäologischen Einrichtung, nicht weit von der Pension, in der er die ersten Tage in Athen gewohnt hatte. Zwei Tage später bekam er im Restaurant einen Anruf. Man habe auf seine Bitte hin Nachforschungen über Ausgrabungsarbeiten in Lakonien angestellt; eine Frau Dr. Fischer wolle ihn sprechen.

Der Tag war schon warm. Der Frühling nahte. Er ging zur British School. Jenseits des grünen Geländes kletterten Flachdächer und gestreifte Markisen zum Lykabettos hin bergan. Eine bleichgesichtige Mitarbeiterin führte ihn in Dr. Fischers Büro und schloss die Tür hinter ihm.

Der Raum war leer. Zwischen zwei Bücherwänden eine Wand mit Bildern. Altertümliche Fotografien. Eine Frau in abgetragenen Schwarzweiß, breitbeinig auf den Resten einer Zyklopenmauer, als stünde sie auf einem erlegten Elefanten. Eine Aufnahme von Delphi bei Tagesanbruch mit Reitern zwischen den Säulen. Die Großmoguln der Archäologie, die im Namen ihrer Reiche Anspruch auf Goldschätze erhoben hatten: Schliemann, vor einer Gruppe von Ingenieuren sitzend, Layard, mit einem Heer von Tunnelbauern posierend, Carter, unmittelbar nach der Plünderung des Grabes Tutanchamuns Autogramme gebend, die Dunkelheit ringsum mit Blitzlichtern bestirnt.

Hinter dem Schreibtisch zwei Schiebefenster voller Aloepflanzen, deren an die Scheiben gedrückte Blätter den Raum dschungelgrün färbten. Der Schreibtisch war vollgepackt. Originalgetreue Kopien von etruskischen und phönizischen Inschriften und Texten aus den Elephantine-Papyri. Eine blaue Schachtel Eisbonbons. Ein Artikel in französischer Sprache über die Bombenanschläge auf zwei Synagogen in Istanbul. Eine alte Broschüre – *Kurzdarstellung der Lehren Zarathustras & Platons* – aufgeschlagen und mit einem gläsernen Blumen-Paperweicht beschwert.

Dies sind die wichtigsten Lehren, die jeder nach Klugheit Strebende beherzigen sollte. Die erste dieser Lehren handelt von den Göttern: dass es sie gibt. Einer der Götter ist Zeus, der Souverän. Poseidon sodann, zwei weitere Götter im Himmel, himmlische Abkömmlinge der Sterne wie auch chthonische Abkömmlinge der Geister, die uns nahe sind ...

»Georgios Gemistos Plethon aus Mystras«, sagte eine krächzende Stimme, und er fuhr zusammen, stieß gegen die Blumenkugel und konnte sie gerade noch auffangen, ehe sie zu Boden fiel. Die Doktorin stand hinter ihm, eine kleine alte Frau im Hahnentritt-Tweed, mit einer zu großen Sonnenbrille auf der Nase.

»Haben Sie ihn gelesen?«

»Ich... nein... nein...«

»Vielleicht nicht Ihre Epoche. Vierzehntes Jahrhundert, obwohl man das nicht vermuten würde. Der Letzte der großen griechischen Philosophen. Manche würden sagen, die letzte vergebliche Hoffnung von Byzanz. Konstantinopel fiel nur ein Jahr nach seinem Tod an die Türken. Seine *Nomoi* sollen überragend gewesen sein. So überragend, leider Gottes, dass das einzige existierende Exemplar vom Patriarchen von Byzanz verbrannt wurde. Das hier ist nur seine *Zusammenfassung*, die von einem getreuen Schüler gerettet wurde. Wie Sie

sehen können, trat Plethon für die Annahme des hellenischen Heidentums ein... daher die Verbrennung. Bitte setzen Sie sich. Sind Sie schon lange im Lande?«

Fischer ließ sich in ihrem Sessel nieder und ordnete ihre Papiere und Süßigkeiten. Vier Wochen, sagte er, und sie machte ts, ts, ts.

»Sie klingen, als hätten Sie eine Erkältung. Wenn Sie nach Lakonien wollen, müssen Sie sich vernünftig anziehen. Der Winter hier ist manchmal eine Überraschung für den, der nur den griechischen Sommer kennt.«

»Also gibt es doch eine Grabung in Sparta?«

»Ja, allerdings. Ah! Hier kommt der Tee. Danke, Nyssa.«

Die bleiche Mitarbeiterin kam herein und ging wieder. Fischer nahm ihre Sonnenbrille ab und schenkte ein. Ihre Augen waren von einem zarten Blau, umsäumt von zahllosen Lachfältchen.

»Also jetzt! Zur Sache! Sie sind aus Oxford, stimmt's?«

»Ja.«

»Und Sie haben viel Erfahrung in Feldarbeit?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich würde mich nicht als praktischen Archäologen bezeichnen ...«

»Dann wird das zweifellos alles noch spannender für Sie. Ich für mein Teil hoffe ja, nie wieder eine Schaufel schwingen zu müssen, aber für Sie wird das ein Privileg sein. Die Vollendung Ihrer Ausbildung, nicht wahr? Nun also: Es stimmt, was Sie gehört haben: Es gibt eine Grabung. Wir wurden sogar gebeten, sie aus eigenen Mitteln zu finanzieren: Zu dem Zeitpunkt sollte das Projekt daran erinnern, dass vor hundert Jahren die ersten Arbeiten der School in Lakonien begonnen hatten, und dem sollten sich Ausstellungen hier und in Sparta anschließen. Wir bekamen allerdings so viele Vorschläge zugeschickt, und die Leiterin war in diesem Fall jung und unerfahren und... kurzum, es hat sehr viele Grabungen in Sparta

gegeben, und es ist sehr wenig Vorzeigenswertes dabei herausgekommen. Trotzdem hat sie weitergemacht, und es ist ihr Verdienst, dass jetzt wieder eine Grabung läuft. Allerdings reichen die Mittel nur für eine Saison. Deshalb werden sie da unten richtig ranklotzen. Lange Arbeitstage. Keine Picknicks. Und sie suchen nach Fundstellen an den Rändern der wichtigsten Grabungsstätten Spartas. Sie werden Schweineställe ausgraben, keine Paläste... ein Schweinestall wäre sogar schon ein ansehnlicher Fund. Sind Schweineställe für Sie wenigstens halbwegs attraktiv, Mr. Mercer?

»Ich bin sicher, ich kann...«

»Schön, schön. In diesem Fall habe ich noch mehr Neuigkeiten für Sie. Erstens: Die Grabung hat vor einem Monat begonnen. Die Stätten werden im Herbst wieder zugeschüttet. Die Leiterin hat ein paar neue Ideen über das Arbeiten außerhalb der Saison realisiert, um Störungen durch Touristen möglichst in Grenzen zu halten; das Verfahren erscheint mir ein bisschen neumodisch, bietet Ihnen aber eine Chance, wie sie so früh im Jahr sehr selten ist. Zweitens sind zwar nur Mittel für eine einzige Grabung bewilligt, aber diese Mittel stammen von der Cyriac Foundation. Kennen Sie die Stiftung?

»Leider nicht, nein.«

Fischer trank von ihrem Tee und beugte sich dann über den Schreibtisch vor.

»Die Cyriac Foundation hält sich gern im Hintergrund. In Amerika ist sie eine Cultural Resource Management Firm; hier bezeichnen wir solche Körperschaften schlicht als reich. Der griechische Staat kann herzlich wenig Geld in das Umpflügen seiner Vergangenheit investieren, und den Universitäten geht es heutzutage auch nicht viel besser. Außerdem interessiert sich niemand dafür, in so oft beackertem Boden wie dem Spartas zu wühlen. Im Gegensatz dazu ist die Cyriac

Foundation so reich wie der sprichwörtliche König von Lydien. Wenn ich richtig informiert bin, bekommen die Mitarbeiter etwas bezahlt, und um ihren Spesensatz werden sie allseits beneidet. Möchten Sie auch noch meine restlichen guten Nachrichten hören?«, fragte Fischer und redete in ihrer Begeisterung einfach weiter, die leere Teetasse in der mageren Hand. »Ich habe bereits Kontakt mit der Projektleiterin aufgenommen. Ihr Name ist Dr. Missy Stanton. Leider ist sie Amerikanerin, aber denen entkommt man ja heutzutage nirgends. Ich habe ein starkes Interesse Ihrerseits angedeutet, und Oxford spricht für sich. Dr. Stanton wird sich glücklich schätzen, Sie im Team zu haben. Sie müsste Ihnen noch diese Woche an Ihre Adresse schreiben. Aber nun, erzählen Sie mir, wie ist es dieser Tage so in England?«

»Ein Vöglein hat mir gezwitschert, dass du uns verlässt.«

Abend, die Küche ruhig nach dem sonnigen Tag. Später würden sie über die ungewohnte Hitze klagen; doch bei Sonnenuntergang war alles langsam und angenehm, so als wäre das Öl in seinen Plastikfässern hochgestiegen und sie wären alle darin versunken.

»Lakonien, zwitschert das Vögelchen. Stimmt das, Engländer? «

»Ja.«

»Ein Jammer. Wie es in dem Song heißt: I hate to see you go, but I love to watch you leave.«

Er hatte versucht, alles zusammenzukratzen, was er über Sparta wusste. Er knetete sein Wissen durch wie den Teig in seiner Rührschüssel. Jedes Faktum war wie ein lockerer Zahn, der bei Berührung mit der Zunge wackelt, sich aber nicht herauslösen lässt.

Morgen würde er in die Bibliothek der British School gehen. Er würde den ganzen Vormittag lesen und während der

Busfahrt schreiben können. Wenn ihm auch in Sparta etwas Zeit blieb, konnte er vielleicht an seiner Dissertation weiterarbeiten.

Es waren auch Briefe gekommen. Einer von Emine und eine von Ness unterschriebene Karte, beides, wie vereinbart, postlagernd an das Postamt am Syntagma-Platz. Die würde er auch lesen, wenn ihm danach war.

»Eine große Stadt«, sagte Nikos, »eine noble Stadt, Sparta.«

»Schickst du uns eine Ansichtskarte?«, fragte Modest, und Ben musste lächeln.

»Es hat immer geheißen, die Spartanerinnen seien so schön.«

»Dann schick uns hundert Ansichtskarten!«

»Wenn es das nur früher geheißen hat, sind sie jetzt womöglich allesamt Großmütter.«

»Stimmt. Wir brauchen keine hundert Ansichtskarten von Großmüttern.«

Müßiges Gerede. Der Trost der Stille. Er machte eine Ei-und-Zitronen-Soße, schlug das Wasser und die Eiweiß mit dem Schneebesen schaumig, rührte Saft und Dotter und blutwarme Brühe hinein. Er arbeitete sorgfältig, verschmolz die Bestandteile sacht miteinander. Auf dem Hof jagten Fledermäuse – schwarze, durchs Licht flatternde Fetzen.

»Als ich ein Kind war«, sagte Kostandin, »hab ich sie noch gehört. Jetzt kann ich sie kaum noch sehen.«

Gelächter ohne Schadenfreude. So sollte es enden, dachte er. Ich sollte jetzt gehen, heute Nacht, wo ich das Gefühl habe, ich könnte ewig bleiben. Und dann stand Nikos von seinem Platz an der Tür auf, kam herüber und stellte sich dicht neben ihn.

»Sparta. Eine ruhmreiche Geschichte hat dieser Ort. Aber das weißt du ja. Mein Vater sagt, du weißt alles über die Ge-

schichte unseres Landes. Er sagt, du bist ein gescheiter Kerl. Stimmt das?«

Das Gemisch nahm ein alchemisches Gelb an, heller als das der Dotter oder der Zitronen. Fast fertig. Noch ein bisschen Bouillon. Noch ein Dotter. Er griff durch Nikos' langen Schatten.

»Stimmt das, Engländer? Warum sagst du nichts?«

»Dein Vater irrt sich.«

Er schlug das letzte Ei in eine Teetasse, hob den Dotter im Ganzen heraus, befreite ihn durch Rollen vom Eiweiß und ließ ihn von seinen Fingern in das Gemisch gleiten. Er begann kräftiger zu schlagen, gab sich ganz der Bewegung hin.

»Mein Vater irrt sich nie. Du und ich, wir haben etwas gemeinsam. Wir haben Grips. Nicht wie die anderen. Der da, Modest, der hat nichts im Kopf als Schweinkram. Der hat nur Sperma zwischen den Ohren. Was können wir für ihn tun? Ah, ich weiß. Wir erzählen ihm ein bisschen was, du und ich. Wir klären ihn auf über den Ruhm Spartas. Okay? Ich fang an. Vor langer Zeit waren Sparta und Athen Todfeinde. Die Spartaner waren an Land nicht zu schlagen, und sie waren die Herren des Meeres. Dann wurden wir zu gierig. Wir versuchten, eine reiche Stadt in weiter Ferne zu erobern, aber wir wurden besiegt. Die klugen Spartaner bauten eigene Schiffe, und unsere verstreuten Flotten wurden aufgebracht. Na, wie bin ich?«

»Ich hab zu tun, Nikos.«

»Nein, nein! Jetzt bist du dran. Wenn die Spartaner unsere Seeleute gefangen nahmen, was haben sie dann mit ihnen gemacht? «

Er hörte auf zu schlagen. Sein Herz pochte schneller, als ihm lieb war. Seine Finger waren mit Eiweiß verklebt. Und irgendwas stimmte nicht mit der Mischung, sie setzte ihm Widerstand entgegen, der Schneebesen verklumpte. Eine Spur

zu fest das Ganze, als wäre die Brühe zu warm gewesen oder zu ungeduldig eingeträufelt worden, so dass die Eier zu schnell gerannen.

»Sie haben sie umgebracht?«

»Falsch.«

Er zog den Schneebesen heraus. Graurosa Klümpchen hingen an den Drähten. Er legte den Schneebesen weg und beugte sich tiefer, um der Sache auf den Grund zu gehen. Die Farbe der Mischung hatte sich ebenfalls verändert. Sie glänzte nicht mehr, sondern war matt geworden, das Gelb war bräunlich verfärbt.

»Na komm schon. Was haben sie mit ihnen gemacht, Engländer? «

»Lass ihn in Ruhe, Nikos.«

»Was hast du denn? Wir erzählen Modest doch nur eine Geschichte.«

»Es ist Bens letzter Abend.«

»Willst du mir vorschreiben, was ich zu tun habe?«

»Nein.«

»Kommandierst du mich rum?«

»Komm schon.«

»WILLST DU MIR SAGEN...«

»Die Hände«, sagte er. »Sie haben ihnen die Hände abgehackt. «

Er stand da und schaute in die Schüssel hinab. Ein bisschen Blut stieg an die Oberfläche. Zuerst war es nur ein Spalt in dem Gelb, so leuchtend wie eine Lavalampe. Dann wurde eine Blase daraus. Sie zerplatzte und breitete sich aus. Es war mehr Blut, als er für möglich gehalten hätte.

Nikos stieß einen Schrei aus und trat zurück. Nach dem Blut stieg der Fötus selbst nach oben. Er war groß, fast geburtsreif, die Haut schon mit nassen Federstoppeln besetzt. Seine Gestalt war zu einem Fleischfetzen geworden, die

Symmetrie herausgeschlagen. Er war körperlos, kopflos, unnatürlich, protoplasmatisch. Verwandelt.

Lieber Ben,

ich hoffe, es geht dir gut. Ich schreibe dir und hoffe, der Brief erreicht dich bald. Uns geht es allen gut. Nessie hat Husten, aber es ist nicht schlimm, alle ihre Freunde haben auch Husten, es ist wie eine Modeerscheinung. Sie vermisst dich. Papa war ein paar Tage hier. Er lässt grüßen. Er wünscht dir auch alles Gute.

Es ist immer noch kalt, aber manche Bäume schlagen schon aus. Im Sommer werden die Blätter alle dasselbe Grün haben, aber jetzt sind sie noch jung, und jedes neue Grün ist anders.

Ben, die Scheidung ist durch. Die Papiere sind schon eine Woche nach deiner Abreise gekommen. Unsere Situation war nicht schwierig, deshalb hat es nicht so lange gedauert. Jetzt ist es also amtlich. Ich wollte eigentlich warten, bis ich es dir am Telefon sagen kann, aber du musst es wissen, und du hast nicht angerufen, und vielleicht ist es auch besser so.

Ich wollte sagen, dass es mir leidtut. Ich entschuldige mich für nichts. Ich meine, es tut mir leid für uns. Es fällt mir schwer, das zu schreiben, aber es ist leichter, es zu schreiben, als es dir ins Gesicht zu sagen.

Und noch was, was ich nicht sagen würde: Ich weiß, dass du mich immer noch liebst. Wenn ich dich noch lieben könnte, würde ich es tun. Es wäre besser für uns alle.

Ruf mich an. Es ist schrecklich, dass wir uns nicht verabschiedet haben. Das sollte nicht sein. Ich habe das Gefühl, dass ich den Kontakt zu dir verloren habe. Es fühlt sich an, als wärst du jetzt ganz weit weg von uns. So habe ich mir das nicht vorgestellt, als du gesagt hast, du gehst weg. Ruf mich

an oder schreib mir. Bleibt es dabei, dass du im Sommer kommst?

Emine.

Liebe Nessie,

hier ist ein Bild von einem Delphin. Wie du siehst, habe ich es selbst gezeichnet (wie du weißt, ist dein Dad ein schrecklicher Lügner).

In Griechenland sind die Delphine berühmt, und alle lieben sie. Sie sind so zutraulich wie Hunde und schwimmen neben Schiffen her. Vielleicht denken sie, die Schiffe machen einen Wettlauf mit ihnen? Vielleicht denken sie, die Matrosen werfen ihnen delphinfreundlichen Thunfisch herunter? Du wirst mir schreiben und es mir erklären müssen.

Ich bin nicht auf einem Schiff, sondern in einem Bus. Der Bus ist so groß, dass er einen Fernseher und eine Toilette hat. Dir würde der Fernseher gefallen, denn es laufen nur alte Filme. Der Bus hat auf der Seite ein Logo mit drei Elstern. Drei Elstern, sagt man, bedeuten »Mädchen«, und das erinnert mich an dich.

Jetzt hat der Fahrer den Fernseher ausgemacht. Wahrscheinlich findet er alte Filme nicht so toll wie du. Draußen sieht man auf einer Seite Berge und auf der anderen das Meer. Das Meer ist hier blau wie ein Bild. Ich hab Ausschau gehalten, aber ich habe keine Delphine gesehen, und jetzt geht mir der Platz aus, deshalb muss ich so klein schreiben. Nicht vergessen – im Sommer komme ich wieder. Heute fahre ich aus einer Stadt namens Athen (blöder Name!) in eine Stadt namens Sparta. Wenn du Mummy oder Sinny um eine Landkarte bittest, kannst du genau sehen, wo ich bin. Sobald ich eine Adresse in Sparta habe, schreibe ich sie dir, und dann können sie dir helfen, mir zu schreiben.

Herzliche Grüße xxx

9. Februar 2004

Liebe Emine,

in meiner Karte an Nessie steht, wo ich bin. Ich habe ihr alles Wichtige geschrieben. Mach dir keine Sorgen um mich. Ich habe Arbeit in Sparta, eine Ausgrabung. Wenn du das hier liest, stecke ich schon bis zum Hals in antiken Schweineställen.

Dann sind wir jetzt also geschieden. Das ist gut. Ich würde nicht wollen, dass es anders wäre. Ich hoffe, du bist glücklich. Ich weiß, wie das klingt, & ich meine es nicht so. ~~Ich wollte, du~~

Wenn wir miteinander reden, sagen wir neuerdings nichts, aber es ist viel schwerer, nichts zu schreiben. Was kann ich sonst noch sagen? Wir haben gerade am Isthmus von Korinth gehalten. Die Männer rauchen alle, die Frauen sind zum gemeinsamen Pinkeln verschwunden. Das Lokal ist voll von fetten Bikern und alten Knaben. Die alten Knaben tragen Kangol-Mützen, und einer hat nur eine Socke an. Die Biker schauen Fußball und essen Doughnuts. Wenn ich mit euren Karten fertig bin, schreibe ich ein paar neue Aufzeichnungen über Sparta. Ich hoffe, sie helfen mir bei meiner Dissertation. Du fehlst mir.

Sachen, die dich zum Lachen bringen:

Ein Junge, der dachte, Fledermäuse seien Mäuseengel.

Ein Mädchen namens Schmetterling.

Auf einem T-Shirt: ZUR VOLLKOMMENHEIT GE-
REIFT.

Ich kann mir vorstellen, dass du jetzt lächelst, also mache ich Schluss. Pass auf dich auf. Mach dir keine Sorgen um mich. Bis bald,

Ben.

Athen. Die Berge und das Meer. Die blauen Schlachtfelder von Salamis. Von Fabriken verunstaltete Ebenen. Sonnenlicht, das ihn wie eine Hochgeschwindigkeitskamera einfängt.

Ölbäume silbrig in der Abendsonne. Ölbaumstämme voller Knoten und Schrunden, Speckrollen, Sumoschenkel, Doppelkinne, Brüste, Warzen und Genitalien, geschnittener Schlitzlöcher, Spalten und Ritzen, Schulterblätter und Filigran. Olivenhaine voll geheimer Dinge: Autowracks, Zigeuner und Pferde.

Ein Hund in einem Straßengraben, tot und aufgebläht wie eine Frucht. Der Isthmus von Korinth, der Kanal tief und schnurgerade wie eine Waffe. Der Geruch von gegrilltem Fleisch an der Lkw-Raststätte bei Sonnenuntergang.

± ETNIKISMOS ±

KKE

ALBANIAN ETNIKE LEGIONE

Obdachlose saßen vor den Türen Obdachloser. Ein grüner Tankwagen in einer Tankstelle. Katzen vor einem Kafeneion, jeder alte Mann ihr Sugardaddy. Eine Straße voller Motorräder. Eine Straße voller Statuen. Ein Rechteck voller Lichter und tanzender Kinder.

Abenddämmerung. Eine Eule, die über die Felder streicht. Die fern-stillen Felder der Nacht. Die leeren Wohnstätten und hohlen Reiche.

Berge. Kälte, Schnee, der seinen Platz behauptet. Windbruch unter Schierling. Abgestorbene Stämme und Stümpfe von Kiefern. Die Hartnäckigkeit des Winters. Tadel und Unbewohntheit.

Die Straße bergab. Ein Hauch von Holzrauch. Noch geöffnete Eisenwarenläden. Schaufenster voller Messer, Handsägen, Sichel, Macheten und Messer zum Ausweiden und Halsdurchschneiden.

Eine letzte tückische Kehre, die alte Frau auf dem Nebensitz mit weit aufgerissenen Augen betend. Und dann die sich auftuende Ebene. Das Land, das sich öffnet wie Hände. Die weiche Dunkelheit von Bäumen. Die Stadt von kleinen Lichtern umrissen. Die Berge jenseits und dahinter, die die Hälfte des Sternenhimmels verdecken.

Hohles Lakedaimonien.

V

Aufzeichnungen für eine Doktorarbeit

Geschichtenerzähler haben vielerlei Beweggründe. Die Wahrheit gehört nicht immer dazu. Die Archäologie bietet dem Historiker einen festeren Untergrund, aber Sparta hat sich den Archäologen immer widersetzt. Es ist kein Athen mit seinem Parthenon und seinem Turm der Winde, seinen Philosophien und Historien. Es ist kein Mykene mit seinem Menschenantlitz aus Gold. In Lakonien sind die Erträge von Ausgrabungen selten und kryptisch. Herzlich wenig wurde im Lauf der Jahrhunderte ans Tageslicht geholt, obwohl es nie an jenen mangelte, die diese glorreiche Bergung anstrebten.

Ein halbes Jahrtausend nach seinem Verfall und Untergang kamen die Römer auf der Suche nach Sparta ins Land. Sie segelten regelmäßig nach Gythion, kauften als Andenken Purpurschnecken und Porphyr und ritten die dreißig Kilometer nach Norden zur Stadt des Leonidas. Sie fanden dort etwas, wenn auch nicht ganz das, wonach sie suchten. Sparta stand noch, aber es hatte sein Herz verloren. Seiner Kraft war es schon vor Ewigkeiten beraubt worden. Ohne Stärke hatte sein Volk keine Würde mehr.

In einem Heiligtum bauten die Spartaner ein Theater für ihre kaiserlichen Herren. Zu ihrer Unterhaltung wurden halbwüchsige Jungen, sogenannte Epheben, am Altar der Artemis

Orthia zu Tode gepeitscht. Hinterher sahen sich die Besucher vielleicht noch das Schwanenei an, aus dem die schöne Helena geboren wurde. Das einzige Sparta, das die Römer fanden, war ein Amusement, eine Assemblage von Jahrmarktsbuden, von grausamen und lächerlichen Vorführungen, ein aus alten Kadavern zusammengestoppeltes mythisches Tier: eine Parodie für Touristen, denen das gleichgültig war oder die es nicht besser wussten.

Cyriacus von Ancona besuchte Sparta im fünfzehnten Jahrhundert. Der Kaufmann, Diplomat und Gelehrte kam, um das Volk zu beweinen, das die Perser zurückgeschlagen hatte. Was er vorfand, waren Felder und Ruinenfelder – das ganze Tal war voll davon – sowie gefallene und versagende Mächte. Griechenland war damals ein abnehmender Mond im sterbenden System Konstantinopels, Sparta eine längst erlahmte Kraft, tausend Jahre zuvor geplündert vom westgotischen König Alarich. Die Osmanen sammelten sich auf den Spuren der Perser. Cyriacus' Sparta war eine vergessene Kleinstadt weit draußen im Fernen Osten der Christenheit, sich – selbst kaum christlich – gegen den Islam stemmend, regiert vom Despoten von Morea von den hohen Mauern Mistras herab.

Cyriacus hielt Ausschau nach dem, was verloren war. Noch weitere vier Jahrhunderte sollten vergehen, bis irgendjemand danach zu graben begann. Zum Glück wurde nur wenig gefunden. Zu der Zeit bestand kaum ein Unterschied zwischen dem Archäologen und seinen habgierigeren Gegenstücken: dem Antiquitätensammler, dem Schatzsucher, dem Grabräuber. In Therapne gab es Ausgrabungen in den Jahren 1833 und 1841 und dann wieder um die Jahrhundertwende. Schliemann von Troja und Tsountas von Mykene kamen und gingen, schnüffelten nach homerischem Gold und fanden nichts, was ihnen zugesagt hätte. Die Amerikaner versuchten

ihr Glück, kehrten aber nach Athen zurück, ohne sich mit Ruhm bekleckert zu haben.

Im Jahr 1904 schwärmte die British School über ganz Lakonien aus. Auf Fotos sitzen die Archäologen in Filzhüten und Reitstiefeln, die Arme verschränkt oder in die Hüfte gestemmt, die Pfeife in der Visage, und sehen zu, wie ihre Kulis mit der Gier von Ölprospektoren Gräben ausheben. Sie erreichten 1906 Sparta und gruben in dem Jahr das Heiligtum der Athene im Chalkioikos aus.

Den Legenden zufolge erbaute Odysseus den Chalkioikos, auch Bronzehaus genannt, zur Feier der Heimführung seiner spartanischen Braut Penelope. Auch Herodot erzählt eine hübsche Geschichte von dem Haus. Ein spartanischer Regent, den man des Verrats anklagte, suchte dort Zuflucht vor Repressalien. Nach der Tradition durfte niemand mit Gewalt aus einem heiligen Gebäude entfernt werden. Doch die Spartaner waren ein geduldiges Volk. Die Ältesten entschieden, der Regent solle eingemauert werden. Kurz vor seinem Tod wurde er herausgeholt, um der Göttin den Anblick seines Verfalls zu ersparen.

Die Geschichten, so zeigte sich, waren reichlicher als die archäologischen Funde. Im Bronzehaus fand sich nur wenig Bronze. Eine solche Ausgrabung musste deshalb jetzt eine kleine Sensation sein. Heutzutage kann man dank Thermolumineszenz auch die kleinste Keramikscherbe präzise datieren, die Herkunft darin befindlicher Weinreste bestimmen, anhaftende Fette untersuchen, die Biofakten von Pollen analysieren, den Stil interpretieren, das angewandte Brennverfahren feststellen, die Sedimente, die das Gefäß im Lauf der Jahrhunderte unter sich begruben, wie die Jahresringe von Bäumen datieren; die Bäume, die auf diesen Ablagerungen wachsen – Koniferen und Angiospermen –, öffnen und in ihnen wie in Geheimbotschaften lesen. Vor einem Jahrhundert war eine

Topfscherbe nur ein Anreiz, ein X, das die Stelle markierte, an der möglicherweise wahre Schätze ruhten. Heute birgt eine einzelne Scherbe so viele Geheimnisse, wie Schliemann sie in seinem ganzen trojanischen Gold fand.

Im Jahr 1906 ließen die Briten vom Bronzehaus ab. Sie zogen von der Akropolis hinunter an die Ufer des Eurotas und begannen dort mit neuen Ausgrabungen. Sie versuchten sich auch am Heiligtum der Artemis Orthia, in dem die Römer einst blutigen Schauspielen beigewohnt hatten. Dass sie neue Hoffnung geschöpft hatten, kann man an den fünf Jahren ablesen, die sie dort verbrachten, ihre zunehmende Frustration an ihrem rücksichtslosen Vorgehen.

Diese beiden letzten [Altäre] mussten zerstört werden, damit wir auf die unteren Ebenen gelangen konnten, und erst als der archaische Altar gefunden wurde, erkannten wir die Überreste des römischen Altars als das, was sie waren ...

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es dann öfter die Griechen selbst, die die Ruinen Lakoniens erforschten. Die meisten Ausländer waren gekommen und wieder abgezogen, auf der Suche nach reicheren Jagdgründen. Die Franzosen kamen, um im Schutt zu wühlen. Die Holländer siebten die Flüsse und durchsuchten alte Abfallgruben, und die Briten – immer diese Briten – taten das alles und kamen wieder und gruben an der Basilika von Nikon Metanoeite. Als orthodoxer Missionar war Nikon gekommen, um die Lakedaimonier zu bekehren, von denen viele ein Jahrtausend nach Christi Tod noch immer die alten Götter verehrten. Als Beweis für die Macht seines Glaubens erbot sich Nikon, eine Pestepidemie zu beenden, wenn die Lakedaimonier die Juden, die seit vielen Jahrhunderten unter ihnen lebten, vertrieben. Was sie auch taten. *Die Menschen haben auf mich gehört, schrieb Nikon, und mich wie Weihrauch geliebt ...*

Hundertachtzig Jahre Archäologie, und was hat man von Sparta gefunden?

Nichts, was die Existenz einer großen Stadt beweisen würde. Nichts als hölzerne Masken, Knochenflöten, Bügelkannen. Bleibarren. Den Kopf eines Gottes. Einzig die bei Amyklai gefundenen Goldbecher besitzen eine gewisse Erhabenheit. Das Gold dieser Gefäße ist so rein und so dünn, dass man meint, das Licht könnte durchscheinen. Aber die Becher wurden in einem runden Grabbau gefunden, einer Begräbnisstätte der Mykener. Sie sind so alt wie die Mythen von Helena und Menelaos. Sie entstanden ein halbes Jahrtausend vor dem Aufstieg Spartas.

Nichts deutet auf einstige Pracht und Herrlichkeit hin. Es gibt keinen Beweis für eine Stadt, die das Augenmerk der Welt auf sich zog, den Sitz einer Macht, an die sich König Krösus und die Hohepriester von Jerusalem aus dem fernen Lydien und Judäa um Hilfe wandten. Es ist, als hätten sich die Spartaner davongeschlichen, als wären sie gestorben und hätten vorher alle Spuren ihres Daseins getilgt. Als hätte es sie nie gegeben.

Es ist ein Rätsel, das die Archäologie nicht lösen konnte. Niemand hat irgendetwas Besseres als die Erfindungen der Mythen und Geschichten entdeckt. Sparta, das sind nur Geheimnisse und keine Antworten, nur Aktionen ohne Substanz. Nichts als Gerüchte, Geraune und Geflüster.

*O aller Welt verhaßtestes Geschlecht
Von Sparta, Ratsherrn jeder Hinterlist,
Der Lüge Fürsten, Spinner bösen Trugs,
Gewunden, nie gesund, nur krummen Pfads!
Was ist bei euch zu Hause? Mord um Mord,
Unsaubre Habgier, Reden mit dem Mund*

Und völlig andres Planen eures Sinns!

*Mädchen mit süßem Gesang und mit reizender Stimme, die
Beine tragen mich Alten nicht länger; ach wenn ich ein
Eisvogel wäre, wie er mit den Eisvogelmädchen gemein-
sam dahinschwebt, von Furcht frei,
über die Kronen der Wellen, der purpurne heilige Vogel.*

*Da sie nicht in einer Stadt beisammenwohnen und keine
kostbaren Tempel und Bauten haben, sondern nach alt-
griechischem Brauch dorfweise siedeln, so könnte Sparta
eher armselig wirken.*

*Der Spartaner – diese Zikade! Stets zum Singen aufgelegt
...*

*Langes Haar macht einen gut aussehenden Mann schöner
und einen hässlichen Mann furchterregender...*

*Wenn Sparta verödete und nur die Tempel und Grund-
mauern der Bauten blieben, würde gewiss die Nachwelt
seine Macht im Vergleich zu seinem Ruhm bezweifeln.*

VI

Lakedaimonien

Beim Aufwachen hörte er Madonna. Irgendwo draußen spielte ein Radio, und während er liegen blieb und lauschte, wurde ein Auto angelassen, fuhr los und nahm »Material Girl« mit.

Kirchenglocken in ihrem Kielwasser. Ein Hahn krächte. Glockenspiel mit krähendem Hahn.

Er schloss vor Glück die Augen. Er hatte gut geschlafen, hatte wunderbar geruht, bedauerte aber nicht, dass er wach geworden war. Hatte er geträumt? Er wusste sehr gut, wo er war, so als hätte er die ganze Nacht von all dem geträumt. Es war kein Bruch zwischen Schlafen und Wachen. Er war in Sparta; er hatte es nach Sparta geschafft, der Stadt ohne Mauern. Deswegen war er in Hochstimmung.

Er setzte sich auf. Das Bett war hart, und auch das Zimmer war karg, obwohl der Flur und die Treppe, wie er sich erinnerte, keineswegs spartanisch gewesen waren, sondern mit dicken Teppichen und luxuriösem Samt gepunkt hatten. Emines Brief lag auf dem Boden. Er hatte ihn vor dem Einschlafen noch einmal gelesen. Er stand auf und steckte ihn ein, ihre Worte gingen ihm nicht aus dem Sinn.

Ruf mich an.

Er ging ans Fenster und zog dabei das T-Shirt aus, in dem er geschlafen hatte. Die Aussicht war nichtssagend – der

Hotelpool, Balkone, ein schmales Stück Straße –, doch dahinter konnte er die Berge ausmachen. Blauschattierungen noch und noch. Die Luft war kühler als in Athen. Alles war in Sonnenlicht getaucht.

Er ging ins Bad. Die Armaturen waren schwarz und weiß, Marmor und Stahl, die Handtücher in dazu passender Livree. Die kleinen Seifenstücke und Fläschchen waren penibel aufgereiht, schnurgerade wie Munition. Es war, als träte man in eine alte Fotografie. Nach Metamorphosis war der strenge Luxus überwältigend. Er zog sich aus, drehte die Dusche auf und hielt den Kopf in die ohrenbetäubende Hitze.

Dr. Stanton hatte ihm das Zimmer besorgt. *Missy*, hatte sie gesagt. *Bitte nennen Sie mich Missy. Das sage ich allen, aber niemand macht es. Keiner.* Es hatte herzlich geklungen, werdend und fern. Er hatte im Grillrestaurant gestanden, Frau Adamidis hatte um ihn herum Staub gesaugt, und es war schwierig gewesen, die Stimme aus dem Sauggeräusch zu isolieren. Es gebe ein Problem mit der gemeinsamen Unterkunft, hatte er verstanden, deshalb würde er fürs Erste im Hotel wohnen. Für die Kosten würde natürlich die Cyriac Foundation aufkommen. Wie bitte? Wo? Das Menelaion, an der Palaeologou. Und wegen der Grabung würde er an der Rezeption Instruktionen vorfinden. Jemand würde sie für ihn hinterlassen. Oder vielleicht würde am Morgen auch jemand kommen. Ob ihm das recht sei. Ob er es für vernünftig halte. Sie hofften alle, es mache ihm nichts aus ...

Er stieg aus der Dusche, wischte den Spiegel ab und rasierte sich – sah zu, wie sein Gesicht zum Vorschein kam. Seine Augen starrten ihn finster an. Selbst sein Lächeln wirkte grimmig. Er hatte sich vierzehn Tage lang nicht rasiert. Er schnitt sich am Kinn, tupfte das Blut ab und machte weiter.

An der Rezeption war niemand. Eine Katze inspizierte im besonnenen Eingang ihre Krallen. Ein Vogelkäfig mit Ständer

stand deplatziert auf der Treppe wie ein zum Frühjahrsputz hinausgestelltes Sofa: Der Kakadu darin schaute pikiert wie ein Ratsherr in die Lobby. Ein spindeldürrer Junge mit angeklatschten Haaren polierte zwischen den Tieren Messingteile. Er stand auf, als Ben ihm Guten Morgen zurief, pfriemelte einen Ohrhörer aus dem Ohr und steckte ihn ein. Death Metal tönte leise aus seiner Hosentasche.

»Ja, bitte?«

»Guten Morgen«, sagte Ben erneut, doch der Junge lächelte nur und runzelte die Stirn, als könnte die Freundlichkeit eines Ausländers ein Trick sein und er müsste auf alles gefasst sein.

»Ist eine Nachricht für mich da? Zimmer 39?«

Es waren keine Nachrichten vorhanden. Der Junge nahm Bens Schlüssel und schaute in die Schubladen und Kästchen. In der Hotelbar begann jemand, nicht besonders gut Klavier zu spielen. Eine Schar Frauen kam herein und ließ sich nieder, allesamt im Sonntagsstaat, ein Kellner brachte ihnen Kuchen auf einem Wagen – *Du meine Güte! Nein, das müssen wir uns für die Glykeria aufheben!* –, und ein Priester im orthodoxen Habit bewachte sie wie ein Hirte.

»Es ist nichts da«, sagte der Junge abschließend und verschränkte selbstgefällig-nervös die Arme über seinen Rippen.

Ben frühstückte allein, die Frauen und der Priester ignorierten ihn, der Pianist blinzelte ihm zu, der Kellner nahm mit strenger Miene seine Bestellung auf, als sei das Frühstück alles andere als eine belanglose Mahlzeit. Als er aufgegessen hatte, war immer noch keine Nachricht da, und es hatte auch niemand nach ihm gefragt.

Er wurde immer ungeduldiger. Sollte er den ganzen Vormittag hier drinnen vertrödeln?

Er hätte sich die Stadt ansehen oder auf eigene Faust nach den anderen suchen können. Blöd, einfach dazusitzen und

nichts zu tun, während draußen die Sonne schien und Sparta vor der Tür lag. Er hinterließ eine Nachricht an der Rezeption, stieg über das glänzende MENEΔAION des Jungen und ging die Straße hinunter.

Das also war Sparta, der Grund seiner Freude beim Aufwachen. Eine breite Straße – ein von Orangenbäumen gesäumter Boulevard voller Menschen, die zu spät zur Arbeit gingen, mit Ständen, an denen Kaugummi, Schokolade, Zündhölzer, Uhren und Taschenbücher feilgeboten wurden. Eine Allee knolliger Palmen, deren Stämme in Efeu gehüllt waren wie in militärische Wintermäntel. Ein Platz mit Kolonnaden an einer Seite. Eine Schar Pommessessender Schulmädchen. Ein umgebauter Pick-up, der mit voll aufgedrehten Boxen vorbeirauschte. Ein Pritschenwagen voller kläffender Hunde. Zwei Jeeps, vollgepackt mit Kadetten. Streng geometrische Straßen. Aus vergitterten Fenstern hängende Regenschirme. Die Sonne plötzlich hinter Wolken, der Himmel bleiern. Ein Geschäft, in dem es Zwiebeln und Eier, Comics, Kastanien, Munition für Schrotflinten und vierzehn verschiedene Zigarettenmarken gab. Eine Platane, die unter ihren tentakelartig nach unten gebogenen Ästen vier Tische, drei alte Männer, zwei Kinder und ein Backgammonbrett barg.

Es fing an zu regnen, zuerst nur einzelne Tropfen, die den Staub anfeuchteten, dann immer ernsthafter. Er suchte Zuflucht unter einer Reihe Johannisbrotbäume. Andere waren schon da. Eine alte Frau nickte ihm zu und schaute dann weg, als hätten sie sich hier schon so oft getroffen, dass man sich belangloses Geplauder sparen konnte. Ein Mann in Hemdsärmeln kam aus einem Haus und fing an, sein Auto mit einem Besen zu waschen. Die alte Frau nahm ein Handy aus ihrer Handtasche und schaute stirnrunzelnd auf die kopfstehende Zeitangabe.

Ruf mich an. Noch was, was ich nicht sagen würde.

Einer nach dem anderen verließen die Müßiggänger ihre Plätze unter den Bäumen. Als der Regen allmählich das Laub durchdrang, war außer ihm niemand mehr da. Er hielt Ausschau nach einem besseren Unterstand. Hinter den Johannisbrotbäumen lag ein öffentlicher Park, etwa einen Häuserblock lang, dessen Fußwege sich zwischen regendunklen Statuen hindurchschlängelten. Auf einer Seite war ein von Karyatiden flankiertes Tor, dessen Gebälkfries eine Inschrift trug:

ARCHÄOLOGISCHES MUSEUM SPARTA

Er zog sich das Jackett über den Kopf und lief los. Die Tür war zu: Er klopfte eine Zeit lang, und das Wasser lief ihm in den Kragen, dann stellte er fest, dass sie nicht abgeschlossen war. Er stieß sie auf und wischte sich Gesicht und Hände ab.

Trockene Kirchenluft: Geschmack und Geruch von Kalkstein. Das Atrium war leer und unbeleuchtet, von Säulen umstanden, von Galerien ausgehöhlt. Weniger Museum als Mausoleum. Noch ein Schritt, und in dem Raum vor ihm ging ein Licht an. Einen Moment lang konnte er hineinschauen – ein Holzstuhl, ein einfacher Heizstrahler –, dann kam die Wärterin herausgeschlurft. Sie seufzte und schob seine Münzen ungehalten beiseite, als wären sie eine schwere Beleidigung, als wäre seine bloße Anwesenheit eine persönliche Kränkung.

Matte Lichter gingen flackernd in den seitlichen Räumen an. Die Wärterin schimpfte wegen einer kaputten Birne vor sich hin. Er ließ sie zurück und durchquerte einen Raum voller Waffen. Doch er hörte sie noch. Sie trottete hinter ihm her, ihr unverhohlenen misstrauisches Gesicht in der Schwebelage zwischen einem Schaukasten voller Speerspitzen und einer Ansammlung von Schwertklingen. Er wandte sich wieder den ausgestellten Objekten zu, tat so, als nähme er sie nicht zur

Kenntnis, und verbiss sich den Ärger ebenso wie das Lachen. Schließlich vertiefte er sich so in die Betrachtung, dass er nicht hörte, wie sie wegging, und erst merkte, dass sie aufgegeben hatte, als er aufschaute und feststellte, dass sie nicht mehr da war.

So viele Schlangen. Das war überraschend, und er hatte keine Lust mehr auf Überraschungen. Was hatten Schlangen mit Sparta zu tun? Hier kämpfte ein Mann eine Schlange nieder, dort streckte ein anderer die Hand nach einer aus, als ob ... vielleicht, weil er sie füttern oder sich ihr als Opfer anbieten wollte. Da war Apollo, der einst die große Schlange Python getötet hatte. Und Kastor und Polydeukes, die Dioskuren, in Gestalt zweier Schlangen. Inmitten eines Sammelsuriums von winzigen Bronzefiguren befand sich die Amphisbaena, die zweiköpfige Schlange, geboren aus dem Blut, das aus Medusas abgeschlagenem Kopf quoll; dahinter, als römisches Mosaik, das Gesicht der Medusa selbst.

Er ging weiter. Eine Reihe von Basreliefs, nur als »Chthonische Gottheiten« ausgewiesen. Dieselbe Szene in ständiger Wiederholung, wie ein Vorfall in einem Albtraum: ein Mann und eine Frau nebeneinander auf löwenfüßigen Thronen sitzend. Das Haar des Mannes war geflochten wie das eines spartanischen Kriegers. Sein Blick erwiderte den des Betrachters und war nicht unfreundlich. Er hielt mit beiden Händen eine Schale mit zwei Henkeln hoch. Auf einem Relief ringelte sich eine Schlange in die Höhe, den Kopf über dem Rand der Schale. Auf einem anderen tollte ein Hund unter den Thronen herum. Auf einem dritten ließen zwei kniende Anbeter die sitzenden Gottheiten riesig erscheinen.

Er blieb stehen, um seine Jacke anzuziehen. In dem Museum war es genauso kalt wie draußen auf der Straße. Als er den Schriftzug über der Tür gesehen hatte, war er erleichtert gewesen, als hätte er eine vertraute Adresse gefunden, doch

das Museum entsprach nicht seinen Erwartungen. Die Beschriftungen waren kryptisch, so als sei der, von dem sie stammten, genauso geheimnistuerisch wie die antiken Spartaner. Außerdem hätte er gar keine Beschriftungen brauchen dürfen. Er hätte Sparta kennen müssen.

Er kam an eine Wand mit Grabstelen. Einige davon trugen Namen, andere nur Reliefs von Männern, die mit Tieren und Ungeheuern kämpften. Nur diejenigen, die als Helden gestorben waren, wurden durch ihren Namen auf dem Grabstein geehrt.

Aber dann, nach den Grabstelen ... was war das? Ein Becken, eine massive helle Vase mit eingemeißelten Frauen – drei an der Zahl –, jede auf dem Rücken eines Löwen stehend. Wer waren sie? Was bedeuteten sie? Und wieder ein Stück weiter lagen Seite an Seite Tonmasken aus dem Heiligtum der Artemis Orthia. Eine Reihe teuflischer alter Männer mit Mündern wie Schließmuskeln, ein Haufen haarloser Köpfe, die grimassierend zur Decke schauten. Er stand da, betrachtete sie und war froh, dass sie hinter Glas waren. Was hatten diese alten Teufel mit Artemis zu tun, der Göttin der Frauen?

Über ihm knisterte und knackte eine Neonröhre. Er wandte sich nach dem Atrium um. Ein Unbehagen erfasste ihn, als sei er zu weit hinausgeschwommen. In einer Ecke stand eine römische Büste, ein weiteres Überbleibsel aus der Zeit, nachdem Sparta von jüngeren Reichen abgelöst worden war. Der Kopf wirkte im Profil gelassen, doch als Ben an ihm vorbeiging, änderte sich scheinbar der Ausdruck. Direkt von vorn strahlte das Gesicht pure Bösartigkeit aus.

Er rief der Wärterin ein Dankeswort zu und wartete ihre Antwort nicht ab. Draußen hatte der Regen nachgelassen. Er eilte zurück durch den Park mit den Statuen und stellte erleichtert fest, dass er auf die Hauptstraße hinausführte, nur einen Block von seinem Hotel entfernt. Die Stadt war kleiner,

als er sich vorgestellt hatte – eigentlich nicht mehr als ein ländliches Städtchen –, doch eine Uhr an der Ecke sagte ihm, dass es schon später war, als er gedacht hatte.

Niemand wartete auf ihn. Der Junge mit den angeklatschten Haaren war verschwunden. Der Vogelkäfig war ins Haus gebracht worden. Zwei Frauen saßen an der Rezeption. Die eine löste ein Kreuzworträtsel, die andere ein Sudoku. Sie sahen sich ähnlich, als seien sie verwandt, beide mandeläugig und hennagefärbt. Sie arbeiteten an ihren Rätseln, als nähmen sie an einem Wettbewerb teil. Erst als er die Klingel betätigte, legte eine ihren Stift weg.

»Haben Sie sich verlaufen?«

»Nein, ich wohne hier«, sagte er, und die zweite Frau nickte, als sei das eine unangenehme, aber nicht überraschende Tatsache. Eine der beiden brachte ihm seinen Schlüssel, während die andere ihn von Kopf bis Fuß musterte.

»In den Regen gekommen, wie man sieht.«

»Ja, ist aber nicht schlimm. Ist eine Nachricht für mich da?«

»Keine Nachrichten.«

»Sicher nicht?«

»Keine Nachrichten. Es war niemand hier, Ihretwegen. Sie sollten sich einen Regenschirm zulegen«, sagte Kreuzwort, als schlug sie einem Delinquenten vor, sich die Haare schneiden zu lassen.

»Regnet es viel hier, im Winter?«

»Hast du das gehört, Marina? Was sagt man dazu? Regnet es viel im Winter?«

Leises Lachen, ein maskulines Glucksen. »Es regnet die ganze Zeit«, sagte Sudoku. »Im Winter.«

Er ging auf sein Zimmer, um zu warten. Seine Sachen waren nass, und er hängte sie auf, kroch wieder ins Bett, um sich aufzuwärmen, und setzte seine Aufzeichnungen fort. Draußen

ratterte ein Bohrhammer los, und er schaltete den Fernseher ein, um ihn zu übertönen – ein alter Film, dazwischen Werbung von ortsansässigen Geschäften. Dachdeckerei Mystras, Betten Aspis, die Limonadenfabrik Spartina. Der Predator bückte sich über Arnie, scheußlich, mit Dreadlocks, monströs.

Irgendwann musste er eingedöst sein: Als er aufwachte, war es schon Nachmittag. Er stand benommen auf, sabbernd und desorientiert, sauer auf sich selbst und über den verträdelten Vormittag. Seine Sachen waren noch nicht trocken, aber er hatte sonst nichts auch nur halbwegs Sauberes, deshalb zog er sie achselzuckend an und ging wieder hinunter auf die Straße.

Der Himmel war gleichmäßig grau. An einem Kiosk unter den Dattelpalmen kaufte er sich einen Regenschirm und bat um eine Wegbeschreibung. Fischer hatte gesagt, die Cyriac-Grabung sei nicht weit von den größeren Ausgrabungsstätten entfernt, und davon gab es in Sparta nicht viele. Er konnte schon die Akropolis sehen, die gegen Athen nicht viel hermachte.

Der Händler kam aus seinem Kiosk. Unten am Fluss, bitteschön, würde er ans Heiligtum der Artemis Orthia kommen. Am anderen Ufer und oben in den Hügeln – die erste gute Straße nach Afision hinauf – würde er das Menelaion finden ... Aber es sei weit bis dorthin, meinte der Händler, und außerdem gebe es dort nichts als Steine, alte Steine.

»Kommen Sie lieber im Sommer«, sagte er und gab Ben einen roten Regenschirm.

Er ging nach Norden. Die Straßen wichen einem Fußballplatz, und dann kamen Olivenhaine, Quecken und Wiesensblumen, Hühner unter Bäumen. Es wäre gar nicht so schlecht, dachte er, auf diese Weise den Ausgrabungsort zu finden; sich als fähig und willig zu erweisen. Er kam an einer Ruine mit vielen Bikerspuren vorbei, dann überholte er zwei schmutzde-

lige, streitende Touristinnen, die bergan keuchten, französische Mädchen oder vielleicht Belgierinnen, mit Schlapphüten und karierten Shorts.

Auf dem Gipfel blieb er stehen, um zu verschnauften. Es roch nach Kiefern und Holzrauch. Von den Archäologen keine Spur, aber sie erschienen ihm schon fern, während Sparta unmittelbar und überraschend war, beglückend und vertraut aus den Tausenden von Seiten, die er gelesen hatte. Wie dumm, dass er nicht schon früher einmal hierher gekommen war.

Er würde trotzdem weiter versuchen, sie zu finden. Nur, um es ihnen zu zeigen. Es gab nicht viele andere Orte, an denen er nachsehen konnte. Er würde zum Menelaion gehen, solange das Wetter sich noch hielt, und auf dem Rückweg beim Heiligtum der Artemis Orthia vorbei. Und wenn er sie bis dahin nicht gefunden hatte, tja, dann konnten sie wenigstens nicht sagen, er habe es nicht versucht.

Die Mädchen hatten das Theater unten erreicht. Die eine fing an zu tanzen, und die andere filmte sie mit einem Handy. Das verfallene Halbrund trug bestimmungsgemäß ihr Lachen nach oben. Die Mädchen setzten sich auf die Reste der Bühne und redeten leise miteinander. Als sie anfangen sich zu küssen, schaute er weg.

Ein Pferd wieherte in den Olivenhainen. Dahinter erstreckte sich bloßgelegt Sparta. Schlichte Gebäude, weiß wie Salz.

Er machte sich auf den Weg zum Fluss hinunter. Er hörte die Landstraße, bevor er sie erreichte. Die Gebäude ringsum waren ausgeweidet und verlassen – die Stadt franste an den Rändern aus. Schwertlilien wuchsen in den Ruinen. Jemand rief aus einer Tür nach ihm. Eine alte Frau lehnte dort, an einem gegabelten Stock, der höher war als sie selbst. Weiße Zähne und dunkle Haut; weiß-und-dunkle Augen. Eine Zigeunerin, wurde ihm klar, und er fragte sich, wieso er das er-

kannt hatte. Sie schwenkte etwas in seine Richtung – im Vorbeigehen sah er irgendwelches Glitzerzeug aufblitzen –, und er schüttelte den Kopf und ging weiter.

Er kam an die Brücke vor der Stadt, der Fluss war vom Regen angeschwollen. Er überquerte sie, ging auf der Straße weiter und wich den tiefsten Furchen aus, während Tanklaster an ihm vorbeidonnerten.

Er war daran gewöhnt, zu Fuß zu gehen, und er kannte die Wegbeschreibungen, die man häufig bekam – die Entfernungen waren nie so groß, wie freundliche Fremde einen glauben machen wollten; aber er hatte schon eine hübsche Strecke zurückgelegt, vom Hotel etwa drei Kilometer. Er umging ein Dorf, machte kehrt und folgte wieder dem Fluss. Die Ufer waren mit überhängendem Oleander und Riesengräsern gesäumt, deren Stängel und Blätter so hoch wie Bäume aufragten und so dick wie die Stämme junger Bäumchen waren. Die Hügel rückten näher. Die Luft wurde kälter. Stille breitete sich über das Land, als wartete es auf etwas. Orangenduft wehte heran, mischte sich mit seinem Schweiß und roch einen Moment lang nach Salz, als wäre der Geruch des Meeres dreißig Kilometer landeinwärts vorgedrungen.

Ein Donnerschlag rollte zwischen den Bergen und hallte von den Hängen wider. Er ging schneller. Die Straße war schmal und die meiste Zeit leer. Ein Traktor fuhr vorbei, zurück zur Hauptstraße. Er schob die Hände in die Hosentaschen und ging weiter.

Er versuchte abzuschätzen, wie weit er gegangen war. Etwa sechs Kilometer vom Hotel, viel mehr konnte es nicht sein. Der Schirmverkäufer hatte gesagt, er solle die erste gute Straße bergauf nehmen. Ein Laster kam vor ihm einen schlammigen Fahrweg herab, und er blieb daneben stehen und schaute unschlüssig nach oben, bevor er in derselben Richtung weiterging.

Es fing an zu regnen, zunächst so sanft, dass er es kaum merkte, bis er sah, dass der Asphalt glänzte. Er blieb stehen, um den Regenschirm aufzuspannen. Beim Kauf war es ihm nicht aufgefallen, aber jetzt sah er, dass der Stoff mit dem Konterfei eines bekannten rechtsgerichteten Politikers bedruckt war. Unter dem strahlenden Gesicht ein Slogan: *Schutz bei jedem Wetter*. Etwas überholte ihn zischend, und er schaute zu spät auf, um es anzuhalten.

Die Kälte kroch unter seine Kleider. Dumm von ihm, sie nass wieder anzuziehen. Vor ihm war eine Kieferngruppe, schütterer Bäumchen, die keinerlei Schutz boten. Er ging weiter. Der Regen durchweichte seine Schuhe. Er kam an einem Bildstock am Straßenrand vorbei, dessen Opferrgaben in dem Behältnis aus Zinn und Glas – eine Packung Kleenex, eine Flasche Claymore – ausgebleichen und knochentrocken waren.

Ein Blitz, dann wieder Donner, gewaltig zwischen den Talwänden. Er kam nur noch mühsam voran. Der Asphalt verschwand schier in dem Wolkenbruch. Von hinten näherten sich Scheinwerfer, er streckte die Hand aus und fluchte obszön auf sich selbst und das Auto, das weiter durch den Regen pflügte.

Er kam an die eine gute Abzweigung. Die Straße des Schirmverkäufers war in Schlamm versunken. Er kletterte durchs Unterholz, bis er höheres Gelände erreicht hatte; den Regenschirm zog er hinter sich her.

Er ging weiter, den Blick auf seine Füße gesenkt. Es kam ihm vor, als wandelte er auf Wasser. Sein Fuß glitt aus, schlitterte, fand wieder Halt. Irgendetwas – ein Tier? ein Stein? – brach krachend durchs Gebüsch. Als er aufschaute, sah er, dass die Straße endete. Der Beton reichte nur bis zu der Kurve. Darüber hinaus gab es nur noch einen in brodelnde Milch verwandelten Feldweg.

Er blieb am Rand der Betondecke stehen. Der Regen prasselte auf seine Kopfhaut. Er dachte wieder an Emine, die Erinnerung drängte sich auf. Er spürte sie so deutlich, als wäre sie anwesend. Emine hätte das hier nicht getan. Sie war immer die Vernünftige gewesen.

Er schüttelte den Kopf und verspritzte Regenwasser. Weitergehen war unmöglich. Er würde denselben Weg wieder zurückgehen müssen. Er schaute den Hügel hinab, verzog das Gesicht und sah ein zurückgesetzt unter den Bäumen stehendes Gebäude.

Die Tür war nicht verschlossen. Er ging blindlings hinein, ohne an seine Sicherheit im Dunkeln zu denken. Es stank nach Weihrauch. Nach einer Weile erkannte er einen Altar. Eine Reihe nicht angezündeter Lampen, das Olivenöl dafür geronnen in Plastikflaschen. Zündhölzer. Seine Hände zitterten, als er die Schachtel aufschob. Er zerbrach drei Hölzchen, bevor er eine Lampe zum Brennen brachte. Die ganze Kapelle flackerte. An der Wand lenkte ein Supermann seinen Feuerwagen. Unter ihm fielen Männer auf den unbeackerten Feldern auf die Knie.

Er rückte sich einen Stuhl zurecht und setzte sich. Irgendwo klapperte etwas, und er fragte sich, ob es Ratten seien, dann merkte er, dass es seine Zähne waren. Seine Gedanken bewegten sich träge. Er überlegte, ob er Gott danken sollte. Er überlegte, ob er hätte zurückgehen sollen. Jetzt war es wahrscheinlich zu spät, und es wäre auch über seine Kräfte gegangen. Er wäre jetzt auch nicht mehr zurückgegangen, wenn er gekonnt hätte.

Es dauerte noch eine Weile – wie lange, hätte er nicht sagen können –, bis der Platzregen nachließ. Als das Prasseln auf den Dachziegeln fast aufgehört hatte, ging er hinaus und blieb unter dem Dachvorsprung stehen.

Der Regen zog nach Westen ab. Plötzlich schien die Sonne. Fröstelnd verließ er seinen Unterstand. Über dem Tal standen Regenbögen, tief geduckt zwischen Bergen und Wolken.

Er ging weiter den schmalen Weg bergan. Der Schlamm war tückisch. Voller Oliven und Schrotmunition. Ein Labyrinth von Pfützen und Traktorspuren. Kilometer weiter unten der glänzende Fluss. Der Klang von Ziegenglöckchen auf den hoch gelegenen Weiden. Das Hemd, das auf seinem Rücken trocknete. Die Sonne auf seinem Kopf ein Segen.

Und dann weiter vorn Stimmen. Eine Frage wie Vogelgesang, gestellt und antwortend erneut gestellt. Ein grünes Plateau zwischen grünen Hügeln. Ein Guerillacamp unter Bäumen. Menschen, die vom Boden aufstanden, jählings und seltsam wie Kentauren. Unter ihnen Eberhard, das Gesicht kalt im Wegdrehen. Ein blondes Mädchen mit Bluejeans und Terminator-Sonnenbrille. Ein Ding wie eine Pyramide am Rand der Hochebene, eine Ruine wie etwas aus Mexiko Eingeflogenes. Eine Frau schwenkte einen Hut, einen lächerlichen schlappenden Sonnenhut, und rief über das Gras, die wilden Tulpen und die Alpenveilchen.

»Sind das Sie? Sind Sie Ben Mercer? Oh, *Ben*, Sie haben's geschafft! Wir sind ja so froh, dass Sie's geschafft haben! Wir warten schon so lange auf Sie!«

VII

Schaufelaffe Nummer fünf

Ben!«, sagte die Frau mit dem Schlapphut erneut, als wäre das der verehrungswürdigste Name der Welt. »Ich bin's, Missy! Missy Stanton. Wie schön, Sie zu sehen. Wo haben Sie denn bloß gesteckt?«

»Ich hab gewartet«, sagte er (wie dämmlich das klang; seine Lippen waren taub).

»Gewartet?«, fragte sie und lachte, umarmte ihn, hielt ihn von sich weg – als wären sie Verwandte, die sich jahrelang nicht gesehen haben, als hätte sie vor, ihn zu küssen oder ihn zu schütteln, damit er zu Verstand kommt; als wollte sie nicht *Wo sind Sie gewesen?* fragen, sondern *Wo sind Sie mein Leben lang gewesen?*

»Gewartet worauf? Haben Sie kein Taxi gefunden? Sind Sie den ganzen Weg hier rauf zu Fuß gegangen? Warum? Schauen Sie sich nur an, Sie sind ja völlig verlottert.«

»Verlottert«, sagte er und lachte mit ihr, seine Stimme seltsam wie ein Echo. »Ja, tut mir leid, das bin ich wohl.«

»Sie brauchen sofort was Trockenes zum Anziehen. Und Sie müssen raus aus dem Wind. Sind Sie okay?«

»Ja, keine Sorge, ich bin nur...«

»Ihre Sachen! Die Jungs können Ihnen was leihen, denke ich. Sie sind ungefähr so groß wie Jason... Ist wirklich alles in Ordnung mit Ihnen?«

Sie rang die Hände. Er konnte sich nicht erinnern, das jemals bei irgendwem gesehen zu haben. Es wirkte so verschoben, dass es ihm stellvertretend für sie peinlich war. *Nein, bitte, mir fehlt wirklich nichts*, sagte er, doch er hatte kaum angesetzt, als der Wind auffrischte, das Gras hell glänzend platt drückte und Bens Kleider an seine Haut presste, so dass seine Zähne zu klappern anfangen und schon das *Nein* nur noch gequetscht herauskam, die Kälte glatt durch ihn hindurchging und der letzte Anflug von Heiterkeit aus Missys Gesicht verschwand, so als sei sein Fleisch porös geworden.

»Das stimmt doch gar nicht, oder? Ach Gott, nein... Wir müssen Sie unter Dach bringen. Dann geht es Ihnen gleich besser, versprochen. Jungs? Jungs!«

Sie wandte sich von ihm ab und rief über das Gelände. Es waren Ausgrabungen an beiden Enden des Plateaus im Gang, und überall waren Menschen. Sie hatten bereits begonnen, in Zweier- und Dreiergrüppchen herunterzukommen. Einen Moment lang schämte er sich – seine Ankunft als Witz, das Gegenteil von dem, was er sich erhofft hatte –, und dann war da nur noch befreiende, ergebene Erleichterung.

Er sah wieder Eberhard. Das Mädchen mit der Terminator-Sonnenbrille ging neben ihm, sie steckten die Köpfe zusammen und sprachen hektisch miteinander. Ein zweites Mädchen schlenderte hinter ihnen her, eine traurigere Gestalt, blass und matt in einem Hello-Kitty-T-Shirt. Dann standen sie um ihn herum, fast ein Dutzend Leute, aber alle bis auf Missy hielten sich zurück, als wäre er ein exotisches Tier, eine Kreatur, die sich als kurios oder eklig oder irgendwie sogar gefährlich erweisen konnte.

»Es war weiter, als ich dachte«, sagte er, eine lahme Entschuldigung, an niemand Bestimmten gerichtet, und Missy nahm seinen Arm.

»Jungs, das ist Ben Mercer, der, von dem ich euch erzählt habe. Er ist auf dem Weg hierherauf auf ein paar Hindernisse gestoßen. Jason, kannst du ihm ein paar trockene Sachen leihen? Ach, Tee! Haben wir noch...«

»Wir haben ihn heute Morgen ganz ausgetrunken«, sagte das blonde Mädchen, und Missy wandte sich ihr zu.

»Ach herrje, aber du kannst doch noch welchen machen, Eleschen, oder?«

»Ja, klar.«

Ihr Blick – der von Eleschen – blieb auf ihm haften, während sie mit den Schultern zuckte. Sie hatte die Sonnenbrille ins Haar geschoben und sah ihn mit höflicher Neugier an; nicht mehr und nicht herzlicher. Ihr Akzent war irgendwie amerikanisch: Er hatte ein gutturales Schnarren, das er nicht identifizieren konnte. Sie war attraktiv: so schlank und mit so hinreißend blauen Augen, dass alles Übrige an ihr daneben verblasste. Das Licht schien durch sie hindurchzugehen wie durch die Goldbecher aus den Gräbern in Amyklai.

»Was ist ihm denn passiert?«, fragte hinter ihm eine Stimme auf Englisch, und dann redeten sie alle auf einmal drauflos, stellten Vermutungen über ihn an, als wäre er ein Artefakt von zweifelhafter Herkunft, und ihre Stimmen kamen und gingen so schnell, dass er nicht mehr hinhörte. Neben ihm stand ein Warnschild – VORSICHT! AUSGRABUNGEN! –, und er lehnte sich daran und nahm schon bald nichts anderes mehr wahr als seine Müdigkeit; sein Körper war vom Regen derart schwer geworden, dass es war, als sei er durch und durch mit Wasser gesättigt, nicht nur seine Kleider und seine Haare, sondern auch seine Knochen, sein Blut und seine Or-

gane, die wie Gewichte an ihren angestammten Plätzen hingen.

»Er hat sich nur ein bisschen verlaufen, das ist alles. Ich weiß nicht, warum er zu Fuß losmarschiert ist, ich hatte ihm gesagt, er soll sich ein Taxi nehmen...«

»Ist er krank? Er sieht krank aus.«

»Er sieht doch nicht krank aus, was soll der Quatsch.«

»Ich finde, er sieht ganz normal aus.«

»*Talis iste meus stupor nil videt, nihil audit...*«

Ein Lachen – von einem Mädchen –, so kühl wie ein Windspiel. Ein Schauer überlief ihn. Als er vorüber war, stellte er fest, dass die Begeisterung der anderen ihn inzwischen langweilte. Er schüttelte den Kopf, wie um sich von ihnen allen zu befreien, und spürte, dass ihm jemand die Hand unters Kinn gelegt hatte. Missy sah ihm fest in die Augen.

»... Ben?«

»Mir fehlt nichts«, sagte er gereizt, obwohl seine Zähne jeden Moment wieder zu klappern anfangen konnten. »Lassen Sie mich.«

»Also gut, okay, bringen wir ihn in die Fundhütte...«

Eine andere Stimme, gemessen und vertraut. »Nein. In einem der Autos hat er's wärmer.«

»Ja, das ist ... danke, Eberhard. Jason, könntest du ... nein, den anderen Arm. Danke, Max. Jason.«

»Ja, gut, dann behalten Sie die Unterhosen halt an.«

»Und könnte jemand mal die Tür... na also!«

Das dumpfe Knallen der Autotüren. Himmlische Ruhe. Der Geruch von Kunstleder. Er schloss die Augen und ließ die Wärme in sich eindringen. Das Auto war eine Sonnenfalle. Hin und wieder rüttelte der Wind daran, dann schaukelte der Wagen sanft, als wollte er mit ihm aufs Meer hinausfahren.

Als er die Augen wieder öffnete, war er nicht sicher, ob er geschlafen hatte. Das Tageslicht schien sich nicht verändert

zu haben, aber er war beunruhigt, so als wäre er in einer Vorlesung eingeschlafen. Draußen sah er Missy, über ein Handy gebeugt, und hinter ihr zwei von den anderen, das blonde Mädchen – Eleschen – und einen kahl rasierten Mann mit aknenarbigem Gesicht und dem gedrungenen Körperbau eines Ringers, und beide schauten zu den östlichen Bergen hinüber.

Er hatte sie doch noch gefunden. Wenigstens das sprach für ihn. Er hatte Therapie gefunden, das Sparta der Antike. Dann fiel ihm allmählich wieder ein, wie entwürdigend das alles gewesen war, und er stöhnte laut auf.

Er saß auf dem Rücksitz eines Kombis, neben und unter sich ein Haufen von Sachen. Ziplock-Beutel, Tupperware, ein zusammengelegtes Sieb. Ein Bündel Kleider, weniger esoterisch und leicht erotisch: ein Paar Jeans, ein weißer BH, ein himmelblaues T-Shirt mit einem Disney-Häschen und einer Botschaft: *Das alles, und außerdem ist mein Daddy reich.*

»Vergiss es.«

Ein Junge saß auf dem Fahrersitz. So reglos, als wäre er plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht, wie ein Kaninchen aus dem Hut. Auch sein Gesicht war kaninchenhaft, fast hasenschartig, obwohl er alles getan hatte, um das zu verbergen. Er trug ein zerknittertes Hawaiihemd, unter dem ein ausgefranses T-Shirt hervorschaute, eine Taucheruhr und einen Spitzbart, der allerdings neu war und unregelmäßig wuchs, wie bei einem Surf-Freak. Er war gebräunt und verstaubt, so verstaubt, dass man kaum sah, wo die Bräune endete und die Staubschicht anfang. Sein Lächeln war wölfisch und nicht durchweg angenehm, als kenne er einen Witz, den er noch nicht verraten wollte.

»Was soll ich vergessen?«, fragte er, und der Junge zeigte mit einer Kopfbewegung auf die Kleider.

»Die gehören Natsuko. Aber mach dir keine Illusionen. Als ich sie zum ersten Mal gesehen hab, hab ich dasselbe gedacht.«

»Nämlich was?«, fragte er, und der Junge schnaubte verächtlich.

»Wenn du's nicht weißt, werd ich's dir auch nicht sagen.«

Seinem Akzent nach war er aus London oder einer der zahllosen Trabantenstädte. Irgendetwas an ihm erinnerte Ben an die Straßenmärkte, auf denen sein Vater und seine Onkel arbeiteten. Die Gerissenheit eines Schwarzhändlers; etwas Koboldhaftes. Der Junge drehte sich weg und senkte den Kopf. Ein Feuerzeug klickte, dann hielt er die freie Hand zwischen den Sitzen hoch und atmete den Rauch mit den Silben seines Namens aus.

»Jason.«

»Ben.«

»Ich weiß, Stanton hat uns von dir erzählt«, sagte er und zog an seiner Zigarette. Dabei musterte er Ben mit zusammengekniffenen Augen wie ein Schneider oder ein Boxer.

»Hoffentlich nur Gutes.«

»Ja, nur Gutes. Sie ist ziemlich nett.«

»Was hat sie gesagt?«

»Dass wir einen neuen Schaufelaffen kriegen würden. Das hat uns Trottel natürlich alle sehr gefreut, weil mehr Affen weniger Schaufeln bedeuten. Das war übrigens ein toller Einstand.«

»Ja, echt?«

Er hörte den Unterton in seiner Stimme und genierte sich. Jasons Grinsen wurde breiter.

»Aber keine Sorge. Ach, da hinten müsste ein Handtuch liegen. Sie geht fast jeden Morgen schwimmen. Da ist es, schau. Nur zu, sie hat bestimmt nichts dagegen.«

Das Handtuch hatte noch einen leichten Geruch, kompliziert und nicht unangenehm: Parfüm, Chlor, ein weibliches Aroma. Während er sich damit den Kopf abrubbelte, reichte Jason eine Sporttasche und eine riesige, über und über mit den grünen Kleeblättern der Fußballmannschaft Panathinaikos verzierte Thermosflasche nach hinten.

»Tee. Hab ihn selbst aufgebrüht. Ich hoffe, du magst ihn mit Zucker. In dem Transporter sind Gummistiefel, falls du dich schon zum Arbeiten in der Lage fühlst.«

Er öffnete die Tasche. Ein gebatiktes T-Shirt mit der Silhouette von Indiana Jones und einem weiteren Slogan, HERR DER SPATEN, ein knalliges, orangefarbenes Fred-Perry-Sweatshirt, eine Hose aus Armeebeständen, zwei Paar Socken, ein Paisley-Taschentuch. Jasons abgeworfene Haut.

»Mütze hab ich keine gefunden, aber das Taschentuch tut's auch. Weiser Schaufelaffe Nummer fünf sagen, geh nie graben ohne Taschentuch auf Kopf. Es ist völlig sauber«, fügte er hinzu, als wäre er ein Verkäufer und Sauberkeit eine beileibe nicht selbstverständliche Vergünstigung.

»Danke.«

»Regenhaut hab ich auch keine für dich gefunden. Hast du eine dabei? Nein, hast du nicht. Mist. Du hast das noch nicht oft gemacht, oder?«

»Nein, nicht oft.«

»Es ist das erste Mal?«

»Nicht ganz«, sagte er leicht pikiert und fing an sich umzuziehen. Sein Körper fühlte sich genauso feucht und schmutzig an wie seine Sachen. Er spürte, dass Jason ihn immer noch beobachtete, als sei er zu seinem Vergnügen angefordert worden.

»Du kennst Eb?«

»Eberhard? Ja, schon.«

»Die Welt ist klein. Befreundet?«

»Ja, ziemlich.«

»Ach ja?«

»Warum fragst du, wenn du's besser weißt?«

Ihre Blicke trafen sich über die Sitze hinweg. In Jasons Augen war eigentlich keine Aggressivität, nur spöttische Feindseligkeit. *Nur zu*, sagten seine Augen. *Verdirb dir's mit mir. Dann gibt's was zu lachen! Ha, ha!*

»Du hättest sein Gesicht sehen sollen, als Stanton uns gesagt hat, dass du kommst.«

Er beschäftigte sich schweigend mit den Kleidern, zimperlich und verdrossen, und wartete auf das Unvermeidliche: dass Jason wieder anfing.

»Also, was steckt dahinter?«

»Nichts steckt dahinter.«

»Ach was. Du kennst uns nicht, du hast keine Kumpels hier,

und du hast keine Ahnung vom Graben. Was hat dich dann in dieses Dreckloch verschlagen?«

»So schlimm ist es mir nicht vorgekommen.«

»Nein? Na, wart's ab«, murmelte Jason und inspizierte seine Zigarette, als hätte sie einen Defekt. »Das ist hier wie bei der Fremdenlegion, da geht keiner hin, wenn er nicht muss. Wie hast du von uns erfahren?«

»Weiß ich nicht mehr.«

»Komm schon, jetzt schnapp nicht gleich ein.«

»Okay, aber dann sei du auch nicht so sarkastisch«, sagte er, gegen seinen Willen den Köder schluckend, und Jason kicherte und hob die Hände.

»Einverstanden, kein Sarkasmus mehr. Bei meinem Leben.«

»Eberhard hat gesagt, dass hier unten was läuft, und ich hatte gerade kein...«

»Eb hat dir von uns erzählt?«

Da war es wieder, dieses *Uns*. Das hatte er schon einmal gehört. Von Eberhard, an dem Abend in *Metamorphosis*, genau das gleiche, leicht dahingesagte *Uns*.

»Er hat nur gesagt, dass es eine Grabung gibt.«

»Und da bist du nun.«

Jason lächelte noch immer, fast noch mit der gleichen Intensität. Seine Zigarette war unbemerkt ausgegangen. Seine Augäpfel waren sehr weiß in seinem staubig gebräunten Gesicht.

»Und was ist daran nicht in Ordnung?«

Jason zog die Brauen hoch und schaute auf seine Uhr. »Sieht Eb gar nicht ähnlich, dass er so gesprächig ist, das ist alles. Jedenfalls bist du jetzt komplett ausgerüstet. Ich soll dir von Stanton sagen, du sollst es langsam angehen. Bleib noch eine Weile hocken und trink eine schöne Tasse Tee. Später kannst du dann kommen und ein bisschen graben, wenn du dich dazu in der Lage fühlst. Ich an deiner Stelle würde es erst mal lassen. Genieße es, solange es geht, Kumpel. Ruh dich aus und denk an England. Wir sehen uns später, ja? Keine Rast für den bösen Schaufelaffen.«

Er zwinkerte und hielt ihm erneut die Hand hin, wartete ewig, bis Ben sie ergriff, und tat dann spöttisch-formell wie ein Grenzbeamter, der einen Pass zurückgibt.

»Willkommen in Sparta, Mr. Mercer. Wir hoffen sehr, dass Sie Ihren Aufenthalt genießen.«

Er ruhte sich aus und dachte an England. Er war jetzt einen Monat weg. Es kam ihm wie ein Augenblick und zugleich wie eine Ewigkeit vor. Ein Teil von ihm war immer noch dort, und dennoch war es ihm unmöglich, sich über diese weite Entfernung zurückzudenken.

Er erinnerte sich an Oxford an jenem letzten Morgen. Der Nebel zog durch die Straßen zu den Flüssen, der Themse und dem Cherwell, dem Evenlode und dem Ock. Die Stadt war immer verschwiegen, und sie war es umso mehr zu dieser Stunde, da sie schlief, ihr Areal voller unsichtbarer Höfe und Kreuzgänge, ihre Unterkünfte und Treppenhäuser voller Menschenleben in der Schwebel, in Wartestellung bis zum Morgen.

Er dachte an Emine und ihren Brief und dann, mit zunehmender Schärfe, an Nessie, die nun schon einen Monat älter geworden war, ohne dass er dabei zugesehen hatte. Er fragte sich, wie lange es dauern würde, bis sie sein Gesicht vergaß, so wie er schon fast das seines Vaters vergessen hatte. Er versuchte sich an ihres zu erinnern. Es war klar bis zu dem Moment, in dem er es sich vorzustellen versuchte. Je mehr er sich anstrenge, desto verschwommener wurde es. Sie schwand vor seinen Augen dahin wie Morgennebel.

Er trank den süßen Tee und sah den anderen beim Ausgraben zu. Er hatte sich in Oxford mit Therapie befasst und seine angelesenen Kenntnisse in Athen aufgefrischt, aber die Wirklichkeit lockte ihn aus der Reserve. Er erkannte die Beschaffenheit des Geländes, die Hügel und den Sattel, der zwischen ihnen verlief. Er kannte die Geschichte der Ruinen, der Paläste, Heiligtümer und Gräber, die eins über dem anderen angelegt worden waren, wie Korallen, die Lebenden über den Toten. Doch das Grün der besonnten Hänge, die leuchtenden Farben der Frühlingsblumen und hinter den Zikkuratstufen des Menelaions die klare Luft über dem Tal, die Stadt unten, dahinter die Berge mit ihren verschneiten Gipfeln... Es war spektakulär. Nichts in seiner Lektüre hatte ihn darauf vorbereitet.

Das Ausgrabungslager glänzte durch Hässlichkeit. Überall Schlamm, Dreck und Staub. Ein Transit-Lieferwagen und

diverse andere Autos waren in einem Zypressenhain abgestellt. Daneben stand etwas schief ein Containex-WC. Vier Männer waren mit dem Feingefühl von Straßenbauarbeitern in zwei Gruben zugange. Eine dritte Grube war leer, die sauber gefegten Terrassen so akkurat wie jede Ausgrabung, die er während seiner kurzen Gastspiele bei Oxforder Grabungen gesehen hatte. In der Mitte des Sattels standen zwei Holzhütten mit Spitzdächern und Doppeltüren, teure Dinger mit Kunststofffenstern. An den windabgewandten Seiten waren nicht dazu passende gestreifte Markisen angebracht, unter denen Klapptische und -stühle standen. Auf dem Gipfel des zweiten Hügels, nicht weit vom Menelaion, stand Jason über ein geodätisches Stativ mit Laserlot gebeugt, fast bewegungslos, den Blick auf die Anzeige gerichtet. Auf der am weitesten entfernten Anhöhe stand eine Kapelle, viel kleiner als die, in der er sich untergestellt hatte, ein winziges Ding mit einem breiten Vordach und einer Glocke unter dem Giebel.

Es waren nur drei Frauen in dem Team: das Mädchen, bei dem es sich wohl um Natsuko handelte, die andere, die Elechen hieß, und Missy. Ihre Arbeit führte sie anscheinend oft in die Hütten, wobei Missy, ein Ausbund an Energie, überall zugleich war: Sie grub und siebte, wusch und schleppte. Die sieben Männer kamen und gingen, manchmal allesamt außer Sicht in den Gruben. Er sah Eberhard, der zwischen den Ruinen umherstakte, und den Ringer unterhalb des Heiligtums, flach ausgestreckt, die Arme unter der Erde. Die anderen waren dem Anschein nach alles Griechen – sie waren formeller und weniger jugendlich angezogen als die Ausländer, ihre Gesichter glattrasiert, sonnengebräunt und verwittert.

Niemand sagte offenbar irgendjemandem, was er zu tun hatte. Auch das war unerwartet. Die Oxforder Ausgrabungen, an denen er teilgenommen hatte, waren bis ins Letzte durchorganisiert und durch streng militärische Hierarchien gekenn-

zeichnet gewesen. Nur einmal sah er Missy eine Anweisung geben, worauf einer der Griechen Schubkarren aus einer der Hütten holte. Ansonsten gingen alle in stillschweigendem Übereinkommen ihrer Arbeit nach, ohne je ein Wort mit ihrer Chefin zu wechseln. Eberhard und Natsuko arbeiteten alleine, Sauer in Splendid Isolation, das Mädchen kläglich über die Arbeitstische unter den Markisen gebeugt. Dann regnete es wieder, und ein paar Minuten lang zogen alle gemeinsam Folien über einen abgelegenen Graben, ganz plötzlich so diszipliniert wie Seeleute, der Himmel über ihnen mit Wolken marmoriert.

Hinten im Auto fand er einen Plan der Ausgrabungsstätte; die einzelnen Grabungen waren freihändig mit Bleistift eingezeichnet und beschriftet, viel präziser, als er es je zustande gebracht hätte. Da waren der Sattel und die drei kleinen Hügel, der Nordhügel, der Aetos-Hügel und die Elia-Anhöhe. Das umliegende Gelände war dicht bedeckt mit den Namen von Ruinen und hundert Jahren Ausgrabungen; die Erde war hier Jahrzehnt für Jahrzehnt umgegraben und wieder zugeschüttet worden, und die neuen Gruben hatten dünn eingezeichnete Arbeitstitel wie Herdgrube, Bronzegraben, Osthalde, und darum herum und darüber waren Konturlinien, Kontextnummern und stratigrafische Angaben. Das Ganze war so verwirrend und kreuz und quer überschrieben, dass man es für verschlüsselt hätte halten können. Am unteren Rand stand ein Name, präzise wie eine Grabinschrift und so winzig, dass ihn die Augen schmerzten, als er es zu lesen versuchte.

Matsumoto Natsuko

Sparta,

Februar 2004

Er war immer noch über den Plan gebeugt, als die Tür neben ihm aufging, so dass er beinahe hinausgefallen wäre und der Wind an der Zeichenfolie zerrte. Missy beugte sich herein.

»Mann, Sie sehen ja vielleicht aus. Jetzt müssten Sie nur noch Jasons Größe haben.«

Sie verzog angewidert den Mund. Er hielt die flatternde Karte fest und begann, sich zu entschuldigen, aber sie fiel ihm ins Wort.

»Nein, schon gut, passt alles prima. Hören Sie nicht auf mich. Wie fühlen Sie sich so?«

»Schon viel besser, danke.«

»Freut mich für Sie. Kann ich mich da reinquetschen?«

Sie versuchte es, bevor er antworten konnte. So aus der Nähe wirkte alles an ihr zu groß: ihre Stimme, ihre Yankee-Gesundheit, die breiten Knochen ihres Gesichts im sommersprossigen Schatten des Strohhutes.

»Ben, ich hab gerade erfahren, wie das mit unserer Nachricht gelaufen ist. Es tut mir sehr, sehr leid. Ich will mir gar nicht vorstellen, was Sie jetzt von uns denken. Es war so: Natsuko sollte sie an der Rezeption für Sie hinterlassen, weil sie jeden Morgen in Ihrem Hotel schwimmen geht, aber ihr war heute nicht gut, deshalb hat sie's gelassen, und dann... na ja, dann hat sie's einfach vergessen. So was ist sonst gar nicht ihre Art. Es ist ihr peinlich, und sie schämt sich furchtbar. Ich glaube, es tut ihr so leid, dass sie Ihnen noch nicht mal sagen kann, wie leid es ihr tut, verstehen Sie?«

Sie hatte einen schwachen Schmierfleck von Sonnenlotion auf der Nase, einen Strich, der ihr entgangen war. Sie war so nahe, dass er es riechen konnte: Salz und Kokos. Er widerstand dem Drang, den Fleck zu verreiben.

»Aber davon abgesehen, wie ist das Hotel? Leben Sie sich ein? Die Cyriac Foundation weiß sich um ihre Hardware zu kümmern. Apropos, ich verstehe nicht, warum Sie zu Fuß

losmarschiert sind. Das war nicht besonders schlau. Woher wussten Sie überhaupt, dass wir hier oben sind? Also ab sofort legen Sie sich nicht mehr mit dem Wetter hier an, verstanden? Sondern erweisen ihm den nötigen Respekt. Das ist das Land, in dem der Blitz erfunden wurde, okay? Das muss ja ein elendiger Marsch gewesen sein! Wenn es so anfängt wie vorhin, suchen wir uns schleunigst einen Unterstand, verschwinden wie Präriehunde in ihren Erdhöhlen. Wir verkriechen uns in den Hütten oder in der Kapelle, und dann spielen wir Strippoker und treiben uns gegenseitig zum Wahnsinn hier oben. Das heißt, das tun wir sowieso. Aber das mit dem Poker, das war nur ein Scherz... Moment, Sie sind doch nicht auch noch religiös, oder? Gott sei Dank. Wenn man mich im März auf einen kahlen Hügel schmeißt, dann gebe ich jederzeit meine Seele für einen trockenen Hintern... Ich rede zu viel, stimmt's? Ich weiß, dass ich zu viel rede.«

Er lachte, und sie wurde rot und lachte dann auch.

»Schön, dass Sie mich amüsant finden. Wie wär's jetzt mit einer Vorstellungsrunde? Nein, Sie bleiben hier, ich kann die Wildtiere auch von hier aus erkennen... Also der da drüben ist Jason, den kennen Sie ja schon, und Eberhard kennen Sie auch, hab ich recht? Jason ist eine Nervensäge, aber er weiß wirklich, was er tut, er gräbt schon sehr lange, am Tag seiner Geburt hat er sich umgedreht und sofort angefangen zu budeln, wenn Sie wissen, was ich meine. Und Eberhard ist auch ein harter Arbeiter, aber das wissen Sie sicher schon. Dann ist da dieses Bild von einem Mann mit dem Kopf in der Erde, das ist Max, das ist nur ein Spitzname, aber er gefällt ihm, irgendwie machen wir alle, was Max sagt... Er hat diesen Kommandoton drauf. Max ist unser Magier. Er sieht Farben wie keiner, mit dem ich je gearbeitet habe. Zeigen Sie ihm Erde, und er zeigt Ihnen, wo was drin ist, ich schwör's Ihnen, es ist, als hätte er Röntgenaugen, ohne ihn hätten wir den

Schädelraum nie gefunden... und dort ist Natsuko, sie ist unsere Grafikerin, sie ist nett, aber sie ist... wie sagt ihr Engländer noch? *Ein komischer Vogel?* Und schließlich Miss World, das ist Eleschen. Unsere Fundspezialistin. Dann haben wir unsere geschätzten Einheimischen, Chrystos und Giorgios, deren Familie vor langer Zeit tatsächlich das Land hier gehört hat, und das da ist Themeus, und sein Cousin Elias ist wohl gerade unter der Erde... Das wären alle. Bis auf mich. Dr. Missy Stanton, aber wie gesagt, Sie können Missy zu mir sagen. Und da sitzen Sie – so gut wie neu. Also, willkommen in meinem Palast!«

»Ihrem was?«

Seine Stimme klang in seinen eigenen Ohren matt. Stantons Überschwang zwang ihn in eine Rolle. Er fühlte sich neben ihr wieder schwächlich, als fader Engländer. Sie breitete die Arme aus, so dass das ganze Auto voll von ihr war; die Handflächen nach oben, wie ein Erdölmagnat oder ein TV-Evangelist. *Gelobt sei!*

»Therapie! Angeblich ist es ja der Palast von Helena und Menelaos, aber das ist alte Geschichte, und ich bin Projektleiterin, also gehe ich mal davon aus, dass ich jetzt das Sagen habe. *Verbeugt euch vor Königin Missy von Sparta!* Nein, im Ernst, ich bin sehr froh, dass Sie hier sind, Ben. Wir brauchten wirklich ein neues Gesicht, in letzter Zeit ist die Luft immer dicker geworden. Und Sie werden es lieben. Sie werden es sich doch ansehen? Und unter der Erde ist es noch schöner. Ich verspreche Ihnen, Sie könnten Ihr Leben lang hier graben und nie genug davon haben, und was wäre das anderes als Liebe?«

Sie packte jetzt eine Tasche aus und häufte ihm die Sachen auf den Schoß, ohne ihren Wortschwall abreißen zu lassen.

»Haben Sie zu Mittag gegessen? Ich hab Ihnen ein kleines Sortiment stibitz. Hier haben wir Kaffee, für den – wahr-

scheinlichen – Fall, dass Jasons Tee zu eklig ist, und das hier ist *Brot* und das ist *Käse*... und das ist Insektenmittel, essen Sie das nicht; und *das* da, das ist der berühmte griechische Zwieback, haben Sie den schon mal gegessen? Du meine Güte. Stellen Sie sich vor, die haben ein paar Scheiben davon ausgegraben, an einer Stätte aus dem siebzehnten Jahrhundert, und die waren noch essbar! Ich weiß natürlich nicht, ob sie sie tatsächlich gegessen haben, aber wahrscheinlich schon, weil woher hätten sie's sonst gewusst? Jedenfalls, so schmecken die Dinger da auch, wie vierhundert Jahre altes Brot. »Essbar« ist ein dehnbarer Begriff. Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt. Eberhard mag ihn. Ich persönlich würde lieber Insektenmittel essen.«

Er zog eine Jack-Daniel's-Flasche aus dem Haufen und hielt sie gegen das Licht.

»Schwarzgebrannter. Hab mir gedacht, Sie könnten einen Schluck davon gebrauchen. Chrystos macht ihn selber. Aber übertreiben Sie's nicht, sonst müssen wir nachher Ihr Gehirn aus der Polsterung ausbuddeln.«

Er schraubte die Flasche auf und trank vorsichtig. Augenblicklich war sein Mund voll von Anisgestank, und die Dämpfe stiegen in seine Nebenhöhlen. Der Hals wurde ihm zugeschnürt, und er beugte sich hustend vor, spürte, wie ihm die Flasche aus der Hand genommen wurde, hörte ein verächtliches Schnauben und das Geräusch kräftiger Schlucke aus der Flasche und schaute gerade noch rechtzeitig auf, um zu sehen, wie sich Missy den Mund abwischte.

»Sie werden sich dran gewöhnen. Essen Sie erst was. Sie essen, und ich rede, das kann ich am besten. Hat Ihnen diese Frau Fischer gesagt, was wir hier machen?«

»Nicht so richtig.«

»Nicht, dass sie was davon verstünde, sonst hätte sie uns finanziert. Ben, was wir hier machen, ist wirklich wichtig.

Eigentlich kennt sich hier nämlich kein Mensch aus. Ist das Haus auf dem Nordhügel wirklich der Palast des Menelaos? Wenn wir unter dem Heiligtum graben, finden wir dann Helena? Den Schädel, der tausend Schiffe in See gehen ließ? Ganz zu schweigen vom *klassischen* Sparta, *davon* hat nun wirklich kein Mensch eine Ahnung. Sparta ausgraben ist, als versuchte man, Blut aus einem Stein zu quetschen... Fischer würde das ohnehin sagen, diese alten Kämpfen sehen ja immer alles schwarz, aber sie wissen nicht, wie stark wir quetschen werden, sie wissen nicht, dass wir diese Steine *entsaften* werden. Im Moment suchen wir also nach sekundären Fundstellen rund um die Hauptgrabungsplätze. Das bedeutet, diese Saison hier und im Heiligtum der Artemis Orthia, und anschließend dann die Akropolis und Amyklai, falls ich noch einen edlen Spender finde. Wir arbeiten dieses Jahr lange, insgesamt neun Monate, bis Oktober. Lange Arbeitstage, sechs Tage die Woche, aber jeder Fund lässt es der Mühe wert erscheinen. Also, bereit zum Entsaften?«

»Jetzt?«

»Natürlich jetzt, es geht Ihnen ja schon wieder besser. Schauen Sie, ich habe die Ärztin angerufen, und sie hat gesagt, wir sollen dafür sorgen, dass Sie sich aufwärmen und ausruhen, dann geht's Ihnen wahrscheinlich wieder gut. Das haben wir getan, und es geht Ihnen gut. Wahrscheinlich. Außerdem geht zum Warmwerden nichts über Arbeiten, stimmt's? Was haben Sie drauf? Sie sind doch aus Oxford? Archäologie und Kulturanthropologie? «

»Klassische Archäologie«, sagte er, die Augen noch immer tränend von dem selbst gebrannten Schnaps, und Missy zog ihre gestreifte Nase kraus, als müsste er sich seiner Ausbildung schämen. »Ich hab schon bei Ausgrabungen mitgemacht. Und ich kann auch katalogisieren.«

»Ja. Aha. Komisch, aber alle wollen katalogisieren. Das ist der Zuckerguss auf der Torte, mein Freund, das Sahnehäubchen. Was noch?«

»Ich kann zeichnen.«

»Können Sie graben?«

»Natürlich kann ich graben.«

»Mein Held«, sagte Missy, beugte sich vor und gab ihm ein Küsschen auf die Wange. Ihr Atem roch immer noch nach Anis. »Wie gesagt, Sie werden sich perfekt einfügen. Also, sind Sie bereit, Löcher in die Erde zu hacken?«

Sie hielt ihm wie einem feinen Herrn die Tür auf. Er trat wieder in den Wind hinaus und war froh um Jasons zwei Textilschichten. Irgendwo spielte ein Radio, das auf einen griechischen Sender eingestellt war, aber nur leise: Er hörte trotzdem die in die klare Luft aufsteigenden Lerchen.

»Stiefel«, sagte Missy entschieden, nahm ihn am Arm und bugsierte ihn zu dem Transit. Er setzte sich auf den Kotflügel, um sie anzuziehen, und beobachtete die anderen, während Missy weiterschwafelte. Die Gruppe hatte sich jetzt zerstreut, nur die Griechen arbeiteten paarweise zusammen, und nur der Ringer – Max? – schien Notiz von ihm zu nehmen, denn er schaute vom Rand des Loches auf, an dem er saß: weder besonders freundlich noch feindselig. Ben sah einen Muskelreflex in der flachen Wange des Mannes – es wirkte, als ob sich dort ein Parasit eingenistet hätte.

»... heute erst mal nur leichte Hausarbeit«, sagte Missy gerade und hielt sich mit einer Hand die Haare aus dem Gesicht. »Es hat keinen Zweck, einen toten Hund zu prügeln. Ich mache dann morgen den großen Rundgang mit Ihnen, aber eigentlich sehen Sie auch jetzt schon, was Ihnen bevorsteht. Wir sind zweimal in der Nähe vom Nordhügel auf Gold gestoßen, und ebenso unter dem Heiligtum. Der Schädelraum ist das wirklich interessante Feld, aber den überlassen wir besser

Max, der wird grätig, wenn ich mich einmische ... Also setzen wir Sie am besten bei der Herdgrube ein. Sind Sie immer noch nicht fertig? Wo ist das Problem, haben Sie zwei linke Füße? Jetzt *kommen* Sie schon.«

Wie sich zeigte, konnte der Rundgang doch nicht aufgeschoben werden. Als Missy einmal begonnen hatte, ihm den Grabungsplatz zu zeigen, fand sie kein Ende mehr. Er trottete hinter ihr her, nickte denen zu, die sie bei der Arbeit störten, nickte zu Missys Erläuterungen, und eins führte unerbittlich zum anderen, so dass die Schönheit des Geländes in Einzelheiten unterging.

Eberhards Lüge war faustdick gewesen: Überall waren Ausgrabungen im Gange. Jede Erhebung war rings von Minenfeldern aus faustgroßen Probelöchern umgeben, wo das Magnetometer ein Signal empfangen hatte und der Spaten dann einen Benzinkanister oder eine Rolle verrosteten Draht ans Tageslicht beförderte. Im Augenblick wurde in sechs Gruben gearbeitet – zwei waren praktisch gerade erst abgesteckt worden, vier reichten schon tiefer hinab. Er stand im Wind frierend neben Missy, während sie die Tonscherben durchging, die an der Fundhütte ausgelegt waren; drinnen lag ein zerbrochener Kantharos, so massiv und bleich wie ein Pferdeschädel.

»Und hier sind zwei Spartaner, die wir mit noch schlagenden Herzen gefunden haben! Hallo, Jungs. Chrystos, das ist Ben, er gehört heute Nachmittag euch. Aber triezt ihn nicht, er ist noch ein bisschen mitgenommen, okay?«

Die letzten paar Stunden dieses ersten Nachmittags arbeitete er mit den Maxis-Brüdern bei der Herdgrube. Die Griechen gruben am Boden der Grube, Chrystos mit einem Grabenspaten am Südende, Giorgios mit Pinsel und Spatel auf der Nordseite. Jeder Eimer mit Erde wurde weitergereicht, um durch mittelfeines Drahtgeflecht gesiebt zu werden. Anfangs

waren die Lasten überhaupt nicht schwer. Erst nach und nach setzten die Muskelschmerzen ein.

Chrystos teilte ihn zum Sieben ein. Er kannte sich nicht gut genug aus, um ihm dankbar dafür zu sein. Er saß in dem von Ziegen abgefressenen Gras, ärgerte sich über die Feuchtigkeit, weil ihm die Kälte des Fußmarsches noch in den Knochen steckte, und spähte zu den Männern hinunter. Max' Schädelraum war das breiteste Loch, und selbst die flachste Terrasse der Osthalde war tiefer, aber die Herdgrube war das größte, schmal und dunkel, und verbreiterte sich nach Norden zu wie ein zyklolisches Schlüsselloch. In gut einem Meter Tiefe war an diesem Ende unter dem sandigen Mutterboden und der darunterliegenden Lehmschicht ein riesiger Kreis aus Herdsteinen zum Vorschein gekommen, aber südlich davon war in dieser Tiefe nichts, und darunter kamen nur viele uralte Ascheschichten, ein düsterer Hinweis auf wiederholte Katastrophen in unterschiedlichen Tiefen.

Die Brüder sprachen untereinander wenig und mit ihm noch weniger. Er saß da und horchte auf ihren Husten und ihren stoßweise seufzenden Atem, während sie arbeiteten. Das Keuchen in der staubigen Luft. Einmal winkte ihn Giorgios hinunter, damit er ihm die Taschenlampe hielt, während er mit dem Pinsel ein implodiertes Nest zerbrochener Keramik freilegte. Die Wärme überraschte ihn. Der Regen war kalt gewesen, und der Boden auf diesem Hügel war noch hart vom Winter, aber in der Grube war es so schwül, dass sie ins Schwitzen gerieten. Die letzten Sonnenstrahlen fielen schräg über den schlammigen Grubenrand, und durch ihre Arbeit heizte sich die eingeschlossene Märzluft zusätzlich auf.

Sie arbeiteten weiter, bis das Tageslicht allmählich schwand, und machten um sechs Feierabend. Erst dann brachten die beiden Griechen mehr zustande als ein paar gemurmelte Anweisungen an ihn. Chrystos reichte ihm als Ers-

ter die Hand. Sein Händedruck war hart und kühl wie Knochen, sein Gesicht mit Staub verkrustet, von Staub durchdrungen, als hätte Missy nicht gescherzt, als wäre er tatsächlich gerade erst ausgegraben worden.

»Willkommen«, sagte er feierlich, und irgendwo in der Abenddämmerung fingen die Glöckchen der Ziegen an zu läuten.

Die Brüder nahmen ihn in die Stadt mit, der Transporter fuhr den anderen Autos voraus, die Straße des Schirmverkäufers hinunter. Soweit er feststellen konnte, hatten sie trotz all der vielen Arbeit bei der Herdgrube nichts gefunden außer den paar Scherben und einer weiteren Ascheschicht, doch offenbar waren sie dennoch nicht mutlos. Abgesehen von dem Angebot, ihn am Morgen abzuholen, sprachen sie nur miteinander, so als wäre er gar nicht vorhanden. Trotzdem, unsichtbar inmitten von beinahe Fremden, war er zufrieden.

Mehr noch. Als sie unter den Straßenlaternen der Palaeologou abwärts fuhren, spürte er, wie ihn eine unerklärliche Begeisterung erfasste. Erst Tage später begriff er es als ein Gefühl der Ankunft. Des Wissens, dass er doch keinen Fehler gemacht hatte. Dass seine Wochen in Athen nicht umsonst gewesen waren. Dass er endlich an einem Ort angekommen war, wo er vielleicht hingehörte.

Es war ein klarer Abend, die Wolken hatten abgeregnet. Nachdem Chrystos ihn abgesetzt hatte, trödelte er noch auf der Hotelterrasse herum, trotz allem zögerlich, den Tag zu beenden, seine Sachen als übelriechendes Bündel unter dem Arm, das Licht aus der Lobby auf ihm.

Sternbilder gingen über den schwarzen Bergen auf, abstrakte und vertraute Konfigurationen, Superstrings aus Sternen. Er versuchte immer noch, sich an ihre Namen zu erinnern, als hinter ihm ein Auto hupte; er drehte sich um und sah

mit einem flauen Gefühl Missy, die ihm winkte und sich am Fenster zu schaffen machte.

»Hallo!«

»Hallo.«

»Haben Sie Lust, einen Happen zu essen? Ich nehme an, Sie sind müde, aber ich hab mir gedacht, ich frage trotzdem ...«

»Ich bin ganz schön müde«, sagte er und bereute es, noch bevor ihr das Lächeln verging.

»War nur so eine Idee.« Sie zuckte die Achseln. »Und ein bisschen Gesellschaft wäre auch nicht schlecht.«

»Und die anderen?«

»Die anderen. Machen Sie Witze?«

Sie wirkte jetzt jünger: Sie war nicht viel älter als er. Es war, als stattete die Ausgrabung sie mit einer Autorität aus, die sie oben zwischen den Gruben und Ruinen zurückgelassen hatte. Ihre Augen waren dunkel in der Düsternis des Autos. Von jeder Überschwänglichkeit befreit, war ihre Stimme weich und ernst.

»Mit denen unternehme ich eigentlich nichts.«

»Aha. Na gut, wenn es Ihnen nichts ausmacht zu warten, geh ich nur schnell...«

»Nein, vergessen Sie's, war eine Schnapsidee. Ich weiß nicht, was ich mir dabei gedacht habe, Sie müssen doch hundemüde sein.«

»Nein, ich komme mit.«

Ihr Lächeln kehrte zurück. »Im Ernst?«

»Ja, mit Vergnügen.«

»Super. Also springen Sie rein, Cowboy.«

Er joggte um den Wagen herum zur Beifahrertür. Das Auto fuhr schon los, als er noch gar nicht richtig saß, und während er die Tür schloss, beschleunigte Missy bereits und fädelte sich in den Feierabendverkehr ein. Sie fuhr schnell und

schlecht, der SUV trügerisch in seiner Solidität, ein Panzer aus Stahl und Glas zwischen ihnen und den Lichtern, denen sie auswichen, den Lastern, die sie überholten, wobei Missy manchmal entschuldigend die Hand hob.

»Wohin fahren wir?« »In irgendein Lokal, wo das Essen gut aussieht. Sie müssen bei Kräften bleiben.«

»Wieder zu Kräften kommen.«

»Armer Ben. Es wird leichter werden. Aber Sie müssen auf sich aufpassen. Das mit dem Marsch im Regen, das haben Sie sich ganz allein selbst zuzuschreiben. Meine Hunde zu Hause haben mehr gesunden Menschenverstand... Moment, vielleicht hier! Schauen wir mal! Ich verspreche, es wird besser sein als Ihr Zimmerservice.«

Erst mit dem vierten Restaurant war Missy zufrieden. Es war noch zu früh fürs Abendessen, die Tavernen waren noch für die Dauer der Fastenzeit oder bis zum Sommer geschlossen, die Hotels nicht ihre Preisklasse. Billigere Etablissements gab es am Stadtplatz, Grillrestaurants, die heruntergekommen waren als das in Metamorphosis, ein paar Cafés und Kneipen. In manchen verstummten die Gespräche, als sie hereinkamen, und nur unwillig zeigte man ihnen die Gerichte. In dem, das dann Gnade vor Missys Augen fand, wurde sie von alten Männern begrüßt, Ben mit Fragen auf Griechisch und Deutsch – *Woher kommen Sie? Wie heißen Sie?* –, dann mit spendierten Getränken; die Bauern und Fabrikarbeiter schlugen mit der flachen Hand auf die Tische und pfften, wenn sie noch Wein wollten, aus der Stereoanlage dröhnte Musik, und im Fernseher liefen Bombenangriffe und Wahlveranstaltungen.

Als das Essen kam, war er hungrig wie ein Wolf. Er ließ Missys Geplauder über sich ergehen, das Essen und das Reden waren rau und fremd für ihn, und er war ohnehin die meiste Zeit mit den Gedanken woanders. Die antike Stadt, in

die er sich als Kind verliebt hatte. Die Straßen unter den Straßen unter seinen Füßen, begraben wie die alte Schrift auf einem Palimpsest.

Im Fernsehen rannten Menschen auf etwas zu, was entweder Leichen oder Bündel von Kleidern sein konnten. Drei Männer in einer Reihe standen vor einem ausgebrannten Auto, als ob es sich dabei ebenfalls um eine Leiche handelte; trotzdem redete Missy neben ihm immer noch weiter, das Gesicht gerötet, lachend, Lügengeschichten erzählend. Das trockene Wüstenlicht von Abu Simbel, die Felsengräber von Petra. Die Majestät von Ephesos, die Schächte von Troja, die flüsternden Bogengänge von Ebla und Ur. Und der Wein so scharlachrot wie Cochenille, das Lamm mit Lorbeer gebacken, das Schweinefleisch mit Wacholder gebraten.

Er schlief gut in dieser Nacht. Er erinnerte sich nicht daran, geträumt zu haben. Erst kurz vor Tagesanbruch, als er aufwachte, lag er im Dunkeln und dachte an Metamorphosis. Die Kakophonie in dem Grillrestaurant, die Wecker aus Metall und der Mischmasch der Sprachen. Dann Eberhards Stimme, kühl und sicher, die er immer noch im Ohr hatte, als er sich wusch und anzog und auf die dunkle Straße hinausging.

Tut mir leid, aber Lakedaimonien nennt es so gut wie niemand mehr. Nicht einmal wir.

Wir?

Diejenigen von uns, die hier arbeiten.

Seine Hände auf dem Tisch, die Finger verschränkt, beschützend.

Morgens wusch er sich immer rasch, stellte dann den Wasserkessel auf, nahm sich einen Stuhl und setzte sich ans Fenster. Er war noch vor sechs zur Stelle, aber dann war Sparta schon wach und die Felder und Fabriken warteten auf niemanden mehr.

Er trank seinen Tee und sah zu, wie die Stadt zum Leben erwachte. Irgendwo hinter ihm ging die Sonne auf. Sie kroch den Taygetos herab. Manchmal hatte das erste Licht nur die Farbe des Schnees und des Gesteins der Berge. An anderen Tagen war es rot wie Blut.

Kurz nach sechs schlich der Junge mit den angeklatschten Haaren in den Hof hinaus, rollte die Abdeckung auf dem Pool zurück und lungerte dann nervös eine Zigarette rauchend hinter den aufgestapelten Sonnenliegen herum, bis Natsuko auftauchte.

Wenn er sie – früher als Ben – sah, begann der Junge immer krampfhaft zu zucken, dann machte er sich an seine Arbeit, wischte Stühle ab und wischte den Fliesenboden auf, während sie schwamm. Von Bens Fenster aus erschien sie perspektivisch verkürzt, wenn sie aus dem Haus kam – im schwachen Hoflicht klein wie ein Kind –, und dann in die Länge gezogen, wenn sie tauchte und ihre Umrisse sich in den Wellen auflösten. Ihre kräftigen, präzisen Schwimmstöße hallten in dem schachtartigen Hof wider. Er und der Junge beobachteten sie beide. Weißes Handtuch, schwarzer Badeanzug, weiße Haut, schwarzes Haar. So viele Bahnen. Jedes Mal zählte er irgendwann nicht mehr weiter. Jeden Morgen schwamm sie immer noch, wenn er aufbrach.

Zwei Mietshäuser ragten über den Pool auf. Nach und nach lernte er – ganz ähnlich wie zu Hause – die Fremden kennen, die darin wohnten. Die Arbeiter, die im ersten Morgengrauen aus der Konservenfabrik oder der Vulkanisieranstalt nach Hause trotteten, der Mann, der auf seinem Balkon Käfige mit Vögeln aufhängte, die alten Frauen, die Kraken auf der Wäscheleine trockneten, die Arbeiterinnen, die bei Tagesanbruch Kleider aufhängten, damit sie mittags trocken waren. Emine, das wusste er, hätte sie gemocht.

Weiter weg stand ein großes, niedriges Gebäude – Hunderte von Fenstern in einer weitläufigen Betonwand. Es sah nicht aus wie ein Haus, in dem Menschen wohnten, aber es wirkte auch nicht wie eine Arbeitsstätte. Dieses Geheimnis wurde zu einem festen Bestandteil seines Morgens. Die ersten paar Tage war er so erschöpft, dass er gerade noch essen konnte, wenn er von der Grabung nach Hause kam, allein oder mit Missy, und dann dachte er nicht an das niedrige Gebäude, bis er morgens aufstand und es wieder sah. Immer gingen in einem Fenster die Lichter aus und in einem anderen an, lautlos und unerklärlich zielbewusst, wie Warnlichter an einer seltsamen Maschine.

Am vierten Morgen sah er in einem der erleuchteten Fenster des Gebäudes eine Gestalt, die hin und her lief. Er beobachtete, wie sie kam und ging und wieder kam. Erst als sie sich nicht mehr bewegte, erkannte er die Tracht einer Krankenschwester. Einen Moment lang stand sie im Profil da, auf diese Entfernung scheinbar ganz ruhig. Er konnte nicht sehen, welchem Martyrium oder welcher Aufgabe sie sich gerade widmete. Sie hielt den Kopf gesenkt. Barmherzig, wie auf einer Ikone.

Er wartete immer auf der Hoteltreppe. Um halb sieben holte ihn Chrystos ab, jeden Tag, wie er es versprochen hatte, immer pünktlich, immer nur mit seinem Bruder Giorgios und immer nur mit einem Nicken auf Bens Dankeschön. Der Transporter wäre groß genug für alle gewesen, aber so lief das nicht. Die Ausländer und die anderen Einheimischen fuhren getrennt, zusammen oder allein, einer Formel folgend, die Ben nicht durchschaute.

Missy war jeden Tag als Erste da, stellte den SUV achtlos unter den Zypressen ab und schlug das Lager auf, in ihrer Gore-Tex-Kapuzenjacke. Max kam in Eberhards silbernem

Volvo 144 Delux, Jason und Eleschen später in Natsukos Fließheck-Auto, und Elias und Themeus als Letzte zu Fuß oder zu zweit auf einem Motorroller. Manchmal nahm Chrystos unterwegs andere Leute mit, einen Onkel, einen verschwägerten Teenager, der in dem Dorf Afision ausstieg, einen älteren Cousin mit einer antiquierten Schrotflinte und falschen Zähnen desselben Jahrgangs, und einmal zusammen mit dem Onkel eine uralte Person, deren Akzent für Ben fast unverständlich war, eine winzige Frau mit geöltem Haar, die während der ganzen Fahrt mit ihrer Krächzstimme an Giorgios herumnörgelte, ihm einen Vorwurf nach dem anderen machte wegen irgendeiner nicht näher bezeichneten uralten Geschichte; sie hörte gar nicht mehr auf, obwohl Giorgios nichts sagte und der Onkel sie mit ernststen Vorhaltungen zum Schweigen bringen wollte, und starrte sie alle mit ihren unerbittlichen vogelschwarzen Augen an.

Mit der Zeit konnte er Chrystos und den vorsichtigen Giorgios gut leiden. Chrystos besaß eine Würde, die bei seinem Bruder abweisend wirkte. Ihr Leben im Freien und ihre Zurückhaltung ließ beide alt erscheinen; allerdings waren sie beide auch tatsächlich nicht mehr jung. Chrystos konnte etwas Englisch von seiner gelegentlichen Mitarbeit bei anderen Ausgrabungen und aus seiner Zeit als Matrose bei der Handelsmarine und hatte in seiner Brieftasche Fotos von Newcastle in England und Newcastle in Australien, zerknitterte Schnappschüsse von alten Sonnenuntergängen und Freunden. Aber er war ein stiller Mann, und Giorgios war noch stiller und sprach immer sachlich und präzise.

Wenn sie auf der Fahrt hinauf zur Ausgrabungsstätte überhaupt redeten, dann nur einsilbig, mit gedämpfter Stimme, als wäre es eine Sünde, im Dunkeln zu sprechen.

»Haben Sie gut geschlafen?«

»Ja, danke. Und auch fürs Mitnehmen.«

Ein Nicken. Chrystos' Augen vermaßen noch immer die Straße.

»Sie reden nie mit den anderen?«

Die Brücke vor der Stadt, die Abzweigung nach Afision und dann: »Die bleiben für sich.«

Ein Geräusch von Giorgios auf dem Rücksitz. »Die geben sich mit Leuten wie uns nicht ab.«

»Uns?«

Darauf überhaupt keine Antwort. Er versuchte es noch einmal. »Und Elias und Themeus?«

Chrystos räusperte sich. »Die sind wieder anders.«

»Ja?«

Afision hinter ihnen. Der Bildstock unter den Kiefern am Straßenrand. Claymore und Kleenex. Vor ihnen die Abzweigung.

»Die wohnen außerhalb der Stadt. In ihrem eigenen Haus. Von da aus haben sie es zu Fuß nicht so weit. Sie kümmern sich lieber nur um ihren eigenen Kram.«

»Am Fluss«, sagte Giorgios. »Die wohnen immer an den Flüssen. Solche Leute.«

»Was für Leute?«

»Die trauen den Leitungen nicht. Die trinken nicht gern aus der Leitung.«

»Athigani.«

»Athigani?«

»Yifti«, sagte Giorgios, und Ben verstand. Eine erste kleine Gleichung, die aufging. Yifti. Gypsies. Zigeuner.

In der ersten Woche arbeitete er jeden Tag mit den Brüdern. Die anderen waren nie weit weg – der Schädelraum, Max' hochgeschätzte Domäne, lag gleich über der Schulter des Hügels –, aber die Gruben hielten sie während der Arbeit voneinander getrennt oder leisteten ihrer Trennung jedenfalls

Vorschub. In der Mittagspause versammelte Missy sie um sich, um die Funde zu besprechen und vor auszuplanen, doch danach zerstreuten sie sich wieder: Eberhard verdrückte sich, um allein zu essen, oder ging manchmal mit Max und Jason zum Nordhügel; Natsuko und Eleschen begleiteten sie oder saßen manchmal dicht beieinander unter den gestreiften Markisen; Elias und Themeus hockten nebeneinander beim Schrein, mit leiser Radiomusik und hausgemachtem Gebäck auf Zeitungen auf den Knien. Nur Missy schien keinen festen Platz zu haben, hockte sich hin, um mit Ben und den anderen bei der Herdgrube zu essen, zwängte sich neben Elias und Themeus oder zog sich einen Klappstuhl neben die Mädchen und mischte sich mit weithin hallender Stimme ein.

Er beobachtete Eberhard. Seit seiner Ankunft hatte Sauer kein Wort mit ihm gesprochen. Er wunderte sich und überlegte, wie das ins Bild passte. Er fragte sich, wie es sein konnte, dass er in Oxford mit Eberhard zusammen gewesen war, oft viele Stunden im selben Raum, und trotzdem so wenig von ihm wusste.

Er erinnerte sich nur an zwei Dinge über Sauer, jedes davon denkwürdig, weil kurios. Das eine Mal, in seinem ersten Studienjahr, war er zu spät zu einer Vorlesung im Institut eingetroffen und auf der falschen Etage gelandet. Er hatte die Treppe genommen und hatte unter sich Leute reden gehört. Das Treppenhaus hatte die Worte verzerrt, und er hatte Professor Foyt und Professor Lorne von oben gesehen, bevor er ihre Stimmen erkannte. *Sauer?*, hatte Lorne gefragt. *Stimmt das alles, was man über ihn sagt?*

Worauf Foyt gehustet und ein trockenes Lachen von sich gegeben hatte. *Ja, leider, im Guten wie im Schlechten. Trotzdem kann ihm keiner das Wasser reichen.*

Ein andermal war er auf Emynes Fahrrad nach Hause geradelt und hatte jemanden im Dunkeln singen gehört, wo der

Oxford Canal zwischen Neubaugebieten verlief; die Stimme hatte sehr betrunken geklungen, aber faszinierend und traurig, und das Lied war irgendwie alt, etwas Deutsches. Als er die Gestalt einholte, hatte er gesehen, dass es Eberhard war; die Krawatte lose um den Hals, den Kragen aufgeknöpft, sang er im Gehen. Aus Angst, erkannt zu werden, war er nicht langsamer geworden, doch als er an ihm vorbeifuhr, hatte er mitbekommen, dass der andere weinte.

Er beobachtete ihn. Eberhard hielt Abstand zu ihm und zu allen anderen. Mit der Zeit bekam er dann manches mit, ein Wort hier, einen Blick da, und bemerkte, dass die anderen versuchten, mit Eberhard zu sprechen, aber immer kurz abgefertigt wurden, und da wurde ihm klar, dass dieser besondere Abstand etwas Neues war. Dass er schuld daran war.

Dabei waren sie gar nicht so verschieden, dachte er. Eberhard war nicht wie Emine, bei der immer alles schnell vergeben und vergessen war. Er hegte und pflegte seinen Groll, und darin glichen sich er und Ben.

Die ganze erste Woche wartete er darauf, dass Sauer etwas zu ihm sagen würde. Jeden Tag machte er sich von Neuem darauf gefasst. Er stellte sich die Worte vor und die Art, wie er sie sagen würde, als Frage oder Feststellung, leise, um die Bosheit zu verbergen, oder laut, damit alle es hörten.

Du hast also beschlossen, mir zu folgen.

Tut mir leid, dass du geglaubt hast, du seist eingeladen.

Warum bist du mir gefolgt?

Was machst du hier?

Am Ende der Woche hatte er begriffen, dass es nicht so laufen würde. Eberhard hatte beschlossen, nichts zu sagen. Er würde ihm weiter aus dem Weg gehen, und die anderen würden sich ihren Reim darauf machen. Er würde Ben nicht anerkennen, würde ihm weiterhin nie direkt in die Augen

schauen, würde weiterhin durch ihn hindurchsehen, als wäre er der Nebel, der zum Fluss zieht.

Er wusste natürlich, dass auch die anderen sich nicht mit ihm anfreunden wollten. Auch das war offensichtlich. Er hatte es instinktiv schon am Tag seiner Ankunft gemerkt. Er war keiner von ihnen. Das war für ihn nichts Neues. So war auch oft der Stand der Dinge mit seinen älteren Geschwistern gewesen, und nach seiner Erkrankung in der Kindheit auch an vielen anderen Orten, in der Schule und in den verschiedenen Jobs, die er vor dem Studium gehabt hatte. Und so hatten ihn auch Emines betuchte Freunde angesehen oder besser gesagt nicht angesehen. Er hatte oft am Rand gestanden, nicht voll akzeptiert, nur halb aufgenommen, der Freund-eines-Freundes, der Gast, den man in letzter Minute zum Dinner eingeladen hatte. Das hatte ihm nie gefallen, aber es hatte ihn auch nicht gewundert. So war es nun einmal, da war nichts zu machen. Er hatte nie über den Esprit oder die Gelassenheit, die Selbstsicherheit oder die Überlegenheit, die richtigen Worte oder das richtige Auftreten verfügt. Er hatte nie genug vorzuweisen gehabt, um einer von *Uns* zu sein.

Er sah, dass auch Missy keine von ihnen war und dass sie es im Gegensatz zu ihm nicht merkte. *Wir*, das waren Eberhard und Eleschen, Max, Natsuko und Jason. Missy war anders; zu eifrig, zu offenherzig. Sie kämpfte mit ihrem unermüdlichen Enthusiasmus gegen die Klüngelwirtschaft an und war verblüfft, wenn sie eine Abfuhr bekam. Während Eberhard der professoralste unter ihnen war, hätte seine Chefin alles getan, um wieder Studentin sein zu können, eine unter vielen. Er überlegte, ob er es ihr erklären konnte, das Anderssein der anderen, war sich aber nicht sicher, ob er den Mut haben würde, eine so bittere Wahrheit auszusprechen. Was er intuitiv verstand, war für sie eine unsichtbare Kraft. Er sah zu, wie sie mit den Mädchen ihr Mittagessen verspeiste

und sich mit irritierender Bedürftigkeit zu ihnen beugte, so ratlos wie ein gegen eine Fensterscheibe stoßender Nachtfalter.

In der ersten Woche änderte sich daran nichts. Nach den sechs Tagen war er den anderen nicht näher als nach dem ersten Tag. *Willkommen*, hatte Jason gesagt, aber dabei hatte er gezwinkert, wie Ben sich erinnerte, und im Nachhinein wurde ihm jetzt klar, dass es nicht nur einfach ein Scherz gewesen war, sondern ein Scherz auf seine Kosten.

Doch trotz alledem, trotz Eberhard, trotz *Uns*, war er glücklich. Er war nicht mit der Erwartung nach Sparta gekommen, dass Sauer erfreut sein würde, ihn zu sehen. Er war um der Stadt selbst willen gekommen, und Sparta war ihm eine Freude. Die vielen Wochen in Athen war er immer noch auf der Durchreise gewesen. Er war wie die Lichtgeschwindigkeit gewesen, ohne Bezug zu irgendetwas. Nicht dass Sparta ihm mehr versprochen hätte. Nicht dass es eine Heimkehr gewesen wäre. Es war gar nicht wie Heimkommen. Es war eher so, als würde ihm klar, dass er nie ein Zuhause gehabt hatte. Es war, als hätte er seinen Platz in der Welt gefunden.

Er trug immer noch seinen Ehering bei sich. Immer wieder wollte er ihn liegen lassen, aber jedes Mal stellte er hinterher fest, dass er ihn im Hinausgehen unbewusst doch wieder eingesteckt hatte. Manchmal ertappte er sich dabei, wie er ihn sich im Dunkel seiner Tasche durch die Finger laufen ließ – wie ein Zaubertrick, den er gekauft, aber nie geprobt hatte. Oder er merkte, dass er daran herumfingerte wie die alten Männer auf dem Stadtplatz an ihren Perlenkettchen. Und einmal schaute er ruckartig von seiner Arbeit auf und stellte fest, dass er ihn wieder am Ringfinger hatte, so als hätte er sich entrollt und wäre aus eigenem Antrieb dorthin gekrochen.

Die Erinnerung an Emine schien durch die räumliche Entfernung allmählich zu verblassen. Wie ein Kind, das an einem Grind kratzt, zwang er sich dazu, sich an sie zu erinnern.

Der Tag, an dem er sie zum ersten Mal gesehen hatte: Es war in seinem ersten Monat in Oxford, im Herbsttrimester, und er war zu spät dran für eine Vorlesung. Emine kam mit Freunden die Beaumont Street herunter. Es war schönes Wetter, und sie lachte. Die fröhliche Truppe kam geschlossen auf ihn zu, so dass ihm kein Platz auf dem Bürgersteig blieb. Er wich in den Rinnstein aus, und in dem Moment schaute ihn Emine an.

Ihr Glanz: Das war das Erste, was ihn faszinierte. Ihr Glanz, wie der von frisch gespaltener Kohle. Wie ihre Augen aufleuchteten, als sie ihn wahrnahm. Ihr Kragen war mit schwarzem Pelz besetzt, der, wie er später erfuhr, ihr Haar zur Geltung bringen sollte. Und während sie ihn ansah, wie er so im Rinnstein stand, verstummte ihr Lachen. Verwandelte sich in ein Lächeln. Kein herzliches, aber ein hübsches Lächeln, dessen Freude verhüllt war. Als handle es sich um einen Vertrag, auf dessen Gültigkeit man sich noch nicht verlassen konnte.

Hast du einen anderen?, hatte er sie an dem Abend gefragt, als alles sich auflöste. Sie hatte ihm gesagt, dass sie gebeichtet habe und dass es, da ihr Zustand untragbar sei, das einzig Richtige sei, wenn sie sich trennten. Sie könne ihn nicht mehr lieben, sagte sie, mit solcher Geduld, als erklärte sie Nessie irgendetwas Selbstverständliches: als wäre es das Natürlichste auf der Welt.

Hast du einen anderen?

Sie hatte den Kopf geschüttelt. Nicht, als wollte sie es abstreiten, sondern so, als sei es einfach die falsche Frage. *Es liegt nicht an mir*, hatte sie gesagt. *Es liegt an dir*.

Und er hatte verstanden. Das Schlimmste war, dass sie es nicht hatte erklären müssen. Er hatte sich leidenschaftlich gewünscht, Foyt zu hassen, Foyt die Schuld am Scheitern seiner Ehe zu geben, aber er hatte von Anfang an gewusst, dass der andere Mann nur ein Symptom war. Die Ursache war er selbst gewesen. Nach dieser Nacht hatte er sie nicht mehr nach einem Grund gefragt. Viel besser, wenn sie ihn im Dunkeln ließ, wo es noch Alternativen gab.

Zehn Stunden pro Tag grub er Löcher. Er wusch Scherben, schleppte Geräte und siebte auch Erde, aber die meiste Zeit waren es die Löcher: Alles lief auf die Löcher hinaus. Er machte Löcher mit Grabenspaten und Schlangenbohrern, Bohrstöcken und Schaufeln. Er machte Löcher mit Hacken, Kellen und feinen Pinseln, legte langsam Knochen und Vasen frei, entfernte die Erde Krümel für Krümel, wie ein Kind, das in einem Märchen die erste von drei unmöglichen Aufgaben gestellt bekommt.

Er fing an, von Therapie zu träumen. Die Sonne kroch in die Gruben. Die Luft war voller Staub, die Wände bröselten. Chrystos und Giorgios gruben neben ihm.

In dem Traum gruben sie, bis es dunkel wurde, dann gruben sie weiter, bis ihre Schaufeln zerbrachen, und von den Wänden tröpfelte jetzt etwas Feuchtes, Warmes herab. Einer nach dem andern – Ben immer als Letzter, er sah es zuerst immer in ihren Gesichtern – begriffen sie, dass das Feuchte Blut war, ganze Ströme, die aus den Steinen gequetscht wurden. Und selbst dann gruben sie immer noch weiter, nicht angstvoll, sondern triumphierend, bearbeiteten die zerklüftete Erde mit ihren zerbrochenen Werkzeugen, mit bloßen Händen sogar, mit Fingern und Zähnen.

Er rief Emine in dieser ersten Woche dreimal an, in ihrer

Wohnung, weil er nicht an Foyt geraten wollte. Zweimal schaltete sich der Anrufbeantworter rasch ein, wie er es immer tat, wenn viele andere Anrufe darauf warteten, abgehört zu werden. Emine hatte sich immer davor gedrückt, die neuen Nachrichten abzuhören, hatte diese lästige Pflicht ihm überlassen. Auch die Ansage war noch dieselbe, so dass er seine Monologe nicht nur für Emine, sondern auch für sein altes Selbst hinterließ.

Am Samstag nahm sie dann ab. Er kam verspätet vom Grabungsplatz zurück und war zu müde, um in ein Restaurant zu gehen. Stattdessen kaufte er sich etwas in dem durchgehend geöffneten Laden an der Ecke (die alte Dame, die ihn führte, war eine Kettenraucherin mit kajalschwarzen Augen, die ihn immer so anschaute, als sei ihr eben ein hervorragender unanständiger Witz eingefallen), aß in seinem Zimmer bei laufendem Fernseher, der Krieg gegen den Terrorismus flimmerte in weiter Ferne. Eine Frau in einem orangefarbenen Overall, drei Gestalten stehen um sie herum, sie scheint keine Angst zu haben, sondern ist nur betrübt, als sei sie gerade aufgewacht und hätte nicht etwa festgestellt, dass sie gleich sterben wird, sondern nur, dass sie verschlafen und den Besuch einer guten Freundin verpasst hat; und eine schlankere Frau, eine Politikerin oder Generalin in Zivil, verliest in einem Raum voller Blitzlichter mit fester Stimme eine Erklärung.

...Alle Menschen in allen Ländern sollten sich des Risikos terroristischer Angriffe an öffentlichen Plätzen überall auf der Welt bewusst sein. Seien Sie wachsam, treffen Sie vernünftige Vorkehrungen. Gehen Sie nicht davon aus, dass ...

Er duschte und schlief dabei fast im Stehen ein. Er lag schon im Bett, hatte das Licht und den Fernseher ausgemacht, als er auf die Idee kam, noch in Oxford anzurufen.

Er wählte im Dunkeln. Emine nahm beim ersten Klingeln ab.

»Hallo?«

Ihre Stimme war kehlig, melodiös, als hätte sie gerade gelacht. Er war auf der Stelle eifersüchtig.

»Hallo ... wer ist da?«

»Ich. Ist Foyt bei dir?«

»Ben? Mein Gott, wo bist du denn? Warum hast du nicht angerufen?«

»Tu ich doch gerade.«

»Bleib dran.«

Gedämpfte Stimmen, männliche und weibliche. Er schloss die Augen, hatte schon genug von ihr, legte aber nicht auf.

»Bist du noch da, Ben?«

»Ist das er?«

»Nein.«

»Also jemand anderer.«

»Sei nicht blöd, das ist bloß ein Freund. Wo steckst du denn? Du hast nicht angerufen!«

»Du hast vergessen, die Nachrichten abzuhören. Außerdem hab ich dir auch auf deinen Brief geantwortet. Ich dachte, du hättest die Post inzwischen bekommen... Geht's dir gut? Wie geht's Ness?«

Ein Seufzer, zugleich ärgerlich und erleichtert, durch die Übertragung verzerrt.

»Es geht ihr besser.«

»Wieso besser?«

»Ach, es war weiter nichts. Nur die Erkältung. Das hab ich dir doch erzählt. Sie fragt ständig nach dir...«

Gut, dachte er. Oder fühlte er. Seine Dankbarkeit war mehr Gefühl als Gedanke.

»Und ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich hab mir Sorgen um dich gemacht. Wo bist du?«

»In Sparta.«

»In *Sparta*?«

Jetzt lächelte er. Er war müde, aber er grinste im Dunkeln. Triumphierend.

»Sparta, du weißt schon. Die Ränkeschmiede. Helena und Menelaos...«

»Ich weiß, was Sparta ist, Ben! Was *machst* du denn da?«

»Löcher graben. Ich hab Arbeit gefunden. Hier gibt's eine Ausgrabung. Es steht alles in meinem Brief. Es läuft gut, glaube ich. Wir sind elf Leute. Es ist nur körperliche Arbeit, aber es macht Spaß. Wusstest du, dass Sparta schön ist? Ich weiß nicht, warum ich nicht schon früher mal hier war. Die haben mich in so einem großen alten Hotel untergebracht, ich glaube, es würde dir gefallen...«

Er wartete darauf, dass sie etwas sagte. In der Leitung war es still geworden. Er schloss die Augen und stellte fest, dass er sie noch hören konnte, sie atmete und horchte. Aber da waren auch noch andere Geräusche. Das Zischen von starkem Verkehr, draußen auf Oxfords nassen Straßen.

Er fröstelte, die Stadt, die er hinter sich gelassen hatte, war ihm auf einmal viel zu nahe. Der tief hängende graue Himmel. Die kalte, klare Luft.

»Ben?«

»Ja?«

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Mir geht's gut, warum?«

»Du klingst komisch.«

»Nein, tu ich nicht.«

»Doch. Wenn du so redest, klingst du komisch. Anders, meine ich.«

Eine Sekunde lang sagte er nichts. Er merkte, dass er wütend auf sie wurde, als ob sie seinen gesunden Menschenverstand in Frage stellte. Oder seine Überzeugung.

»Ben ...«

»Ich sag doch, mir geht's gut. Ich bin anders, weil ich hier glücklich bin.«

»Aha. Na dann. Freut mich für dich.«

»Es klingt aber nicht so.«

»Doch, es freut mich.«

Aber das stimmte nicht, dachte er. In Wahrheit klang sie enttäuscht. Neidisch. Als hätte sie sich etwas anderes für ihn erhofft als Glück. Oder von ihm.

Erst nachdem er aufgelegt hatte, an der Schwelle zum Einschlafen, fiel ihm ein, dass er Eberhard mit keinem Wort erwähnt hatte.

Der Sonntag überraschte ihn.

»Hier ist jemand für Sie«, sagte Sudoku, als handle es sich um einen unangenehmen Menschen und Ben sei schuld daran. Es war schon acht vorbei, und er lag immer noch im Bett, träumte immer noch halb von der Grube.

»Wer ist es?«

»Woher soll ich das wissen?«, maulte Sudoku. »Soll ich sagen, dass Sie herunterkommen?«

Er zog sich an, setzte Wasser auf, verbrannte sich den Mund und stellte fest, dass seine Schuhe weg waren. In seinem Kopf jagte eine Hoffnung die andere.

Plötzlich merkte er, dass er am Fenster stand – sein morgendliches Ritual forderte sein Recht. Sparta stand an erster Stelle, als wäre das alles, wonach er suchte. Auf den Bergen schon heller Morgen. Kleider wie bunte Wimpel auf den Balkonen. Der Swimmingpool unbeirrt, seine Bahnen so gerade wie Linien auf Papier. Er dachte an Natsuko, wie sie, aaldunkel, manchmal im tiefen Wasser pausierte, um Atem zu holen, und dabei wurde ihm klar, dass er vor allem auf sie hoffte.

Der Lift war kaputt, und er nahm die Treppe. Ein seltsames Geräusch kam den Schacht herauf, ein hartnäckiges, hässliches Mahlen wie das Knirschen von Zähnen oder zahnlosen Zahnrädern, und als er in der Lobby ankam, sah er Chrystos in Hemdsärmeln, deplatziert im Marmor und Messing des Hotels, ein großer Mann in einem zu kleinen Sessel, ungerührt den Blicken Sudokus und des Kakadus trotzend, seine Mütze zusammengefoldet neben sich auf dem Sofa.

Zwischen den Knien hielt er eine Kelle und eine Bastardfeile. Er schärfte die Kelle mit langen Schüben der Feile, wie ein Junge, der eine Elfenbeinschnitzerei glättet. Er hielt beide Werkzeuge hoch, als Ben vor ihm stand.

»Eine perfekte Spitze.«

»Chrystos? Es ist Sonntag.«

»Ah. Keine Löcher heute.«

»Also, Sie ... Wir arbeiten heute nicht woanders, oder?«

»Nein. Hier«, sagte er – sein Englisch war genauso stockend wie Bens Griechisch, und er stand auf, legte beide Werkzeuge auf einen Tisch und zeigte darauf. »Für Sie. Bitte nehmen. «

»Geschenke«, sagte er und nahm sie – sie wogen schwer in seinen Händen.

»Andenken, wenn Sie gehen.«

»Danke. Das ist sehr nett von Ihnen.«

»Die Kelle ist sehr gut. Stahl aus Marshalltown. Aus Iowa in Amerika. Nicht wie die billigen Sachen, die sie einem leihen. Mit der da ist das Graben nicht so schwer. Halten Sie sie scharf, wie eine Säge. Also wir gehen jetzt dann?«

»Gehen wohin?«

»Besichtigungstour machen. Wenn Sie nicht wollen, Sie können Nein sagen.«

»Nein, nein, finde ich gut. Ich hatte nur nicht damit gerechnet, dass...«

»Dann wir gehen jetzt, okay?«

Der Transporter stand da wie immer, und anfangs unterschied sich der Morgen nur durch Giorgios' Abwesenheit und den Sonnenschein vom Anfang eines Arbeitstages. Stück für Stück, während der Fahrt, fielen Ben noch andere Unterschiede auf. Chrystos war unbefangener und um einiges gesprächiger, ob wegen der Arbeitsfreiheit oder weil sein Bruder nicht dabei war, konnte er allerdings nicht erkennen. Auf dem Armaturenbrett standen zwei Plastikbecher mit Kaffee für sie beide, und neben Bens Sitz lagen die Sonntagszeitungen. Endlich war Wahltag. Die Titelseiten waren voll davon.

»Und wo ist Giorgios?«

»In der Kirche.«

»Sie gehen nicht?«

»Das ist nichts für mich«, sagte er. Dann zeigte er mit einer Kopfbewegung auf die Werkzeuge. »Ein Scherz.«

»Ach ja? Ich dachte...«

»Geschenke für Sie. Ein Scherz für die Frau.«

»Für wen? Sudoku?«, fragte er, und Chrystos runzelte die Stirn und lachte.

»Marina. Die Freundin meiner Schwester. Sehr stolz.«

»Kennen Sie auch Kreuzwort?«

Darüber musste er erneut lachen, ein seltsam jungenhaftes Kichern. »Kreuzwort ist ein guter Name für sie. Marinas Cousine. Noch schlimmer. Zum Glück für mich war es nur eine.«

»Sie kennen alle.«

»Natürlich. Hier kennt jeder jeden.«

Sie fuhren in westlicher Richtung, hatten den Stadtplatz mit seinen Bars und Kolonnaden bereits hinter sich gelassen. Die Kathedrale ragte auf, davor eine Menschenmenge im Sonntagsstaat. Chrystos machte das Radio an, womit er ihn

erneut überraschte. Sprachsendungen, dann Musik, Pop, griechische Volksmusik. Chrystos summt unmelodiös mit.

»Heute ist ein wichtiger Tag.«

»Werden Sie zur Wahl gehen?«, fragte er, und Chrystos sah ihn an, ein rascher, scharfer Blick von der Seite, den er mit einem Achselzucken abtun konnte.

»Sie gehen nicht?«

»Manchmal.«

»Manchmal wählen Sie nicht?«

»Nicht alle wählen, wo ich herkomme. Dort ist es ziemlich egal. Es ändert sich nicht viel«, sagte er, seltsamerweise verlegen, obwohl das seine Überzeugung war, so weit er zurückdenken konnte. »Ich glaube nicht an sie.«

»An wen?«

»An die Politiker. So wie Sie nicht an Gott glauben.«

»Das ist nicht dasselbe.«

»Für mich schon. Ein Unglaube ist wie der andere.«

»Es ist nicht dasselbe. Und ich habe nicht gesagt, dass ich nicht glaube. Ich habe keinen Glauben. Auch das ist nicht dasselbe. «

Er war erleichtert, als Chrystos den Blick wieder ganz nach vorn richtete.

Der Stadtrand. Der Transporter holperte über Schlaglöcher. Auf Ziegelsteine aufgebockte Autos in kahlen Vorgärten. Beton und rote Geranien. Ein verrosteter Traktor unter Maulbeerbäumen. Glockenspiel von Hunden, die sie von einem Hunderevier zum anderen weiterreichten.

»Hier bei uns«, sagte Chrystos schließlich, »macht es einen Unterschied.«

»Vielleicht habt ihr hier bessere Politiker.«

»Ich wähle keine Politiker. Ich wähle eine Politik«, sagte Chrystos mit zusammengekniffenem Mund. Dann, versöhnlicher: »Schauen Sie. Da oben.«

Er schaute durch die verschmutzte Windschutzscheibe nach oben. Vor ihnen stieg das Gelände an, Orangenplantagen wurden durch weniger pastorale Olivenhaine abgelöst, dann kamen Felsen und Aleppokiefern und schließlich der Taygetos. Die westlichen Berge waren jetzt viel näher und auch dunkler, Kämme und Grate, die den klaren blauen Himmel verdeckten.

Er blinzelte. Eine große Stadt schmiegte sich in die Berge. Wo er zwischen den Bäumen hindurchsehen konnte, waren überall steil ansteigende gepflasterte Straßen, Festungen und Paläste, mit Flechten bewachsene Kuppeln und Pfeiler. Gärten, Türme, Tore und Hallen, alles an die Steilhänge geklebt, die Dächer auffällig, die Mauern von Kletterpflanzen gehalten, über jeder Reihe und Stufe eine noch höhere, so märchenhaft wie Luftschlösser.

Ihm wurde schwindelig davon. Er murmelte eine Lästerei, *Herrgott* oder *Allmächtiger*, und hörte an Chrystos' Stimme, dass er lächelte.

»Hier finden ihn nur noch wenige.«

»Ist das Mystras?«

»Mystras, die Stadt der Byzantiner. Gefällt sie Ihnen?«

»Sie ist schön! Wunderschön...«

Sie parkten unten an den Mauern. Unter ihnen flog ein Bussard über die Kiefern davon. Chrystos kramte in dem Transporter und reichte ihm Plastiktüten voller Lebensmittel und Wasserflaschen.

Sie waren bereits hoch über dem Tal. Unten sah er den Fluss und die Stadt, und dahinter, viele Kilometer entfernt, die Vorberge des Parnon. Er suchte die Straße nach Therapne, fand den Bergrücken, der den Grabungsplatz markierte, schloss dann die Augen und atmete die Luft dieser seltsamen Gegend am Ende der Welt ein, in die er gekommen war. Oliven, Holzrauch, Orangen.

»Lakonien«, sagte Chrystos. Er war herangekommen und stand am Rand des Parkplatzes. In einer Hand hielt er einen breitkrempigen, abgewetzten Hut, in der anderen eine Plastiktüte von HellaSpar. Er schwenkte den Hut, eine besitzergreifende Geste. »Hinter dem Taygetos – Messenien. Hinter dem Parnon – Arkadien. Früher einmal hat das alles uns gehört.«

»Uns?«, fragte er, und Chrystos brummte abfällig, als sei das ohne Bedeutung. Er staubte den Hut ab.

»Hier, für Sie. Wollen Sie?«

Der Eingang schien unbewacht, doch als sie ihn erreichten, hörte Ben erregte Stimmen aus einem Radio. Der alte Mann hinter dem Schalter winkte sie durch und lauschte weiter seiner Sportsendung mit Hörertelefon. Sie gingen durch das schattige Tor auf die sonnendurchfluteten Straßen hinaus.

Der Anstieg war steil, und Ben war nach kurzer Zeit außer Atem. Chrystos stapfte bergan wie ein Bauer, und obwohl er sichtlich auch seine Schwierigkeiten hatte, war er ständig ein paar Schritte voraus. Seine Stimme klang hohl, dumpf hallte sie aus Türöffnungen und Bogengängen zurück, während er den verfallenen Bauten Namen gab – Haus Laskaris, Palast der Despoten, Pantanassa-Kloster. Sein Gesicht war hochrot – vor Stolz, wie Ben nach einer Weile erkannte. Als gehörten die Paläste ihm und Ben wäre ein geehrter Besucher.

Außer ihnen war niemand zu sehen. An einer Querstraße sah Ben aus dem Augenwinkel etwas Schwarzes, eine gebückte, hastende Gestalt, doch als er erneut hinsah, war sie verschwunden, und Krähen stiegen krächzend und im Wind heftig mit den Flügeln schlagend über den Dächern in die Höhe.

Hoch über der Stadt hielt eine Festung Wache – eine Akropolis über der Akropolis. Sie erklimmen die letzten Stufen und standen auf der Höhe der Festung. Der Wind wehte

von Süden, pffiff um das Gemäuer und zerrte am Einwickelpapier, als sie das Essen auspackten.

Sie aßen im Schutz der Mauer. Das Brot war vom Samstag und trocken, aber warm von ihrem anstrengenden Aufstieg in der Sonne. Neben Brot und Wasser hatte Chrystos auch von anderen Sachen mehr als genug mitgebracht. Eine Volvic-Flasche, zu einem Drittel gefüllt mit selbst gekelertem rosa Retsina, der so stechend roch wie Spiritus. Große Eselsoliven und die kleineren einheimischen, frisch geerntet. Mandeln und Pistazien und mit Thymian bestreute dicke Scheiben Käse. Schnecken in Öl und Kräutern, eingewickelt in dunkelfleckiges Zeitungspapier. Gekochte Hyazinthenzwiebeln.

»Früher haben viele Menschen hier oben gelebt«, sagte Chrystos und brach das Brot. »Hinter ihren Mauern versteckt.«

»Wovor?«

»Feinde. Immer wenn Menschen hier schwach waren, haben sie in den Bergen gelebt. Manchmal ist es leichter.«

»Schwach zu sein?«

»Sie stimmen nicht zu. Sie glauben, es ist leicht zu kämpfen.«

»Das wüsste ich nicht.«

»Nein? Sie kämpfen nicht für das, woran Sie glauben?«

Er lachte. »Würde ich schon tun, wenn ich wüsste, woran ich glaube.«

Ts! Chrystos schüttelte den Kopf. Er zog ein Taschenmesser hervor und schnitt eine der Käsescheiben in der Mitte durch.

»Probieren Sie.«

»Er ist gut.«

»Aus Tripi. Nicht weit von hier. Manche sagen, nach Tripi haben die Spartaner die Kinder gebracht, die krank auf die

Welt gekommen waren. Es gibt da einen Felsen, auf dem haben sie sie zurückgelassen. Wissen Sie, wovon ich rede?»

»Ich würde nicht sagen, dass die Spartaner Helden waren, weil sie neugeborene Kinder ausgesetzt haben.«

»Keine Helden, das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt, es ist schwer, stark zu sein. Es ist nicht leicht, ein Kind zu töten.«

»Für das Kind ist es auch nicht leicht.«

»Schwerer für Mutter als für Kind. Um da unten zu leben, ohne Mauern, um *Sparta* zu sein, nicht *Mystras*, mussten die Menschen hart sein. Die Spartaner waren es.«

»Und jetzt?»

»Jetzt ist es anders. Jetzt sind wir einfach nur Menschen. Es gibt keine Spartaner mehr.«

Eine Zeit lang aßen sie schweigend die Hyazinthenzwiebeln. Ben sah, dass die Krähen wieder da waren, sie beobachteten sie von Graten herab und aus Spalten heraus, und ihr Krächzen erschallte zwischen Wacholderbüschen und Feigenkakteen.

»Im Winter kommen wir hier herauf«, sagte Chrystos und schraubte den Wein auf.

»Wozu?»

»Für das hier. Schauen und trinken. Der Wein hält uns warm.«

»Im Haus wäre es noch wärmer.«

»Aber im Haus gibt es nichts zu sehen. Außerdem bringt mein Bruder Sachen, für die Menschen hier.«

»Hier leben immer noch Menschen?»

»Ein paar. Nicht viele. Keine Jungen. In dem Kloster gibt es heilige Frauen.«

»Nonnen?»

»Giorgios spart etwas für sie. Gas zum Kochen. Öl. Fleisch. Schokolade aus der Schweiz. Schokolade mögen sie am liebsten.«

»Es muss mühsam hier sein im Winter.«

»Das Eis ist schlimm, aber die Aussicht ist gut. Wir haben viel Spaß. Zu fünft, zu sechst. Als Erstes besuchen wir die... Nonnen, dann kommen wir hier herauf und setzen uns. Wir schauen hinüber, wo unsere Felder sind. In manchen Jahren liegt alles unter Schnee«, sagte Chrystos und beschrieb eine kilometerlange Linie quer durch das Tal.

Ben nahm den Wein, trank, lehnte sich zurück, schloss die Augen. Nachbilder flackerten in seinem dunklen Inneren auf. Das Himmelslicht und der Schnee auf den Anhöhen. Eine solche Landschaft musste die Menschen verändern. Ein Ort begrenzter Horizonte. Die Berge, die jeden Weggang missbilligten. Das Tal eine grüne Oase, von der Welt abgeschnitten. Etwas, das es zu verteidigen lohnte.

Er lehnte mit dem Kopf an dem warmen Stein. Ihm kam in den Sinn, dass es keinen Ort gab, an dem er lieber gewesen wäre – ob Athen, Oxford oder London –, und er schloss die Augen fester, als könnte dieser Reflex die Spiegelung einfangen. Neben ihm redete Chrystos weiter, in seiner eigenen Sprache, der Wein löste ihm die Zunge.

»Wie Könige mit Königreichen. So fühlen wir uns hier oben. Wir sind wirklich wie kleine Jungen. Wir kommen hierher, um zu vergessen, was aus uns wird. Keiner von uns besitzt das Land, das unsere Großväter hatten. Sogar die Chatzakos haben weniger. Sie sind jetzt mehr Außenseiter. Und die Kinder gehen nach Athen, und die Landwirtschaft ist immer mühsam. Manche von uns bauen Besitz auf. Die Maxis haben nur zwei gute Felder. Meine Cousins ernten jetzt die Oliven. Giorgios und ich suchen uns andere Arbeit. Alle paar Jahre kommen Leute wie ihr, die nach Sparta suchen. Ihr

heuert uns an, weil andere uns angeheuert haben. Wir gehen wieder zur Akropolis oder nach Amyklai. Wir finden nie genug. Ihr reist immer enttäuscht ab. Und die ganze Zeit ist Mystras hier, wo es jeder sehen kann. Viel schöner als alles, was ihr aus der Erde ausgraben könnt. Viel weniger Arbeit zu finden.«

»Vielleicht kommen wir deshalb nicht hierher.«

»Ihr ... ihr wollt, dass es mühsam ist?«

»Nein, nein. Wir wollen etwas finden, was noch niemand gesehen hat.«

»Die Sachen, die ihr findet, sind nicht ungesehen.«

»Also dann vergessen, was auch immer. Geheim. Aber es gab auch hier oben Geheimnisse. Ich habe etwas über einen Mann gelesen, der hier oben die alten Götter weiter verehrt hat. Zeus. Poseidon...«

»Plethon.« Chrystos machte eine wegwerfende Handbewegung. »In Rom fanden sie das genial. Hier weniger. Gemistos Plethon war nicht verschwiegen. Er behielt seine Geheimnisse nicht für sich. Jetzt sind Sie überrascht. Dachten Sie, ich mache nichts anderes als graben? Und lese nie ein Buch?«

»Natürlich nicht«, sagte er und wandte das Gesicht ab, weil er spürte, dass er ob der plumpen Lüge rot wurde. Als er den Kopf wieder zurückdrehte, sah er, dass Chrystos ihn musterte, wieder so ein Seitenblick von ihm, doch diesmal amüsiert und nachsichtig. »Tut mir leid.«

»Pff. Nicht nötig. Sie machen mir das Vergnügen, Sie zu überraschen. «

Sie tranken den letzten Wein. Die Sonne stieg höher, die Klüfte und Spalten in den Flanken der Berge füllten sich eine nach der anderen mit Licht.

»Sie sind nicht wie die anderen«, sagte Chrystos, als sei das ein Kompliment.

»Die anderen?«, fragte er. Dann begriff er. »Warum, wie sind die denn?«

Chrystos holte eine Pfeife hervor und begann sie zu stopfen, versuchte, keinen Krümel zu vergeuden, und war so konzentriert bei der Sache, dass Ben es noch einmal versuchte.

»Missy sagt, es wird mit der Zeit unheimlich.«

Chrystos zuckte die Achseln und zündete die Pfeife an. »*Unheimlich*. Ich weiß nicht genau. Die anderen spielen seltsame Spielchen.«

»Spielchen?«

»Sie reden darüber, da unten.«

»Was sagen sie?«

»Sie benehmen sich nicht wie Ausländer.«

»Ist das schlimm?«

»Manche sagen, sie sind grob unhöflich. Sie machen sich keine Freunde. Sie halten zu eng zusammen.«

»Was ist daran so seltsam?«

»Sie essen zusammen, sie trinken zusammen. Sie gehen nicht in Hotels. Sie suchen sich Zimmer in der alten Stadt, Gegenden, die nicht für Besucher gedacht sind. Sie gehen zusammen auf die Jagd.«

»Sie gehen auf die Jagd?«

»Eberhard und der stille Junge, Max, die wissen, was sie tun. Sie kaufen in den Jagdgeschäften. Sie gehen in den Bergen auf Hasenjagd. Nicht nur die Jungs. Auch die Mädchen. Es ist die falsche Zeit für Hasen, aber das ist kein Problem. Was sie machen, ist ihre Sache. Ein Freund von meinem Bruder hat sie gesehen. Die Leute finden, dass es nicht recht ist. Nicht für Frauen. Nicht für Ausländer. Die Leute finden, sie sollten das nicht tun. Noch etwas zu essen?«

Sie räumten die letzten Reste weg, Steine und Schalen, das alte Zeitungspapier, Schlagzeilen aus *Estia* und *Stochos*. Chrystos stützte sich mit den Händen an der verwitterten

Mauer ab, als er aufstand, und knurrte über seine steifen Gelenke.

»Also, woran glauben Sie, Ben?«

»Ich. Ach, nicht an viel.«

»Nicht an Gott? Nicht an Gott, nicht an die Politik. An irgendetwas sollten Sie aber glauben.«

»Warum?«

»Andernfalls ist es zu schwer. Vielleicht glauben Sie ja an sich selbst. Haben Zutrauen zu sich selbst.«

»Dass ich was tun kann?«, fragte er und lachte. Die Echos verzerrten seine Stimme seltsam.

»Dass Sie auf Ihrem Gebiet gute Arbeit leisten. In der Archäologie. Um zu finden, was von der Vergangenheit übrig ist. Oder dass Sie ein gutes Leben führen.«

»Ich führe bis jetzt kein Leben, an das irgendetwas glauben würde.«

»Das ist jammerschade. Wenn man darüber nachdenkt. Woran glauben Sie denn dann?«

Es dauerte ein Weilchen, bis ihm klar wurde, dass sie beide noch auf eine Antwort warteten. Eine jämmerliche Panik breitete sich in ihm aus, erst nur als ein kleines Knäuel, wie lose Rauchfäden. Er zeigte mit einer Kopfbewegung auf Mystras hinunter. »Ich glaube an das da.«

»An das? Das sind bloß Steine«, sagte Chrystos und nahm die Pfeife aus dem Mund. »Alte Steine.«

»Nein. Das ist Geschichte.«

»Sie glauben nur an die Geschichte?«

»Das ist jedenfalls etwas«, sagte er. »Was ist dagegen zu sagen?« Aber Chrystos zuckte nur wieder die Achseln, seine Miene erst überrascht, dann ausdruckslos. Er spuckte trocken aus und wandte sich ab.

»Wir fahren besser zurück.«

»Jetzt schon?«

»Ich muss wählen, und Sie brauchen doch sicher Zeit für sich allein.«

Sie packten alles ein und gingen vorsichtig durch die kaputten Straßen hinab. Auf der Heimfahrt wurde nichts mehr geredet. Chrystos setzte ihn vor dem Hotel ab.

»Danke für die Besichtigungsfahrt.«

»Es hat Ihnen gefallen?«

»Und wie.«

»Bitte tun Sie mir einen Gefallen.«

»Was denn?«

»Halten Sie sich von den anderen fern.«

»Das wird mir nicht schwerfallen, die sind ja nicht gerade...«

»Trotzdem.«

»Also gut. Aber ich verstehe nicht...«

»Nein, aber ich sehe, dass Sie leicht zu überraschen sind.«

Er stand da und sah zu, wie der Transporter davonfuhr. Ihm war unbehaglich, er hatte das Gefühl, dass etwas nicht zu Ende gebracht worden war. Zum ersten Mal nach dieser ganzen Woche fühlte er sich allein. Erst als er die Hoteltreppe hinaufging, fiel ihm ein, dass er seine Geschenke vergessen hatte. Er drehte sich um und hob die Hand, aber Chrystos war schon verschwunden.

Er hatte den ganzen Nachmittag für sich. Anfangs empfand er es als Luxus. Er holte seine Aufzeichnungen aus seinem Zimmer und ging wieder hinaus. Eine Zeit lang streifte er umher und sah die Stadt so, wie er sie die ganze Woche nicht gesehen hatte – die Läden geschlossen, aber überall viele Menschen auf der Straße. Er ging am Museum vorbei, in der Hoffnung, dort Bücher zu finden – eine Art Bibliothek –, rechnete aber damit, dass es geschlossen war, und fand sich bestätigt.

Um drei Uhr saß er dann in einem Kafeneion auf dem Stadtplatz, einem schmutzigen Etablissement voller griesgrämiger alter Männer in ausgebeulten Anzügen, wie Trauernde zweiter Klasse bei einer Beerdigung, Bekannte des Verstorbenen; keiner sprach ein Wort, und der Kellner stellte Sonnenschirme und Kunstlederstühle auf, um das Beste aus der kraftlosen Märzsonne zu machen.

Er bestellte Kaffee, mittelsüß, blieb eine Stunde sitzen und wick dem Blick des Kellners aus. Das Licht stieg in die Höhe und über ihn hinweg. Es beleuchtete die Seite vor ihm und ließ ihn im harten blauen Schatten zurück.

Kinder spielten auf dem Platz, ihre Mütter behielten sie aus Teehäusern und Cafés im Auge. Eine alte Frau setzte sich an den Brunnen und zählte die Hyazinthenzwiebeln, die sie aus einer grünen in eine rote Tüte legte. Irgendwann fiel ihm auf, dass keine jungen Männer da waren. Es war, als seien sie alle in den Krieg gezogen.

Der Kellner kam und räumte seine Tasse ab. Er bestellte noch einen, obwohl er keinen wollte. Rings um den Platz gingen die Lichten an.

Er blieb immer noch sitzen. Erst schrieb er, dann schaute er nur. Schaute schließlich nur noch, ohne etwas zu sehen. Den Kugelschreiber locker in der Hand, seine Hände und sein Gesicht bewegungslos wie die der alten Männer, die drinnen saßen, jeder Einzelne unsagbar allein.

VIII

Aufzeichnungen für eine Doktorarbeit

Was gibt es anderes als die Vergangenheit? Was gibt es sonst, woran man glauben könnte? Es ist uns nicht beschieden, an die Zukunft zu glauben. Wir misstrauen ihr. Wir lassen uns nicht überzeugen. Wir glauben nur an das, was wir mit eigenen Augen sehen. Glauben heißt sehen, aber die Zukunft sehen wir nie, also ist und bleibt sie unglaublich. Wir sind zu kurzsichtig. Auch in unseren dunkelsten Momenten glauben wir im tiefsten Herzen nicht, dass wir uns jemals ändern werden. Wir machen blindlings weiter. Wir glauben nur an Damals und Jetzt.

Dann haben wir immerhin etwas. Zumindest glauben wir an die Vergangenheit.

Die Spartaner legten großen Wert auf den Glauben. Ihre zahllosen furchtbaren Götter waren wie die alten Gottheiten des Gilgamesch – die sich dreitausend Jahre zuvor *wie Fliegen über dem Opferfleisch versammelt* hatten –, aber auch ihre Lebensweise verlangte Treue. Die Spartaner glaubten so inbrünstig an Sparta wie an irgendeinen Gott. Ihr Staat war ein Amerika, ein Traum von Vollkommenheit. Sie lebten ihr Leben im Schatten ihrer Glaubensvorstellungen und sahen die Früchte dieser Handlungsweise in einer Generation nach der

anderen. Die Macht ihrer Stadt war der Beweis, dass ihr Glaube richtig platziert war. Ein halbes Jahrtausend lang und länger war das hohle Reich vor der Welt sicher, stärker als die Welt, die Stadt ohne Mauern unangetastet, die rot gewandeten Phalangen unübertroffen.

Und dann war ihre Zeit zu Ende. Die größten Krieger der Welt wurden geschlagen. Der Feind trampelte sie in den Morast ihres eigenen Fleisches. Lakedaimonien war verloren. Die Wiesen am Eurotas brannten. Die starken Frauen von Sparta rannten kreischend auf die Straßen. Es muss ihnen fast so vorgekommen sein, als wäre der Taygetos niedergerissen worden. Die Götter, die sie liebten, hatten sie im Stich gelassen. Der spartanische Traum war zunichte gemacht worden. Und worauf setzten sie von da an ihren Glauben?

Die Hellenen nannten zwei Städte Theben. Die eine war eine Stadt der Ägypter, No-Amon, *Stadt des Ammon*, dessen Name *Der Verborgene* bedeutet und den die Griechen als Zeus verehrten. Das andere Theben lag im Herzen von Griechenland, nördlich von Athen, vor den Gipfeln des Kithairon.

Das ägyptische Theben existiert noch immer. Karnak und Luxor sind seine Namen. Eine halbe Million Menschen leben inmitten seiner unzähligen Denkmäler. Von dem anderen Theben jedoch ist fast nichts mehr übrig. Wie das Sparta, das es zerstört hat, ist es zu einem Ort der Abwesenheit geworden. Es ist nicht vergessen, aber wir kennen es auch nur aus Legende, Mythos und Geschichte. Wie Sparta war es eine Stadt, deren Stärken im Kriegshandwerk lagen, und durch Kriege stiegen und fielen seine Geschicke.

Theben war andernorts in Griechenland nicht eben beliebt. Die Thebaner galten als grausame, gewalttätige Zeitgenossen. Nachdem Xerxes an den Thermopylen durchgebrochen war, gehörten die Thebaner zu den wenigen, die sich ihm unter-

warfen, und nachdem sie dies getan hatten, kämpften sie in der Entscheidungsschlacht bei Plataiai unermüdlich gegen die Griechen. Als nach den Perserkriegen Athen und Sparta einander bekriegten, schlug Theben sich auf die Seite der Lakedaimonier, doch es blieb ein Dorn im Fleisch beider Mächte – zu bedeutend, um ignoriert zu werden, ungemütlich nahe an Athen und zu weit vom Reich der Spartaner entfernt, als dass man ihm je hätte rückhaltlos vertrauen können.

Acht Jahrzehnte nach Plataiai wurde Athen erobert und geschleift. Sparta hatte abermals im Krieg obsiegt. Theben sah seinen Feind geschlagen, war aber selbst nicht siegreich. Seine Rivalität mit Athen war geschwunden, nachdem die Macht der Athener beschnitten worden war, wurde aber durch andere Eifersüchteleien abgelöst.

Etliche Generationen lang hatten thebanische Männer unter den spartanischen Königen gekämpft. Dabei hatten sie sich verändert. Sie hatten die spartanischen Methoden übernommen. Jahre vor Athens Niederlage hatte Theben begonnen, seine Kräfte zu sammeln. Sparta war sein neuer Feind, und die Feindschaft war beiderseitig. Im selben Sommer, in dem Athen fiel, marschierten die spartanischen Phalangen nach Norden, besiegten ihre einstigen Verbündeten, die Thebaner, in einem Überraschungsangriff, so wie sie zuvor ihre Feinde besiegt hatten.

Doch Theben wollte sich nicht mit seiner Niederlage abfinden, und Sparta verfügte nicht über die Mittel, um die Welt, die es erobert hatte, zu regieren. Nach hundert Jahren Krieg war es nicht mehr die Großmacht, die es einmal gewesen war. Aber es war auch nie auf Frieden eingestellt. Die miteinander verwobenen Elemente seines Staatswesens – Hopliten, Heloten, furchtbare Götter – waren alle auf Krieg abgestimmt. Der Sieg tat Sparta nicht gut, obwohl es immer noch Selbstvertrauen besaß. Seine Gefplogenheiten hatten

ihm den Sieg gebracht. Die Ältesten sahen keinen Grund, etwas zu ändern.

Theben änderte sich sehr wohl. Der einstige Schüler Spartas überflügelte seine Lehrmeister. Es baute seinerseits ein stehendes Heer auf, eine Eliteeinheit, die als die Heilige Schar bezeichnet wurde. Wie die Königliche Garde der Spartaner umfasste die Schar dreihundert Mann. Ihre Einzigartigkeit beruhte auf Liebe. Die Heilige Schar wurde von Platon vorweggenommen, der in seinem *Gastmahl* schreibt:

Ließe es sich daher ins Werk setzen, einen Staat oder ein Heer aus lauter Liebhabern und Geliebten zu bilden... würden die so Verbundenen alle Menschen besiegen ... denn wer würde seinen Geliebten verlassen und ihm nicht beistehen in der Gefahr?

Drei Jahrzehnte nach dem Fall Athens und zum ersten Mal seit Menschengedenken wurde ein spartanisches Hoplitenheer im Feld besiegt, eine Phalanx von tausend Mann geschlagen von der Heiligen Schar – einer Streitmacht aus hundertfünfzig homosexuellen Liebespaaren. Vier Jahre später verjagte Theben seine Marionettenherrscher, und Sparta bereitete sich erneut auf einen Krieg vor.

Obwohl die Thebaner viel dazugelernt hatten, war ihr Heer nach wie vor zu klein. Ihr großer Feldherr Epameinondas besaß nur sechstausend Mann. König Kleombrotos von Sparta marschierte mit zehntausend ein. In Theben gab es allerlei Omen und Vorzeichen – die Tempel der Stadt öffneten sich allesamt von allein, so als böten die Götter ihre Kraft an; doch die Zeichen zugunsten von Sparta waren schonungslos in ihrer Eindeutigkeit. Der Triumph der Heiligen Schar war eine Merkwürdigkeit gewesen. Seit über vierhundert Jahren hatte sich niemand eines Sieges über eine volle Streitmacht der Spartaner rühmen können.

Für die Spartaner ließ sich alles gut an. Ihr Heer zog unbehelligt nach Norden, überwand die Bergketten und erstürmte eine thebanische Küstenfestung. Im Vollgefühl seines Sieges rückte Kleombrotos auf Theben vor. An der Straße nach Plataiai – dem Ort, an dem sie einst ein Weltreich zurückgeschlagen hatten –, sichteten die Spartaner den Feind. Sie kampierten bei dem Dorf Leuktra und stellten am Morgen ihre Schlachtreihen auf, die Thebaner auf höher gelegenem Gelände, die Spartaner mit einer Phalanxtiefe von nicht weniger als acht Mann. Ihre Reiterei rückte langsam vor, und ihre lautlosen, rot gewandeten Phalangen erstreckten sich über eine Breite von etwa tausend Metern.

Aber nicht alles war so, wie es schien. Nicht jeder der rot gekleideten Männer – ja, noch nicht einmal jeder hundertste von ihnen – hätte gewagt, sich als Spartaner zu bezeichnen. Zur Zeit der Schlacht bei Leuktra lebten überhaupt nur noch etwa tausendfünfhundert erwachsene männliche Spartiaten. Hundert Jahre Krieg, Krankheiten und Erdbeben sowie die strengen Gesetze Spartas hatten fast keine Männer mehr in der Stadt übrig gelassen, die man Bürger nennen konnte. So kostbar waren diese wenigen geworden, dass man nur siebenhundert losgeschickt hatte, die an der Seite ihres Königs kämpfen sollten. Alle anderen in der großen spartanischen Streitmacht waren die Perioiken von Lakedaimonien – die Kaufleute, Seeleute und Schmiede, die weder Heloten noch Spartaner waren – und Soldaten der Verbündeten Spartas, Söldner aus fernen Ländern und sogar Heloten, denen die Freiheit versprochen wurde, wenn sie bereit waren, um ihr Leben zu kämpfen. Und die Reiter an der Spitze, deren Tiere mit den Hufen im Staub der Ebenen scharrtten, das waren überhaupt noch keine richtigen Männer: Da die Spartaner im Grunde genommen nur ihrer Phalanx trauten, bestand ihre Reiterei aus einem letzten Aufgebot von Knaben.

Aber auch die Thebaner waren nicht, was sie schienen. Epameinondas begann den Tag, indem er alle wegschickte, die nicht kampfwillig waren. Diejenigen, die bei ihm blieben, waren Veteranen, Männer, die schon mit den Spartanern und gegen sie gekämpft hatten. Seine Reiterei bestand aus erfahrenen Kriegern, die für das Reiten in der Ebene ausgebildet waren. Und während die Spartaner sich in der herkömmlichen Weise aufstellten – mit einer Phalanxtiefe von acht Mann längs der Front und zwölf Mann auf dem rechten Flügel, wo der König stand –, hatten die Thebaner sich etwas Neues ausgedacht. Epameinondas platzierte seine besten Männer nicht auf seinem rechten Flügel, wie es die Hopliten-Feldherrn seit jeher getan hatten, sondern stellte sie gegenüber dem spartanischen König auf und staffelte sie nicht acht oder zwölf, sondern fünfzig Mann tief, mit der Heiligen Schar in vorderster Linie; die ganze unregelmäßig geformte Schlachtreihe wurde also nach rechts hin immer schwächer, weil sich bis auf den verstärkten linken Flügel alle zurückhielten, als scheuten sie den Kampf, so dass die Spartaner nicht auf breiter Front einer ähnlichen Phalanx wie ihrer eigenen gegenüberstanden, sondern einem seitlich ausweichenden Heer, dessen gesamte Schlagkraft sich gegen einen einzigen Punkt richtete, die Stellung des spartanischen Königs Kleombrotos, *wie eine Triere mit ihrem Rammsporn am Bug*.

Die spartanischen Reiter ritten als Erste los und trieben die Männer, die Epameinondas fortgeschickt hatte, auf die Ebene hinaus. Und dann griffen die thebanischen Reiter an. Die verstreute Reiterei der Spartaner war verloren, bevor ihre Hopliten sich in Bewegung gesetzt hatten – die Befehle ihres Königs verbreiteten sich nur langsam durch ihre schmale rote Linie. Ihre Reiter wurden in die Speere der spartanischen Phalanx zurückgedrängt, als die thebanischen Eliteeinheiten angriffen.

Um den König scharten sich die fähigsten spartanischen Soldaten, die königliche Garde sowie die Polemarchen und Ephoren, alte Männer, die sich ihr Leben lang in der Kriegskunst geübt hatten. Vor einer zwölf Mann tief gestaffelten Streitmacht hätten sie sich nicht gefürchtet, gegen fünfzig hatten sie keine Chance. Die Thebaner durchbrachen ihre Reihen. Kleombrotos war tot, bevor das von ihm geführte Heer auch auf den Feind traf. Tausend seiner Männer fielen, darunter vierhundert der letzten lebenden Spartiaten.

Die Schlacht bei Leuktra änderte alles. Für Pausanias war es *die folgenreichste Schlacht, die je von Griechen gegen Griechen geschlagen wurde*. Aber noch war Sparta nicht endgültig besiegt. Epameinondas war noch nicht fertig mit Sparta. In den Jahren nach Leuktra führte er sein Heer über das Parnon-Gebirge ins Kerngebiet von Lakedaimonien. Aber seine Soldaten waren nicht gekommen, um zu kämpfen. Sie kamen um der Heloten willen.

Epameinondas baute ihnen Städte. In Arkadien errichteten seine Soldaten eine Hauptstadt, wo zuvor nichts gestanden hatte. So gewaltig waren ihre Bauwerke, dass die Griechen sie Megalopolis nannten. Die verstreuten Bewohner Arkadiens strömten in ihre neue Zitadelle. Epameinondas ließ sie dort, und so sehr sie ihn liebten, so sehr hassten sie die Spartaner, die so lange über sie geherrscht hatten.

In westlicher Richtung, jenseits des Taygetos, lag das verlorene Land der Messenier, eines Volksstammes, der seit fast hundert Jahren in Gefangenschaft gelebt hatte. Das Messene, das Epameinondas ihnen baute, hatte zehn Meter hohe, durch zahlreiche Türme gesicherte Stadtmauern mit einer Gesamtlänge von neun Kilometern und eine in die Berge gebaute Akropolis. Aber die Eroberer mussten die Arbeiten nicht allein bewältigen. Einer nach dem anderen, Familie nach Familie, kamen die Gefangenen der Spartaner, um sich eine Stadt

wiederaufzubauen, die es seit dreizehn Generationen nicht mehr gegeben hatte. Das Antlitz Griechenlands änderte sich. Aus den Heloten wurden wieder Messener.

Sparta kämpfte noch ein paar Jahre weiter. Epameinondas fiel in einer Schlacht, aber da war Sparta bereits tot. Vielleicht war ihm das aber noch nicht bewusst. Die letzten Spartiaten kämpften und fielen. Der Feind trampelte sie in den Morast ihres eigenen Fleisches. Die Wiesen am Eurotas brannten. Die starken Frauen von Sparta rannten kreischend auf die Straßen. Es muss ihnen fast so vorgekommen sein, als wäre der Taygetos niedergerissen worden. Die Götter, die sie liebten, hatten sie im Stich gelassen. Der spartanische Traum war zu nichte gemacht worden. Und worauf setzten sie von da an ihren Glauben?

Was war Sparta ohne seine Heloten? Eine veraltete Waffe. Ein Geschöpf, perfekt an Welten angepasst, die für immer untergegangen waren. Ein Lebewesen, das sich nur von einer bestimmten Vogelart oder einer bestimmten Frucht ernähren konnte, die aber selbst ausgestorben war.

Und welchen Nutzen zog Theben aus seinem Sieg? Was wurde aus der Heiligen Schar, die das größte Heer der Welt besiegt hatte?

Theben wurde zu einer bloßen Fußnote zwischen Aufstieg und Fall von Mächten, die größer waren, als es selbst je sein würde. Die alten Stadtstaaten von Hellas hatten einander bis zum Stillstand bekämpft, hatten sich in den Staub der Ebenen gebohrt. Die Genialität der Thebaner wurde nachgeahmt und übertroffen. Dreiunddreißig Jahre nach Leuktra wurde Theben von den Makedoniern aus dem Norden vernichtend geschlagen. Nur die Heilige Schar hielt stand. Die meisten von ihnen starben dort, wo sie standen. Als der König der Makedonier

nach der Schlacht an die Stelle kam, wo sie lagen, weinte er und rief den Umstehenden zu:

Verflucht soll sein, wer glaubt, dass diese Männer etwas Schimpfliches tun oder leiden.

Die Liebenden der Heiligen Schar haben nie die Welt bezwungen. Die Makedonier begruben sie, wo sie gefallen waren, und errichteten ihnen ein Denkmal in der Gestalt eines Löwen. Doch das Denkmal geriet schon bald in Vergessenheit. Die Geschichte der Schar wurde zweifelhaft, ungewiss, mythisch.

Im Jahr 1818 wurde das Denkmal entdeckt. Im Jahr 1879 wurde das Grab ausgegraben. Zweihundertvierundfünfzig Skelette wurden dort gefunden, in sieben Reihen säuberlich nebeneinandergelegt.

IX

Begräbnisse

Hast du einen anderen? Es liegt nicht an mir. Es liegt an dir.

Er träumte immer noch von ihr. An den meisten Tagen meinte er sie morgens zu spüren. Es war nichts Bestimmtes, nur ihre anheimelnde Wärme und, unter der Wärme, die kalte Ahnung dessen, was er getan hatte. Schuldgefühle, immer wieder Schuldgefühle, flüchtig und bössartig wie ein Schatten auf einem Röntgenbild. Er ertappte sich dabei, dass er an sie dachte beim Graben, und dann brachte ihn die Vergangenheit zum Schweigen, schnitt ihn von den anderen ab.

Er rief sich in Erinnerung, was er an ihr geliebt hatte. Immer noch an ihr liebte. Nessie. Nessie als sie selbst, aber auch als die Summe ihrer beider Teile, als das Beste und das Schlechteste von ihnen.

Andere, weniger wichtige Dinge. Emines Vorliebe für Wäscheleinen. Einmal, im Zug nach London, hatte er sie gefragt, was sie an ihnen finde, und sie hatte gelacht und gesagt, das würde er nicht verstehen. Und dann zeigte sich, wie auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten mit ihr, dass er es tatsächlich nicht verstand, obwohl er sich Mühe gab. Vielleicht – dachte er, während er die Erde bearbeitete – hatte sie etwas Festliches in ihnen gesehen. Die bunten Fahnen der Röcke und die Unterwäschegirlanden draußen in der Sonne.

Das konnte er beinahe nachvollziehen, obwohl diese häuslichen Spektakel seiner Meinung nach peinlich waren, indiscret. *Gewöhnlich*, hätte seine Mutter beim Blick über die Nachbargärten gesagt – sie selbst hatte ihre Wäsche immer auf Ständer und über Heizkörper gehängt.

Dass sie den Geruch von Benzin mochte und an der Tankstelle jedes Mal verstohlen das Fenster herunterkurbelte, als handelte es sich dabei um ein verbotenes Vergnügen. Dass sie mit alten Männern flirtete, als gehörte das zum guten Ton. Dass sie sich bei Regen gern unter Bäume stellte. Dass sie Gespräche über Sex oder Geld nicht ausstehen konnte, weshalb er sie anfangs für schüchtern gehalten und schon befürchtet hatte, sie hätte Vorbehalte gegen Sex als solchen.

Ihren Körper. Die Mulden an ihrem Hals. Die Mulden in ihren Kniekehlen. Die Haut dort, jede Höhlung so straff und heiß wie eine Fontanelle. Fast fiebrig, die Hitze dort. Er hatte sie einmal im Schlaf dort geküsst. Nicht ihre Brüste oder ihr Geschlecht, sondern ihre Kniekehlen. Lächerlich, so etwas, egal, ob im Wachen oder im Schlafen. Er hatte gar nichts davon gewusst, bis sie es ihm am Morgen erzählte, mit glänzenden Augen, als sei er auf einmal ein strahlender Held geworden.

Er erinnerte sich an die Woche, die sie in Irland verbracht hatten, in der Grafschaft Antrim, vor dem Kind, sogar noch vor der Hochzeit. Es war in den Sommerferien, und in Oxford war es unerträglich wegen der Schwüle und der vielen Touristen. Sie hatten das Hotel für ein Butterbrot im Internet gebucht. Am ersten Morgen hatte jemand an die Tür gedonnert, mit schwerer Hand, wie ein Polizist vielleicht, und als er aufmachte – erschrocken, kalt von Schweiß, die rosa Bettdecke um seine knöchigen Flanken gewickelt, auf einmal voller Rücksicht auf das katholische Mädchen in dem Bett hinter ihm –, stand da nur ein Servierwagen mit einem üppigen

Frühstück; Räucherlachs und Eier Benedikt unter den Wärmehauben, Kartoffelpuffer in Metallgestellen, Butterlocken. Gebügelte Zeitungen und ein paar Wildrosen; und niemand zu sehen, es kam ihnen vor wie ein Streich von Kindern oder freundlichen Kobolden.

Zwischen der Teekanne und der Cafetière steckte eine Karte vom Hotel, die unter den vielen anderen Sachen fast unterging: *Fröhliche Flitterwochen von allen in The Hurdles!* Sie hatten überlegt, ob sie den Servierwagen zurückschicken sollten, bis sie unter die Wärmehauben schauten. Dann hatten sie alles weggeputzt.

Satt und faul hatten sie hinterher die Prospekte durchgeblättert, die für die verschiedensten lokalen Veranstaltungen warben – eine Abendandacht unter freiem Himmel, einen Bauernmarkt – , doch sie entschieden sich für einen Jahrmarkt: die Fotos zeigten alte Karussells, eine Rutsche, Dampflokomobile. Der Jahrmarkt sollte an diesem Wochenende in einem Marktflecken am gegenüberliegenden Ufer eines Sees stattfinden, nur einige Kilometer Luftlinie von ihrem Hotel entfernt. Bei der Rezeption lagen Karten der Umgebung, und sie gingen hinunter und planten gemeinsam den Fußmarsch. Es waren dann doch zwölf Kilometer, und als sie ankamen, waren sie müde und durchnässt von den sommerlichen Regenschauern.

Und der Jahrmarkt war schon geschlossen. Daran erinnerte er sich. Sie waren um die Ecke auf den Dorfplatz gekommen – Linen Square hatte er geheißen –, und hatten gesehen, dass die Fahrgeschäfte alle schon einpackten. Die Karussells wurden zusammengeklappt wie riesige Regenschirme, die Dampflokomobile wurden rückwärts auf Lastwagen verladen, wie große Ackergäule. Zuckerwatte war in den Schlamm der ramponierten Wiese getrampelt.

Sie mussten den Prospekt falsch gelesen haben, darüber waren sie sich einig, doch als sie zurückkamen, war ihr Zimmer aufgeräumt worden, so dass sie keine Gewissheit bekamen. Emine hatte auf dem Heimweg geweint und sich selbst dafür getadelt, weil es letztlich doch völlig egal gewesen sei. Aber irgendwie war es doch wichtig gewesen. Weil sie sich so darauf gefreut hatten und dann enttäuscht worden waren. Es war schrecklich und unheilvoll gewesen, als wären sie zu ihrer eigenen Hochzeit zu spät gekommen.

Er erinnerte sich daran, dass er einmal im Haus des Geliebten seiner Frau gewesen war. Es trafen immer noch weitere Gäste ein – bekannte Gesichter, Dozenten und Studenten, vom Regen aufgehalten –, aber die Räume waren bereits mit unzeitgemäßen Blumen vollgestopft. Uniformierte Mädchen lehnten an der Küchentür, für den Nachmittag angeheuert und bereits müde vor Langeweile, darauf wartend, undankbare Gäste zu bedienen.

»Gefallen sie Ihnen?«, fragte Foyt ihn, und einen bestürzenden Moment lang dachte Ben, er meine die Hostessen.

Was hatte er erwidert? Die vielen Blumen – Schnittblumen generell – erinnerten ihn an eine Beerdigung, aber das hätte er Foyt nicht gesagt. Er hatte gewünscht, er wäre später gekommen oder überhaupt nicht. Er dachte, dass es ein Fehler gewesen sei, dass er sich das nicht hätte zumuten sollen, nur um seine Frau und seine Tochter zu sehen.

Warum war er gekommen? Er musste verrückt gewesen sein. Er hatte daran gedacht, den Mann umzubringen, hatte unter den Bäumen vor seinem Haus gestanden, eines Nachts, und sich verschiedene Möglichkeiten vorgestellt. Er dachte, dass es bereits ihr Zuhause war, obwohl sie die Wohnung behalten hatte. Sie hatte schon begonnen, dem Haus ihres Liebhabers ihren Stempel aufzudrücken. Auch in Abwesenheit war sie da, in den locker-unordentlichen Stillleben der Blu-

mensträube, der kitschigen Eleganz der neu/alten Möbel aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Das alles dachte er, und als Antwort hatte er sicher nichts gesagt, was der Erinnerung wert gewesen wäre.

»Emine hat sie gekauft. Im Garten wächst ja nicht viel in dieser Jahreszeit.«

Foyt hatte an ihm vorbei den Arm nach einer Vase mit Pfingstrosen ausgestreckt und die schon welkenden Blüten mit den Fingerspitzen angehoben. Sie standen nebeneinander an den Glastüren. Es war warm in dem lang gestreckten Raum, die Heizung lief auf Hochtouren. Der Professor stand so dicht bei ihm, dass er seinen Geruch wahrnahm – wie süßer Essig.

»Emine arrangiert sie selbst. Nicht ganz mein Geschmack, aber nun ja. Sie hat eine ausgeprägte Abneigung gegen jede Förmlichkeit, nicht wahr? Ungewöhnlich bei Angehörigen der katholischen Konfession ...«

»Ist sie hier?«, fragte er, und Foyt schaute ihn offenkundig überrascht an.

»Natürlich. Sie kommt nachher herunter.«

Er schaute zur Diele. Durch die Türöffnung konnte er die erste Windung der Treppe sehen. »Und Vanessa?«

»In Morpheus' Armen.«

»Ich würde gern beide sehen.«

»Ja. Es muss schwer für Sie sein. Ist Ihnen zu warm?«

»Nein, es geht schon.«

»Möchten Sie den Garten sehen? Die Winterlinge ...«

»Nein.«

»Nein, Sie mögen keine Blumen, stimmt's? Emine hat's mir gesagt. Dumm von mir. Dann vielleicht einen Drink?«

Er nahm zwei Gläser Wein von einem vorbeikommenden Tablett und verschüttete ein wenig, als er eines davon Ben gab. »Entschuldigung. So, also. Worauf sollen wir trinken?«

»Ist mir egal. Sagen Sie's.«

Er sah gut aus, war aber klein, so dass er den Kopf heben musste, um Ben in die Augen zu schauen. Seine Stimme klang schüchtern, und sein Hals war mager. Eine graue Ader pulsierte dort.

»Na gut. Auf Emine. Ich möchte, dass wir auf Emine trinken.«

Es liegt nicht an mir. Es liegt an dir.

Als ob die ein Trost wären, dachte er manchmal von all den anderen Sachen, die sie gemeint haben könnte.

Da war einmal das Geld gewesen. Manchen hätte das schon Grund genug sein können. Emine liebte das Geld, sie war daran gewöhnt, bewegte sich in Milieus, in denen man Geld hatte. Und er hatte keines. Schon vor der Eheschließung hatten sie beide von ihrem Geld gelebt. Ihre Familie besaß eine Reederei mit Schiffen in Marseille, Algier und Istanbul – eine alteingesessene Firma, die im Lauf von fünf Menschenaltern ein großes Vermögen angesammelt hatte. Emines Vater hatte Ben sympathisch gefunden, aber Freunde von ihr, das wusste er, hatten hinter seinem Rücken verbreitet, er lasse sich von ihr aushalten. In dieser Hinsicht waren sie nie ebenbürtige Partner gewesen, wobei allerdings von Anfang an festgestanden hatte, dass er solche Gleichheit nie erreichen würde. Und sie hatten es beide so gewollt: Falls er sie benutzte, ließ sie es sich gefallen. Er hatte sogar gegargewöhnt, dass ihr das gefiel. Die Macht, die sie dadurch über ihn hatte, und der Hunger seines Mangels. Der zusätzliche Kick dieses Verlangens.

Dann ihr Glaube, oder sein nicht vorhandener Glaube. Er war nicht in einem kirchlichen Milieu aufgewachsen und hatte nie den geringsten Grund gehabt, der Religion zu misstrauen. Aber er hatte eigentlich auch nie an irgendetwas geglaubt. Ihr Glaube war viel stärker gewesen als sein Unglaube, und er

hatte sich mit dem Katholizismus arrangiert, so gut er konnte; hatte sich taufen lassen, weil es ihm nichts, ihr aber alles bedeutete. Das war natürlich ein Fehler gewesen. Viel schwerer war es ihm gefallen zuzusehen, wie dasselbe mit Ness geschah, und seinen Mund zu halten. Er hatte nicht vorhergesehen, wie sehr es ihm zu schaffen machen würde, dass sie auf diese Weise vereinnahmt wurde, bevor sie sich selbst eine Meinung bilden konnte. Abgestempelt; verbucht; abgebucht. Sie hatten darüber gestritten, und Emine war wütend gewesen, hatte getobt und geweint.

Und zum Unglauben war Untreue hinzugekommen. Seit sie zusammen waren, war es dreimal passiert. Er lernte eine Frau kennen, deren Bedürfnis sein eigenes reflektierte, deren Verlangen wie ein Spiegel war. Er war jedes Mal vorsichtig gewesen, und Emine schien nie etwas bemerkt zu haben. Er hätte auf jede der Frauen verzichten können, wenn er dafür Emine oder Ness hätte riskieren müssen, aber sie hatten oft über Untreue gesprochen, es war eines der vielen »Was wäre wenn« gewesen, der Dinge, über die sie in tiefer Nacht redeten, wobei man dem anderen nicht ins Gesicht sehen musste, sondern wie im Beichtstuhl ins Dunkle sprechen konnte.

Es hatte ihn erstaunt, dass Untreue ihr angeblich viel weniger wichtig war als ihm. Sie bedeutete ihr weniger als ihre Ehe und ihr eigenes Glück. Ihre Einstellung dazu war pragmatisch. Wenn er mit einer anderen schlief, wollte sie es nicht wissen. Was hätte es ihr genützt, Bescheid zu wissen? Sie liebte ihn und wollte mit ihm glücklich sein, auch wenn das bedeutete, dass er sie belügen musste. Zumindest das hatte er respektiert. Er log gut, hatte er gedacht.

Das waren alles mögliche Gründe, aber nichts davon war für Emine Grund genug. Sie hatte sich gegen die Vorschriften ihrer Religion von ihm scheiden lassen. Sie würde nie wieder kirchlich heiraten. Sie hatte gesagt, er sei eine Gefahr für sie,

für Leib und Seele. Er hatte immer gewusst, dass sie eigentlich Ness meinte. Erst die Was-wenn-Kinder und die Eines-Tages-Kinder, dann das Kind, das nach ihnen auf die Welt kam.

Als sie sich kennenlernten, hatte Emine vier Kinder haben wollen. Er hatte sie damals ausgelacht und es hinterher bereut. Sie war das einzige Kind getrennt lebender Eltern, eines Katholiken und einer türkischen gemäßigten Muslima, die durch Heirat Katholikin und nach der Trennung leidenschaftliche Muslima geworden war. Cousins und Cousinen hatte Emine nur mütterlicherseits; sie waren allesamt durch das Mittelmeer und die beiderseitige Feindseligkeit ihrer Eltern von ihr getrennt. Als Kind hatte sie sich immer Geschwister gewünscht.

Er hatte den Augenblick verpasst, in dem sie die Rollen getauscht hatten. Er hatte sich Familie immer als etwas Schönes vorgestellt, aber nie drauf gedrängt, Vater zu sein. Er hatte zugestimmt, wie in vielen anderen Dingen auch; weil es ihn glücklich machte, sie glücklich zu sehen. Dass er möglicherweise immer Angst empfunden hatte, sobald sie das Thema anschnitt, wurde ihm erst im Nachhinein bewusst. Und erst im Nachhinein hatte er sich auch gefragt, ob ihre Liebe zu ihm schon damals nachgelassen hatte. Irgendwann hatte sie aufgehört, von Kindern zu sprechen, und als sie wieder damit anfang, ging es um den Sinn, den Kinderlosigkeit möglicherweise haben könne.

Als er sich zum ersten Mal dabei ertappte, dass er für die Familie argumentierte, hatte er laut lachen müssen. Sie waren mit dem Auto irgendwohin gefahren. Er hatte versucht, es Emine zu erklären, dass sie beide eine Kehrtwendung vollzogen hatten, aber Emine hatte das nicht lustig gefunden und ihm nur gesagt, er solle auf die Straße schauen. Und es war natürlich in der Tat nicht lustig gewesen, sondern nur seltsam. Er hatte über seine eigene Verwirrung gelacht.

Als er später an dem Tag allein war, hatte sich diese Verwirrung allmählich zu Angst verfestigt.

An dem Abend, an dem Nessie gezeugt wurde – jedenfalls glaubten sie beide, dass es in der Nacht geschehen war –, waren sie mit einem Kollegen in London essen gewesen. Es war Mai und sehr warm, die Landschaft von Oxfordshire säuregelb von Rapsfeldern. Das Essen war eher eine Pflichtübung als ein Vergnügen. Sie hatten in der Woche beide bis spät in den Abend gearbeitet, und zum Ausgleich trank Emine zu viel.

Er behielt sie den ganzen Abend im Auge, einen halben Tisch entfernt. Er wollte nichts anderes, nur sie, wollte sie für immer. Er fuhr zurück durch die schwüle Dunkelheit Londons, und sie redete, um ihn wach zu halten – analysierte den Abend, wiederholte schlechte Witze, lachte über peinlichkeiten und den einen oder anderen Fauxpas. Auf der Fahrt waren sie beide müde, doch beim Anblick ihres Zuhauses wurden sie wieder munter.

Vor dem Einschlafen liebten sie sich, wie immer ohne Schutz – damit hatte Emine sich nie anfreunden können. Es fiel ihnen leicht, einander aufzureizen; sie kannten sich gut. Aber für ihn hatte sich schon etwas Neues eingeschlichen. Ein bis dahin unbekannter Hunger.

Vom Trinken benebelt, hatte er alles noch einmal durchdacht. Dann hatte er begonnen, sie zu vögeln. Er hatte ihre Beine über seine Schultern gelegt und sich anfangs nur sachte bewegt, während ihr Körper sich anpasste. Er wusste noch, wie er in ihre dunklen Augen hinabgeschaut und gesehen hatte, dass alle Sanftheit aus ihnen gewichen war, die Pupillen riesig und begierig nach ihm. Ihr Orgasmus war langsam und eher schwach, vom Alkohol gedämpft, aber als er selbst kam, war es so gewaltig, dass er fast ohnmächtig wurde. Alte

Stimmen hatten sich in diesem Zustand wieder gemeldet, Londoner Männer, die voreinander prahlten.

Der hab ich's vielleicht besorgt, ich kann dir sagen. Hab ihn ihr reingeschoben wie nix. Gerammelt hab ich sie, dass ihr Hören und Sehen vergangen ist. Das hättest du hören müssen, wie die gejault hat ...

Er war tief in ihrem Inneren gekommen, hatte mit aller Kraft gestoßen, alles hineingelegt, was er hatte. Und als sie merkte, was er tat, hatte sie versucht, sich zu entziehen, wenig wie ein Katze, aber nicht stark genug, und dabei hatte sie in einem fort *Ben Ben Ben!* geschrien, als hätte er sie verbrüht.

Hinterher hatte er nicht fassen können, was er getan hatte. Sie hatten die halbe Nacht geredet, im Dunkeln, Emine, erschöpft und ruhelos, hatte sich sinnloserweise gewaschen, hatte völlig aufgelöst über ihm gekniet, eine Silhouette vor dem Fenster, und ihn gefragt, was er vorgehabt habe, und warum – warum? –, weil sie ihn verstehen wollte, während er noch selbst versuchte, sich zu verstehen, hatte bald getobt und gewütet, dann wieder geweint oder gelacht und war schließlich doch in seinen Armen eingeschlafen.

Sie hatten auch danach noch miteinander geschlafen, aber sich nie mehr geliebt. Am Morgen war sie kalt gewesen, und das Eis war nicht mehr getaut. Er hatte eine Gier an den Tag gelegt, die er nicht zurücknehmen oder wegerklären konnte. Außerdem weigerte sie sich, noch einmal darüber zu sprechen, bis zu dem Tag, an dem sie ihn verließ. Manchmal schien es fast, als wäre es nie geschehen.

Im Lauf der Jahre hatte er mehrmals erlebt, mit welcher Vehemenz sie sich gegen Abtreibung aussprach. Er hatte diese Seite an ihr nie gemocht, hatte die Überzeugungen, die ihr Glaube ihr eingab, regelrecht gehasst, aber dennoch auf sie vertraut. Er war erschüttert gewesen, als er eines Tages die

zerrissenen Reste einer Beratungsbroschüre und viel später einen handschriftlich notierten Arzttermin fand, von dem sie ihm nichts gesagt hatte. Es war ein Schock für ihn, nicht nur, dass sie schwanger war, sondern auch, dass sie überhaupt einen Abbruch in Erwägung gezogen hatte. Wie sie sich entschieden hatte, wusste er erst, als er eines frühen Morgens hörte, dass sie sich übergab. Doch selbst dann konnte er noch nicht ganz glauben, dass sie das Kind behalten würde.

Sie hatte ihn bei der Geburt nicht dabeihaben wollen. Wie Nessie heißen sollte, hatte sie ohne ihn entschieden. Vanessa Catherine Alia Mercer. Emine hatte ihr Kind ebenso eindeutig lieb gewonnen, wie sie der Liebe zu Ben entwachsen war. Sie hatte sich wahrnehmbar von ihm entfernt, unerbittlich, obwohl er sich alle Mühe gab, sie zurückzugewinnen. Es war, als sei das, was er getan hatte, unverzeihlich, ein Verbrechen, und in gewissem Sinn stimmte das auch, das wusste er, obwohl es keinen Namen dafür gab.

Liebeslügen, hatte seine Mutter von einem Mädchen auf der Straße gesagt, die bei ihrer Heirat im vierten Monat schwanger gewesen war. Aber das war anders. Das war überhaupt nicht dasselbe. *Rape*, Vergewaltigung, war ein besserer Name dafür. Vom lateinischen *rapere*. Rauben. Mit Gewalt nehmen. Das war es, was er getan hatte.

Er hatte es aus Liebe zu ihr getan. Weil er unbedingt wollte, dass sie ihn liebte. Und dann – er hatte nie erfahren, wann oder wo – war sie Foyt wiederbegegnet, der auf sie gewartet hatte. Am richtigen Ort, zur richtigen Zeit. Ein berühmter Mann, verblasst, aber gut aussehend. Selbstsicher. Und alt genug – wie alle sagten –, um ihr Vater zu sein, mit eigenen Kindern, die längst erwachsen und aus dem Haus waren.

Am Montag wachte er auf, und es regnete. Er ging ans Fenster und konnte kaum die Straßen und Grundstücke unten ausma-

chen. Der Swimmingpool war ein Feld aus zerschlagenem Sicherheitsglas. Die vielfachen Spiegelungen der Straßenlaternen und Bremslichter wirkten festlich im Dunkeln. Ein rosa Regenschirm tanzte wie ein Lampion von einer Markise zur nächsten.

Er ging hinunter und sah, dass die Lobby überflutet war. Der Kakadu kreischte vor mädchenhaftem Gelächter, sein linkes Auge starrte auf die Flut, und die Pupille weitete sich wie bei einer Kamera. Kreuzwort und Sudoku fegten Wasser aus dem Hof auf die Straße. Sie lehnten sich auf ihre Besen, um ihn vorbeizulassen.

»Na, was hab ich Ihnen gesagt?«

Sudoku-Maria, grimmig und triumphierend.

»Was hab ich gesagt, hm? *Es regnet!*«

Er winkte ihr zu – gebe mich geschlagen – und stieg über die Kaskaden hinunter. Der Transporter stand draußen, Chrystos lehnte auf der offenen Tür. Wieder kein Giorgios.

»Mein fauler Bruder dankt Ihnen.«

»Warum mir?«

»Er denkt, weil Sie krank geworden sind, kann er den ganzen Vormittag schlafen.«

»Ich war nicht krank.«

»Krank oder verrückt, im Regen zu gehen. Wie auch immer, die Leiterin macht sich Sorgen.«

Er lehnte sich zurück und versuchte, seine Gereiztheit zu verbergen. Im Mund hatte er noch den Geschmack vom Abendessen; billiges Fleisch, billiger Wein. Sie fuhren los. Er hob die Stimme, um das Kratzen der Scheibenwischer und das Trommeln des Regens zu übertönen. »Wir fahren also da rauf? Wozu, wenn es keine Arbeit gibt?«

»Nicht da rauf. Keine Arbeit für uns. Für den kranken Jungen hat die Leiterin andere Aufgaben.«

Sie bogen in die Lykourgou ein. Vor ihnen, Richtung Mystras, die Vorberge in Tusche und Aquarell. Gleich hinter dem Kathedralenplatz bogen sie rechts ab und hielten in einer Straße mit kleinen Läden. Chrystos zeigte auf einen. *Mavrakis Bäckerei & Importwaren*.

»Hier.«

»Die Leiterin will, dass ich backe?«

»Sehr witzig. Erster Stock. Gehen Sie an die Seitentür, da warten die auf Sie.«

»Also dann bis morgen?«

»Ja, sicher. Hier, Sie haben Ihre Andenken vergessen.«

Die HellaSpar-Tüte. Das martialische Klicken der Werkzeuge. Er gab Chrystos die Hand und stieg aus, duckte sich unter der Markise, während Chrystos losfuhr, sein Gruß verschwommen hinter der gesprenkelten Scheibe.

Die Seitentür war hinter der Markise. Er rannte geduckt durch einen Regenvorhang und drückte auf den Klingelknopf. Zweimal rief er seinen Namen in das unverständliche Krächzen der Sprechanlage. Als die Tür aufging, war er bereits nass bis auf die Haut. Zögerlich machte er ein paar Schritte in den unbeleuchteten Hausflur. Eine schmale Treppe führte in die Dunkelheit empor, die blanken Bretter knarrten unter seinen Füßen. Die Tür oben stand offen, ein Lichtgamma war zu sehen. Er stieß sie auf und ging hinein.

Ein Resopaltisch von der doppelten Länge eines Körpers. Eine Stereoanlage spielte Radiohead für einen Totenkopf. Tupperschüsseln, riesige wannenförmige Behälter und Kindergarten-Brot Dosen, die Sachen darin so verschwommen wie Chrystos' Hand hinter der nassen Scheibe. Eine Karte vom antiken Kernland Lakoniens, von Sparta bis hinunter nach Gythion. An einer Wand eine Luftaufnahme von Therapne, ihr gegenüber eine Harris-Matrix mit den Schichten der Ausgrabung in Diagrammform. Ein Kühlschrank und zwei Lap-

tops summten vor sich hin. Die rechtmäßigen Bewohner des Raums – ein riesiger Fernseher, eine Couch, ein Kleiderständer, ein Couchtisch aus Rauchglas – gruppierten sich um die Tür am anderen Ende wie Asyl suchende Flüchtlinge. Eine Ouzo-Karaffe mit Blausternchen. Zwei Tablettts mit einem Bett aus Kieselgel, die Speerspitze auf dem einen mit Rost verkrustet, das Material auf dem anderen mit Grünspan überzogen. Eine Laserwaage, deren zwei rote Punkte auf einem fächerförmigen Schulterblatt leuchteten. Natsuko, über ein Mikroskop gebeugt, hob den Kopf und schaute ihm entgegen.

Einen *komischen Vogel* hatte Missy sie genannt. Für Ben sah sie nicht komisch aus. Verängstigt vielleicht, aber tapfer. Auch selbstgerecht trotzig, wie eine Katze, die mit einem totgebissenen Beutetier erwischt wird. Ihre Augen waren wie die eines Rehs, tiefdunkel und tropfenförmig. Er versuchte sich vorzustellen, warum sie vor ihm Angst haben könnte, und ihm fiel die nicht überbrachte Nachricht ein. Sie hatte sich sicher gefragt, ob er darüber verärgert war, und dann, warum nicht.

»Hi«, sagte er eine Spur zu forsch, so dass sie beide zusammenführten. Natsukos Stille überlagerte seine eigene so schwach wie ein Echo.

»Hi.«

»Missy schickt mich. Ärztliche Anordnung.«

»Oh!«

Er schloss die Tür. Sie war nicht dicht: Er hörte immer noch den Regen rauschen. »Also, was soll ich tun?«

»Tja ...«

Er fragte sich, ob ihr Englisch sie im Stich ließ, obwohl er gehört hatte, wie sie sich mit den anderen auf Englisch und auf Griechisch unterhielt und über Jasons Scherze und Sticheleien lachte. Wenn es nicht daran lag, dass sie ihn falsch verstanden hatte, dann vielleicht daran, dass sie nicht wusste, was sie zu ihm sagen sollte.

»Sind Sie allein hier?«, fragte er und bereute es sofort, als er sah, wie sie die Schultern hochzog. Sie schaute zu der Tür am anderen Ende und schüttelte den Kopf.

»Aha. Na ja, also, dann will ich erst mal die Sachen ...«

Der Kleiderständer stand hinter ihr. Deshalb legte er seine Sachen in der Kabelecke bei den Computern ab. Ein weiteres Bild von Therapie hing dort an der Wand, eine magnetometrische Darstellung – die Zusammensetzung der Erde in Pfauenaugen aus gebranntem Orange und Indigo –, und er betrachtete es, während er seine nasse Jacke auszog und sich Mühe gab, das unangenehme Prickeln seiner Nackenhaare zu ignorieren.

Wenn er sich umdrehte, würde sie bestimmt schon wieder weiterarbeiten und in die andere Welt des Mikroskops schauen. Aber er hatte das Gefühl, dass sie ihn beobachtete.

»Sie sind nass geworden.«

Es war das erste Mal, dass sie mehr als ein Wort zu ihm sagte. Er stellte sich vor, dass sie lächelte; dann drehte er sich zu ihr um und fragte sich, warum er das gedacht hatte. Ihre Miene war unverändert.

»Ein bisschen, ja.«

»Nein. Sehr.«

»Na ja, es gießt, wissen Sie. Es regnet Katzen und Hunde«, fügte er hinzu, um ihr doch noch das Lächeln zu entlocken, und war enttäuscht, als sie ihn nur verständnislos ansah. »Egal. Nur so eine Redewendung. Jedenfalls, da bin ich. Sie wissen also nicht, was ich tun soll?«

Sie schüttelte den Kopf und strich sich die Haare nach hinten. Sie hatte Handschuhe an, dünne weiße, wie ein Chirurg. Lange Zeit – vier Sekunden, fünf – sah sie ihn unverwandt an. Angst schien sie keine mehr zu haben, sie war nur neugierig. Vorsichtig spekulierend.

Radiohead drängte sich zwischen sie.

*You're so very special
I wish I was special
But I'm a creep
I'm a weirdo
What the hell am I doing here
When I don't belong here?»*

Eleschen wird es wissen«, sagte sie schließlich. »Was wir mit Ihnen anfangen.«

»Ist sie ...?«

»Sie wäscht sich die Haare.«

»Ach, mhm.«

»Sie hat Läuse.«

»Sie hat was?«

»Läuse. Die mögen sauberes Haar.«

»Daran kann ich mich noch erinnern.«

»Es ist ihr peinlich.«

»Dann werde ich es nicht erwähnen.«

»Nein, besser nicht.«

Ihr Gesicht war arglos, lieferte ihm keinen Anhaltspunkt dafür, ob sie ihn aufzog oder nicht. Wären sie alle drei miteinander befreundet gewesen, hätte sie sich vielleicht über Eleschen lustig gemacht. Nur waren sie das nicht. Schließlich war Natsuko ihm seit seiner Ankunft aus dem Weg gegangen, hatte im Lauf einer Woche kaum ein Wort mit ihm gesprochen. Auf keinen Fall hätte sie auf Eleschens Kosten mit ihm gescherzt.

Läuse. Nessie hatte sie in dem letzten Jahr gehabt und jedes Mal schrecklich geweint, wenn er mit dem alten Nissenkamm seiner Mutter anrückte. Läuse waren eine Plage, die er mit Kindern verband, aber doch nicht mit Eleschen, und ganz

sicher waren sie nichts, was Natsuko ihm verraten würde. Einfach so, nach so vielen Tagen Distanz.

An dem Tisch standen Hocker, verkratzte Dinger aus Chrom und Kunstleder, die aussahen, als seien sie gebraucht aus einer Cocktailbar aus dem zwanzigsten Jahrhundert entstanden worden. Er setzte sich.

»Und was machen Sie da?«

Sie schaute auf das Mikroskop hinab, als sei sie erstaunt, es da zu sehen. »Ich suche auf Fäkalablagerungen nach Darmparasiten.«

»Interessant.«

»Nein. Das ist stinklangweilig«, sagte sie, und jetzt brach sich endlich das Lächeln Bahn, und ihre Augen verengten sich zu Halbmonden.

Ihre Schneidezähne waren nicht ganz regelmäßig. An einer Schläfe, dicht vor dem Ohr, hatte sie eine Pockennarbe. Das fiel ihm nur auf, weil ihre Haut ansonsten makellos war. Er musste unwillkürlich an ihr morgendliches Schwimmtraining denken. An den im Schatten herumlungern den Jungen mit den angeklatschten Haaren. An den raschen Atemzug, den er manchmal gehört hatte, wenn sie zwischen zwei metronomisch zurückgelegten Bahnen gewendet hatte. An ihre mühe-lose, unerschöpfliche Kraft.

Er beugte sich vor. »Stimmt das wirklich, das mit den Läusen? «

»Ja.«

»Sie machen sich nicht lustig über mich?«

Sie schüttelte erneut den Kopf. Das Lächeln war verschwunden. Ihr Blick lag noch immer auf ihm, ohne Angst, aber taxierend.

»Nein?«

»Nein. Das heißt...«

»Ja?«

»Vielleicht ein bisschen.«

Die Tür hinter ihr ging auf. Er lehnte sich zurück, zu rasch, als dass es zufällig wirken konnte, aber nicht so rasch, dass Eleschen es nicht bemerkt hätte. Sie trug ein Bustier und einen bronzefarbenen Hippierock, Gesicht und Schultern noch vom Bad gerötet, ein verschlissenes orangerotes Disney-Handtuch als Turban um das Haar gebunden. Ein Ohr schaute heraus, nach vorn gedrückt, elfenhaft. Sie sah so anders aus als in ihrer Archäologenkluft – mit Terminator-Brille und Bergstiefeln –, dass er zweimal hinschauen musste, obwohl er mit ihr gerechnet hatte.

Ihr Lächeln verflüchtigte sich, als sie ihn sah. Als hätte sie auf jemand anderen gehofft.

»Was machen Sie denn hier?«

»Weiß ich noch nicht«, sagte er, und dann, in dem halbherzigen Versuch, seine Anwesenheit zu legitimieren: »Chrystos hat mich hergefahren.«

»Natsuko.«

Es klang wie ein Tadel, dunkel vor Enttäuschung. Natsuko zog den Kopf ein.

»Du warst beschäftigt.«

»Beschäftigt, so so. Wusstest du, dass es Ben war?«

»Die Sprechanlage ist kaputt.«

»Also hätte es jeder sein können.«

»Aber ich bin nicht jeder. Also alles in Ordnung.«

Ihre Augen richteten sich wieder auf ihn, blauer als blau. In den Sachen wirkte sie irgendwie weniger amerikanisch, europäischer, ihre Augen so blau wie der Himmel auf Ansichtskarten aus Österreich.

»Ich nahm an, Missy dachte, ich könnte aushelfen ...«

»Sie hat uns nichts gesagt.«

»Mir auch nicht. Aber mir ist das gleich. Ich kann auch wieder ins Bett gehen, noch ein bisschen schlafen wär nicht schlecht ...«

»Nein.« Sie rieb sich die Stirn, als ob er ihr Kopfschmerzen verursachte. »Nein, was soll der Quatsch. Jetzt sind Sie schon mal hier. Außerdem regnet es.«

»Danke.«

»Nehmen Sie's mir nicht übel. Ich hab nur nicht mit Ihnen gerechnet, das ist alles. Außerdem hat Stanton recht, Sie können sich nützlich machen. Es ist immer zu viel für uns. Die Jungs wollen da nicht ran. Kein Dreck, kein Ruhm. Haben Sie schon mal ein Labor von innen gesehen?«

»Ich werd schon klarkommen.«

Eleschen sprach über seinen Kopf hinweg, schloss mit einem Hüftschwung die Tür, steckte das vorwitzige Ohr unter das Tuch, kam um den Tisch herum, zeigte ihm die Schränke und die Computer und legte besitzergreifend eine Hand auf das *memento mori* des Schulterblattes.

»Fragen Sie, bevor Sie irgendwas anfassen. Wir heben viel vor Ort auf, und wir haben die Fundhütte, aber die hat nur ein Vorhängeschloss, und wir müssen aufpassen. Die echten Schätze bewahren wir hier auf, soweit wir überhaupt welche haben, außerdem die Datenbank und die schriftlichen Unterlagen. Darüber hinaus können wir hier die grundlegenden Messungen und chemischen Analysen vornehmen. Die Hardcore-Technik – Elektronenmikroskop, Röntgen-Mikrosonde – lassen wir extern machen. Stanton besteht darauf, dass wir mit Harris-Matrizen arbeiten, und sie hat auch ein paar neue Ideen hinsichtlich Keramik-Seriation und Palynologie ... Kommt Ihnen irgendetwas davon bekannt vor?«

Er kannte es alles. Sie sprach schnell, um ihn aufs Glatteis zu führen, dachte er, aber es waren alles grundlegende Dinge, ein Kinderspiel im Vergleich zu der anstrengenden Woche

Ausgrabung. Er setzte sich neben sie, vermaß Fundstücke und tütete sie ein, beschriftete sie nach Missys skurrilem System, ergänzte zahllose bereits vorhandene Aufzeichnungen durch eigene Messergebnisse. Abwechselnd wogen sie die Überreste auf einer elektrischen Juwelierwaage.

Alle drei trugen sie Chirurgenhandschuhe, als saßen sie um einen Operationstisch. Die Tuppergeschüsseln standen offen zwischen ihnen, ihr Inhalt dem Licht der Schreibtischlampen ausgeliefert. Die gebärfreudigen Krümmungen von Amphoren. Die massakrierten Überbleibsel von Tierknochen. Die Ränder von Gefäßen.

Minute für Minute entspannte sich die Atmosphäre weiter. Geredet wurde nur das Nötigste. Die Stereoanlage lief, doch die Musik hatte von Radiohead zu etwas gewechselt, was er nicht kannte, einem wortlosen synthetischen Soundtrack, seicht und beruhigend.

Der Himmel klarte auf. Er merkte es erst, als er sich zurücklehnte, weil er pinkeln musste. Das Licht verfiel sich in Eleschens Haar. Hier und da war eine Strähne dem Turban entkommen. Sie saß absolut unbeweglich da, in die Knochen vertieft, die sie in Händen hielt, doch der Luftzug vom Treppenhaus her erfasste die Strähnen und bewegte sie, während die Sonne sie anstrahlte und sie weiß wie Glühdrähte aufleuchten ließ.

Sie war wunderschön. So schön, dass sie beinahe asexuell wirkte. Unbefleckt. Sie hatte nichts Fruchtbare. Es fiel schwer, sie anzuschauen oder auch nur neben ihr zu sitzen, ohne dabei zu verweilen. Sie war klassisch schön: wie eine antike Statue aus pentelischem Marmor. Sie hatte die gleiche Blässe und die gleichen Proportionen.

Vor Jahren hatte er erfahren, dass die Hellenen ihre Statuen bemalt hatten. Die grellen Farben waren im Lauf der Jahrhunderte verblasst. Das war eine Entdeckung, die ihn zutiefst

enttäuscht hatte. Er hatte das fast als empörend empfunden. Als Junge hatte er geglaubt, dass die antiken Statuen ohne Verzierung vollkommen waren. Ihre karge Strenge war für ihn ein nicht wegzudenkendes Element ihrer Schönheit gewesen. Die Züge von Göttern und Ungeheuern, den sterbenden und den siegreichen, allesamt so makellos wie Eis.

Er fröstelte. In dem Labor war es eisig, obwohl er unten in der Bäckerei die Arbeiter herumlaufen hörte. Er konnte das Brot riechen und die Wärme der Backöfen durch den Fußboden spüren. Er hätte am liebsten seine Jacke angezogen, genierte sich aber, weil es den Mädchen anscheinend nichts ausmachte. Es war so kalt, dass er Eleschens Körperwärme spürte, ihr Arm nur eine Armbreite von seinem entfernt.

Es ging auch ein Duft von ihr aus, nicht nach irgendetwas, was er erwartet hätte – Seife, Haut oder Parfüm –, sondern ein leicht unangenehmer Geruch, chemisch scharf, und da ihm die Läuse einfielen, schaute er auf und begegnete Natsukos strafendem Blick.

»Finden Sie, dass ich französisch klinge?«, fragte Eleschen unvermittelt, und Natsuko wandte den Blick ab.

»Französisch?«

»Wenn ich Griechisch spreche. Mein Akzent. Themeus sagt, ich klinge wie die Franzosen. Finden Sie das auch?«

»Ist mir nicht aufgefallen. Was hat er gemeint ...«

»Er wollte ihr nur schmeicheln. Er ist einer von Eleschens *Bewunderern*«, sagte Natsuko feixend, und Eleschen machte tss.

»Ich versteh nicht, warum du so eifersüchtig bist. Du hast doch bestimmt auch Bewunderer. Meinen Sie nicht, dass sie Bewunderer hat, Ben?«

Ihm wurde mulmig unter den fragenden Blicken der beiden Frauen. Als sie dann lachten, war es fast eine Erleichterung.

»Ben, Sie drehen und winden sich ja!«

»Mir ist nur ein bisschen kalt.«

»Klar. Wir veräppeln Sie bloß. Spaß muss sein. Aber egal, Eberhard sagt, Sie sind in Oxford?«

»Mehr oder weniger.«

»Gefällt es Ihnen dort?«

»Eigentlich nicht.«

»Nein? Ich hab mir das immer anheimelnd vorgestellt. Elfenbeintürme. Tee und Crumpets. Romantische Abende am Heizstrahler. «

Er räusperte sich, fühlte sich immer noch unbehaglich bei dem Gespräch, obwohl er es gewollt hatte, obwohl er seit einer Stunde hoffte, dass eine von beiden wieder mit ihm reden würde.

»Es hat seine Höhen.«

»Ah«, sagte sie, als seien nur gelegentliche Höhen eine Enttäuschung. Dann: »Machen Sie das gern?«

»Was?«

»Wenn wir die Stücke alle gewaschen und ausgelegt haben und darangehen, sie zu analysieren, sie wieder zusammenzusetzen, finden Sie das nicht toll? Das ist doch einfach unglaublich. Es ist wie ein Puzzle, nur dass Puzzles im Gegensatz zu dem hier nichts bedeuten.«

»Ich sehe das auch so«, sagte er. »Manchmal.« Doch sie verzog den Mund und lachte, als hätte er sie nicht überzeugt.

»Also ich sehe es immer so. Ich weiß noch, wie ich das erste Mal etwas Ähnliches wie das hier gemacht habe. Etwas wie Archäologie. Da war ich noch ganz klein. Wir haben an der Landstraße gespielt, wo wir eigentlich nicht sein durften. Ich hab eine Puppe gefunden. Eins von den Modellen zum Aufziehen. Sie hatte ein hübsches Kleid an und eine Schnur in der Brust, und wenn man an der Schnur zog, hat sie geweint wie ein Baby. Vermutlich hatte ein kleines Mädchen sie aus einem Auto fallen lassen. Ich habe damals auch noch mit

Puppen gespielt, aber ich wusste, dass meine Eltern mich diese nicht behalten lassen würden. Sie war ... na ja, alt und verdreckt, aber ich wollte sie haben. Ich hab sie draußen am Wasserturm versteckt. Immer wenn ich mit ihr spielen wollte, bin ich da hingegangen. Ich hab oft an das kleine Mädchen gedacht. Ich hätte gern gewusst, wer sie war und warum sie ihre Puppe verloren hatte. Etikett hab ich keins gefunden. Ich beschloss, sie auseinanderzunehmen. Ich dachte, vielleicht finde ich in ihrem Inneren etwas, was mir sagt, woher sie kommt. Ich hab zu Hause ein Messer und eine Schneiderschere stibitzt und sie aufgeschnitten. Und innen drin war dieses Ding.«

Sie hielt inne. Sie runzelte die Stirn, lächelte aber immer noch, als hätte sie die Geschichte zu ihrem eigenen Vergnügen begonnen und jetzt gemerkt, dass sie dafür nicht interessant genug war.

»Was für ein Ding?«, wollte Natsuko wissen. Eleschen gab sich einen Ruck und sah die anderen beiden kopfschüttelnd an.

»Ein Grammophon. In ihrer Brust. Genau da, wo die Schnur herauskam. Ihr glaubt mir nicht, aber es ist wahr. Ein winziger Plattenteller und eine Nadel. Die Platte hatte die Größe einer kleinen Münze und war richtig verrostet. Wir hatten zu Hause keinen Plattenspieler, aber ich kannte die Geräte. Wenn man an der Schnur zog, wurde das Babyweinen von der Platte abgespielt. Es war ein seltsamer Anblick. Mir war, als hätte ich sie aufgeschnitten und drinnen ein Herz gefunden. Und auf der Platte standen Zahlen und ein Name. Nämlich *Anna*. Und wisst ihr, ich hab lange Zeit wirklich geglaubt, dass das der Name von dem kleinen Mädchen war. Aber das war er natürlich nicht. Es war der Name der Puppe. Es war nur der Name, den die Hersteller der Puppe gegeben hatten.«

Sie brach ab. In der folgenden Stille stand Natsuko auf, kniete sich hin und brachte von irgendwo unter dem Tisch eine Thermosflasche zum Vorschein.

»Ich hab Tee.«

»Japanischen?«, fragte Eleschen, und Natsuko nickte. »Für mich nicht.«

»Der ist gesund.«

»Ich sagte, ich möchte keinen.«

Die beiden Mädchen wechselten einen Blick, beiderseits kühl und zugleich vertraut, aber darüber hinaus für ihn unverständlich.

»Ben?«

Er trank den Tee. Er spürte, dass sie ihn beide halb und halb beobachteten, sah es verschwommen am Rand seines Blickfelds.

»Also«, sagte Eleschen, »sind Sie von da, Ben? Aus Oxford?«

»London.«

»Sie Glückspilz. Das muss aufregend sein.«

»El ist aus Athen«, sagte Natsuko, und Eleschen lachte.

»Nicht aus Athen! Aus Athens, Hicksville. In Amerika gibt es jede Menge davon, und auch Spartas. Aber ich komm eh nicht von da, ich hab nur dort studiert. Politikwissenschaften und Anthropologie, und nebenher ein bisschen Musik. Ich bin der reinste da Vinci. Ich weiß nicht, was ich mir gedacht habe. Ich wollte damals alles lernen, was ich finden konnte, ich griff einfach nach allem, was in Reichweite war. Das war, bevor ich wusste, was ich wirklich mit meinem Leben anfangen wollte. Aber wie kommen Sie hierher? Wenn Sie eigentlich in Oxford sind, meine ich.«

»Ich hab eine Auszeit genommen. Einen Aufschub.«

»Für wie lange?«

»Kommt drauf an.«

»Worauf?

»Verschiedenes«, sagte er, unbeholfen ausweichend. Er redete tapfer weiter, um von dem Thema abzulenken, nicht, weil ihn das Gespräch wirklich interessiert hätte. »Und was ist mit Eberhard? «

»Was soll mit ihm sein?«

»Hat er auch Aufschub?«

»Woher soll ich das wissen?«, erwiderte sie gereizt und nahm, ohne eine Antwort abzuwarten, den Knochen in die Hand, der vor ihr lag. »Laco nervt mich. Ich komm nicht hinter ihr Geheimnis. «

»Wer ist Laco?«

Sie zeigte mit dem Knochen auf den Totenschädel.

»Ben, Laco, Laco, Ben. Es ist ein blöder Name, eigentlich ein Hundename, aber Jason hat ihn ausgesucht, und er ist ihr geblieben. Das ist das Skelett, das Max gefunden hat.« Er nahm ihr den Unterarmknochen aus der Hand und wog ihn auf beiden Handflächen, ein schlanker menschlicher Überrest. Er war erstaunlich schwer.

»Fällt Ihnen nichts auf?«

»Ich weiß nicht. Er ist ziemlich groß, im Vergleich zu dem Schädel ...«

Eleschen lächelte kühl, als hätte sie ihm eine Denkaufgabe gestellt, die er zu schnell gelöst hatte.

»Warm. Probieren Sie's noch mal.«

Er betrachtete den Schädel genauer und sah nun, dass er nicht ganz normal proportioniert war. Die Zähne und der Unterkiefer waren normal und voll ausgewachsen. Nur das Schädeldach stimmte nicht. Die Kuppel, die einst das Gehirn beherbergt hatte, war zu schmal und zu niedrig. Das, so wurde ihm jetzt klar, musste bei ihm den Eindruck erweckt haben, dass die Elle vergleichsweise groß war.

»Sie ist deformiert, stimmt's?«

»Richtig. Ihre Hirnschale ist zu klein. Die Ärmste. Das Gehirn muss natürlich ebenfalls zu klein gewesen sein. Sie ist aber immerhin so nahe am Durchschnitt, dass sie wahrscheinlich klargekommen ist. Sie muss bei der Geburt normal ausgesehen haben, sonst hätte man sie nicht am Leben gelassen. Raten Sie mal, warum.«

Das Blau ihrer Augen war hart geworden, nicht wütend, aber wieder herausfordernd.

»Was Genetisches, nehme ich an...«

»Ha! Von wegen! Letzte Chance, Schlauberger.«

Er zuckte die Achseln, gab sich bereitwillig geschlagen, und war froh, als Eleschen lächelte und die Härte augenblicklich verschwand.

»Quecksilber. Sie ist voll davon. Die Deformierung bedeutet, dass sie dem Gift im Mutterleib ausgesetzt war, aber die Spuren zur Zeit ihres Todes sind so stark, dass sie in der Kindheit oder als Erwachsene erneut vergiftet worden sein muss. Quecksilber ist furchtbar. Es ist unzerstörbar, der Körper kann es nur ganz schwer ausscheiden, und es ist toxischer als Arsen. Nicht, dass Laco das gewusst hätte. Das ist es, was mir Kopferbrechen macht. Laco kann nichts über Quecksilber gewusst haben. Sie ist mehr als dreitausend Jahre alt. Die Chinesen und die Ägypter haben damals schon Quecksilber verwendet, in Arzneien und bei Begräbnissen, aber die Griechen nicht. Gäbe es oben an der Grabungsstätte Quecksilber, beispielsweise als Zinnober, dann hätte es auf diesem Weg in die Knochen gelangen können, aber bis jetzt hat das noch keiner gefunden. Laco passt also nicht ins Bild. Sie wird uns alle ziemlich dumm aussehen lassen. Und das ärgert mich.«

»Vielleicht war sie eine wichtige Persönlichkeit. Ich meine, wenn die in Ägypten Quecksilber verwendet haben, ist es doch nicht weit ...«

»Ich verstehe sie nur nicht. Sie ist eine Überraschung. Ich hasse Überraschungen.«

Sie legte den Armknochen auf den Tisch. Ihr Blick verweilte auf ihm. Sie rieb Finger und Daumen aneinander, zerstreut, als sei sie in Gedanken noch bei dem Gift in dem Knochen.

»Verstehen« ist ein seltsames Wort, oder?»

»Wieso?»

»Ich meine, auf komische Art seltsam. Es ist das, wonach wir suchen und was wir tun. Wir steigen in die Vergangenheit hinunter, um zur Gegenwart hinaufschauen zu können. Wir verstehen sie nur, wenn wir unter ihr stehen.«

Sie lächelte ihm von der Seite zu. Ihre Zähne waren gleichmäßig, makellos, vollkommen. »Finden Sie nicht?»

»Da hab ich noch nie drüber nachgedacht«, sagte er. Und, weil es ihm auffiel: »Sie klingen wie Eberhard.«

Sie verzog das Gesicht. »Als ob ich so intelligent wäre.«

»Sind Sie doch«, sagte er. Aber sie hatte sich wieder ihrer Arbeit zugewandt, deshalb machte er auch weiter, doch dann schob er seinen Hocker zurück und stand auf.

»Die Toilette ist da durch, falls Sie dahin wollen. Achtung, da gibt es Kakerlaken. Wir glauben, es liegt an der Bäckerei. Jedenfalls kriegen wir sie nicht los.«

Er sah keine Kakerlaken, hörte aber ein leises Huschen, als er die Tür aufmachte. Er streifte die Handschuhe ab, erleichterte sich, wusch sich Hände und Gesicht und registrierte erst, als er bereits die Labortür aufmachte, dass er mehr als zwei Stimmen hörte.

Jason drehte den Kopf und schaute ihn von der Couch her an. Eberhard stand noch auf dem Treppenabsatz. Alle vier redeten gleichzeitig, und alle verstummten, als er hereinkam.

»Hallo«, sagte er in das Schweigen, und einen Moment lang schien es, als wollte ihm keiner antworten, doch dann nickte Eberhard und fing an, seine Jacke aufzuknöpfen.

»Na, wie geht's, Benjamin?«

Er schloss die Tür hinter sich. Hatte wieder die Sätze im Kopf, die er Eberhard im Geist hatte sagen hören. Schob sie weg.

Warum bist du mir gefolgt?

»Gut, danke. Übrigens, nur Ben.«

»Also gut, Ben. Wie findest du's ...«

»Okay.«

»Gut, gut. Freut mich, dass du dich einlebst.«

Ben tat lächelnd, als nähme er es ihm ab. Eleschen wich seinem Blick aus. Natsuko saß über ihre Unterlagen gebeugt, als wollte sie sich so unscheinbar wie möglich machen: ein Tier, das die Ohren anlegt. Jason lächelte immer noch zu ihm auf, mit einem hungrigen Ausdruck.

Er drängte sich zwischen ihnen zu seinem Platz durch. Es waren noch zwei Behälter voll Keramik zu sortieren, acht Scherben eines Kraters und ein Dutzend Stücke aus weißem Ton mit unregelmäßiger Strichglättung, die durch ihr Alter und ihre ausländische Herkunft bemerkenswert waren. Jede Tonscherbe trug auf der Innenseite einen Punkt aus Nagellack: blau glitzernd bei dem Krater und korallenrosa auf dem weißen Ton. Er überlegte zerstreut, welcher Lack von wem stammte, legte eine der weißen Tonscherben auf die Waage und sah, wie die digitale Anzeige aufleuchtete.

»Wie ich höre, hast du schon Freunde gewonnen«, sagte Eberhard irgendwo hinter ihm.

»So?«

Niemand schien überrascht, dass es überrascht klang.

»Dr. Stanton scheint jedenfalls den Eindruck zu haben.«

»Ja, es ist nett mit ihr. Ihr mögt sie ja anscheinend nicht besonders.«

»Doch, wir mögen sie durchaus«, sagte Eberhard und kam nach vorn, blieb bei den Computern stehen und sah ihm bei der Arbeit zu. Von der Arbeitsmontur befreit, war er genauso angezogen wie in Oxford; die gebügelte Freizeitkleidung machte ihn um Jahre älter. »Mit den Maxis-Brüdern verstehst du dich ja anscheinend auch gut.«

»Jedenfalls mit Chrystos.«

»Mit Giorgios nicht?«

»Nicht so sehr«, sagte er, und Jason gab ein Geräusch von sich, *tsch*, halb belustigt, halb spöttisch. »Was ist?«

»Nichts.«

»Hat aber nicht so geklungen«, sagte er, schaute auf und wusste schon im Voraus, wie Jasons Ausdruck sein würde – verstohlen, selbstzufrieden.

»Du solltest aufpassen, mit wem du dich anfreundest«, sagte Jason.

»Warum? Was ist mit den beiden?«

»Kommt drauf an, wen du fragst.«

»Dich hat er jedenfalls nicht gefragt«, sagte Natsuko, aber ihre Stimme ging unter, weil Jason gleichzeitig mit ihr zu einer pathetischen, rhythmisch vorgetragenen Deklamation ansetzte.

»Ihr seid alt, Vater Giorgios«, der Knabe sprach,

»Ihr habt einen schneeweißen Bart.

Und ihr habt gekämpft, nur wissen wir nicht

Auf welcher Seite ihr wart.«

»Was soll das bedeuten?«

»Nichts«, sagte Eleschen kurz angebunden. »Jason ist bloß so bescheuert wie immer. Beachten Sie ihn nicht weiter, dann räumt er das Feld.«

Eine Pause. Jason lehnte sich auf der Couch zurück, unglaublich zufrieden mit sich selbst; Eberhard öffnete die Post, einen Stapel Päckchen von der Fünften Ephorie für prähistorische und klassische Altertümer. Die anderen unterhielten sich nebenbei über die verschiedenen Möglichkeiten für das Mittagessen, und das Geplauder ging hin und her, als wäre er gar nicht mehr da. Die Anlage lief immer noch – jetzt war es ein Titel mit einem tieferen Bass und einem ausgeprägteren Beat. Eleschen beugte sich vor und machte die Musik aus.

»So alt«, sagte er hartnäckig in die Stille hinein, »ist er ja noch gar nicht.«

»Nein?«

»Nein, nicht annähernd. Komm, der ist doch höchstens fünfzig. Er war damals noch gar nicht auf der Welt.«

»Wann?«

»Im Krieg.«

»In welchem?«

»Welchen meinst du denn?«

»Offenbar nicht denselben wie du. Weißt du, du könntest intelligent wirken, wenn du ein bisschen besser zuhören würdest.«

»Jason.«

»Es hat ein paar gegeben, und sie sind nicht alle gut ausgegangen, jedenfalls nicht hier. Hier hören manche davon überhaupt nicht auf.«

»Jason.«

»Ja?«

Eleschen nahm einen Stapel Unterlagen vom Tisch, ging zur Couch hinüber und ließ die Papiere in Jasons Schoß fallen. »Lass ihn in Frieden. Wenn du dich so sehr langweilst, kannst du auch was tun.«

Vorsichtig, als seien sie ansteckend, schob Jason die Blätter beiseite, stand auf und streckte sich.

»Ich passe. Anscheinend bin ich meinen Job ja eh los, wo ihr jetzt Ben habt. Ist doch richtig kuschelig mit Ben hier, oder? Traute Heimarbeit. Komm, gehen wir. Eb?« Eberhard nickte erneut, und sein bebrillter Blick wanderte von Ben zu Natsuko und weiter zu Eleschen.

»Kommt ihr nicht mit zum Mittagessen?«

»Heute nicht.«

»Aber heute Abend kommt ihr doch?«

»Ja, aber nicht zu früh.«

»Okay.«

»Ruft vorher an. Wir müssen uns umziehen.«

»Na klar. Wiedersehen, Ben. Bis morgen.«

Die Tür fiel hinter ihnen zu. Ben ging wieder an die Arbeit; methodisch legte er Bruchstücke auf die Waage. Bevor er sie katalogisierte, betupfte er die provisorische Markierung jeder Scherbe mit einem in Nagellackentferner getränkten Wattebausch. Heißes Rosa, blaues Glitter.

Es war so still im Raum, dass er sein Herz schlagen hörte, das noch immer mit Adrenalin übertaktet war. Sinnlos, sich zu ärgern. Er wusste längst, dass Jason ihn nicht leiden konnte. Jedenfalls hatte er die ganze Woche den Verdacht gehabt, seit dem Nachmittag in dem Auto. Das hätte ihn also eigentlich nicht überraschen dürfen.

Überhaupt hätte er sich nicht über Jason ärgern sollen. Sondern über alle, sogar über Eleschen. Und über Natsuko.

Die Computer tickten nur noch leise vor sich hin, Eieruhren. Von Eleschen und Natsuko war so gut wie nichts zu hören. Er hatte das Gefühl, dass sie verlegen waren, seinetwegen oder wegen sich selbst. Er hielt den Blick auf die Waage, das Inventar und die Fundliste daneben gerichtet.

KATALOG ABSCHNITT 5: KLEINFUNDE (ARTEFAKTE, FAUNA, PALÄOÖKOLOGIE)

AREAL G

Kontext 0212:

Nr. 019-026: MH Knochenaufsammlung.

Nr. 029: MH prismatische Klinge, Fragment.

Kontext 0211:

Nr. 105: SH2 angebohrter linsenförmiger Siegelstein. Auf einer Seite Intaglio einer Gorgone.

Sie arbeiteten den ganzen Nachmittag durch. Es wurde kaum etwas geredet, und die wenigen Gesprächsansätze waren halbherzig und nichtssagend, als wäre der Vormittag ein Fehler gewesen oder hätte überhaupt nicht stattgefunden. Um zwei ging Natsuko hinunter und kam mit drei Gebäckstücken zurück, ofenwarmen, fettigen Teigtaschen, mit Spinat und Käse gefüllt, und brachte Ben seines ohne ein Wort, ohne seinem Blick zu begegnen und nur mit einem knappen Nicken als Antwort auf seinen Dank.

Nach fünf machten sie Feierabend. Natsuko ging als Erste; sie setzte sich ihre Mütze auf, zog ihren Mantel an und ging rasch hinaus, als fürchtete sie, Ben könnte versuchen, sie zu begleiten. Eleschen blieb zurück, um alles auszuschalten und abzuschließen, und deshalb ging er allein hinunter und auf die Straße hinaus.

Es war noch eine Stunde Tageslicht übrig. Der Himmel war wieder bewölkt, aber es regnete nicht mehr. Der Wind hatte aufgefrischt. Er blies dürre Blätter wieder in die Bäume hinauf, als liefe die Zeit rückwärts.

Die Herdgrube. Er hockte an dem offenen Loch wie ein Indianer und blieb mehr oder weniger trocken, während die

Brüder unten in ihre Arbeit vertieft waren. Er blickte auf und sah, dass Max so seltsam dreinschaute wie noch nie.

Die Hügelkante verbarg ihn teilweise. Seine Haltung war nicht so nachlässig wie sonst. Er stand unbeweglich da, das Gesicht nach unten gewandt. Das Gelände fiel hinter ihm so steil ab, dass es schien, als balancierte er, als bewahrte ihn nur seine Konzentration davor, rückwärts zum Fluss abzustürzen.

Giorgios knurrte ihm von unten einen Befehl zu, und eine Zeit lang gab es Arbeit – Eimer mussten geschleppt, eine Hacke herbeigeschafft werden. Dann war er wieder arbeitslos, und als er erneut hinschaute, stand Max noch immer da, immer noch bewegungslos am Rand seiner Ausgrabung. Er war ein Stück um den Schädelraum herumgegangen, obwohl die Veränderung kaum wahrnehmbar war. Er schien noch auf denselben Punkt zu schauen.

Er stand auf, mit schmerzenden Waden. Max gab nicht zu erkennen, ob er ihn überhaupt heraufkommen hörte. Er schaute zwischen seine Füße. Den Kopf hatte er leicht schräg gelegt. Er stand in einer umgekehrten Zikkurat, und die große Bodenfläche des mykenischen Raums war in der Mitte ausgehoben, so dass sein Fundament sichtbar war; die beiden größten Steine darin – zwei massive Schieferquader – lagen säuberlich nebeneinander, und dazwischen befand sich ein Schachtgrab. Lacos Gebeine waren freigelegt. Das Skelett war beinahe vollständig. Sie hatten bis auf die Elle und den Schädel noch nichts entfernt. Ihre Hände waren zu Fäusten geballt.

Als Ben ihn erreichte, kniete sich Max hin, roch an der Erde und richtete sich wieder auf.

»Was ist?«

Max zuckte die Achseln. Er betrachtete immer noch stirnrunzelnd den Boden der Grube. »Irgendwas ist hier begraben.«

»Das ist doch gut, oder nicht?«

Das trug ihm einen raschen, geringschätzigen Blick ein. Ihm fiel ein, wie Missy über Max sprach – mit von Neid durchwirkter Bewunderung. Er war der geborene Archäologe, mit ebenso unheimlichen Fähigkeiten wie ein Wünschelrütengänger. Er konnte Farben und Muster in der Erde – die verräterischen Anzeichen für unterirdische Metalle und Strukturen – erkennen, als ob die Humusschicht durchsichtig wäre. Er hatte den Schädelraum entdeckt, wo alle technischen Verfahren nichts angezeigt hatten. Keiner von den anderen hatte ihm zunächst geglaubt, aber er war hartnäckig geblieben. Angeblich hatte er eines Morgens einfach den Umriss des Raums in der Tauschicht an der Oberfläche gesehen.

»Ist es etwas Wichtiges?«, fragte er, und Max kratzte sich den kahl rasierten Schädel.

»Kann sein.«

»Etwas, was mit Laco zusammen begraben wurde...«

»Nein. Das ist was Neues.«

»Neuer als was?«, fragte er, aber Max hörte ihm nicht mehr zu, schien seine Kapazität für höfliche Konversation erschöpft zu haben. Er war schon auf allen vieren, das Gesicht eine Handbreit über dem feuchten Lehm, wie einer, der in Richtung Mekka betet. Erst als er sich halb aufrichtete, hörte Ben, dass er immer noch etwas murmelte, entweder zu Ben oder nur vor sich hin.

»... nicht gestern. Vor dem Regen. Aber das ist schwer zu sagen.«

»Kann ich helfen?«, fragte er, denn neugierig und eifrig, wie er war, hätte er sich gern nützlich gemacht, um zu beweisen, dass er nicht so unbedarfte war, wie es bereits den Anschein hatte; und Max schaute zu ihm hoch und in die Ferne, bergauf, dorthin, wo die anderen waren. Niemand war zu sehen, bis auf Themeus. Max verzog das Gesicht. Sein Akzent war stärker als sonst.

»Warum nicht?«

»Was brauchen Sie?«

»Eine Kelle. Eine scharfe.«

Er ging und holte sein Geschenk aus Iowa. Als er zurückkam, hatte sich Max schon mit einem Grabenspaten an die Arbeit gemacht, und Themeus beugte sich neugierig über ihn. Max nahm das frische Werkzeug und machte weiter.

Gespannt beugte Ben sich vor. Mit kräftigen und doch zarten Bewegungen scharrte Max die Erde beiseite. Feine Brösel blieben an der Kelle haften. Das erinnerte ihn an etwas, und im nächsten Moment wusste er, dass es der Nissenkamm war. Er machte mit den eigenen Händen dieselbe Bewegung, zog die Zähne des Kamms durch die Haare seiner Tochter. Die Eier, die wie Staub zwischen den Zinken hängen blieben.

Die Erde ließ sich mühelos entfernen. Fast zu bereitwillig, als sei sie bereits umgegraben worden. Ob es das war, was Max bemerkt hatte? Was konnte hier begraben worden sein? An der Grabungsstätte war drei Tage lang nicht gearbeitet worden. Vielleicht etwas Verbotenes; ein Diebstahl. Aber Therapie war weit vom Schuss, und jeder Einheimische musste wissen, dass hier Ausländer arbeiteten.

Jäh fuhr es ihm durch den Sinn, dass es etwas Gefährlicheres sein könnte, Waffen oder Bomben, und bei diesem Gedanken machte er einen halben Schritt rückwärts, genau in dem Moment, als Themeus lächelnd *Ah!* sagte und unter seinem Werkzeug aus Marshalltown Pelz auftauchte, dichter, nasser Pelz – und darin ein einzelnes starrendes Auge.

»Was ist das?«

Max schüttelte den Kopf. Er hielt inne, den Blick auf das Auge gerichtet, dann grub er weiter. Der Körper des Lebewesens in der Grube war lang, eingerollt, auf elegante Weise sich selbst genügend, wie eine Katze am Kaminfeuer. Anfangs erschien es Ben makellos, unverletzt, und einen Mo-

ment lang fragte er sich, ob sie ein Winterschlaf haltendes Tier ausgegraben hatten. Dann sah er, dass das Auge überhaupt nicht glänzte, sondern gänzlich fehlte: die Augenhöhle war voll rostigem Blut.

Neben ihnen kicherte Themeus. »*Laghos*.«

»Was sagt er?«

»Er sagt, es ist ein Hase.«

»Wie kommt der hierher?«

Falls jemand die Antwort wusste, blieb er sie ihm schuldig. Themeus wandte sich ab, seine Zähne weiß in seinem breiten dunklen Gesicht, rief seinen Vetter: *Elias, Éla, Éla!*, und piff nach ihm.

Elias war einen Kopf kleiner als Themeus, aber älter, und neigte weniger dazu, sich aufzuregen oder in Lachen auszubrechen. Er stieg in den Schädelraum hinab, ging neben Max in die Hocke und schob den größeren Mann beiseite.

»*Laghos*.«

»*Eh*.«

Er stieß den Kadaver mit dem Handballen an und sagte leise etwas zu seinem Cousin. Ihr Griechisch war seltsam, durchsetzt mit fremden grammatikalischen Eigenheiten und Intonationen. »Bitte, gib mir das«, sagte Elias zu Max auf Englisch, überraschenderweise deutlicher als in seiner Muttersprache, und zeigte auf die Kelle; er bekam sie, beugte sich vor und wendete mit der Spitze die lange Wange des Hasen halb um; er selbst hielt den Kopf begutachtend schräg wie ein Baumeister oder ein Bildhauer.

Er berührte die Wange des Tiers mit der Klinge – als wollte er ein letztes Mal prüfen, ob es wirklich tot war, obwohl Ben inzwischen den stechenden Verwesungsgeruch wahrnahm, dann drückte er die Kelle in den Lehm. Eine Minute grub und stocherte er in dem kompakten nassen Boden.

Schließlich wandte er den Kopf ab, holte einmal tief Luft und hob den Kadaver heraus.

Der Körper entrollte sich, während er zum Vorschein kam. Seine Unterseite war aufgerissen, das rohe blaue Fleisch bloßgelegt. Knochen stachen aus den verschlungenen Eingeweiden hervor.

»Hah!«, sagte Elias und lehnte sich zurück, wischte sich die Hände ab, steckte Bens Kelle senkrecht in die Erde und grinste in die Runde, wie ein Kommissar, der hinter die Identität eines Mörders gekommen ist.

»Tsakal?«, fragte Themeus, und Elias zuckte die Achseln, spitzte den Mund und sprach es ihm nach.

»Tsakal.«

»Was sagt er?«, fragte Jason. Ben drehte sich um und sah, dass sich alle versammelt hatten. Jason und Eberhard, Natsuko und Eleschen, Chrystos und Giorgios und Missy, die bekloffen zwischen ihnen hindurchspähte. Eleschen schüttelte den Kopf.

»Ich bin mir nicht sicher. Ich glaube, er meint...«

»Sie sagen, es ist ein Tier.« Chrystos, mit leiser Stimme. »Vielleicht ein Wildhund. Vielleicht etwas, was mehr Ärger bedeutet. Es gibt ein Tier wie ein kleiner Wolf. Die machen das manchmal so mit ihrem Fleisch. Hier waren sie aber lange nicht mehr. Themeus sagt, vor zwei Nächten haben seine Leute sie gehört. Sie haben gedacht, vielleicht sind es nur Hunde, aber diese Tiere hören sich nicht an wie Hunde. Nichts hört sich so an wie dieses Tier. Auf Griechisch wir nennen es *tsakal*. Kennt ihr es?«

»Nein«, sagte Jason, aber Eleschen nickte wortlos. Und plötzlich kam auch Ben die Erleuchtung – ein seltener Geistesblitz, der ihn durchzuckte, während er neben dem ausgebreiteten Hasen kauerte, in seine Geheimnisse eingeweiht.

»Schakal«, sagte er. »Er meint Schakal.«

»*Canis aureus*.«

»Goldener Hund.«

»Goldschakal. El hat es zu Hause nachgeschlagen. Vielleicht kommt sie mit.«

»Die anderen nicht?«

»Die haben zu tun. Giorgios sagt, sie waren früher wie Ratten, aber die Bauern haben sie praktisch ausgerottet. Sie haben es auf Lämmer und Zicklein abgesehen. Und auf Menschenkinder. Zwei Kinder sind getötet worden. Es ist lange her, aber du weißt ja, wie es ist. Die Leute reden immer noch davon.«

»Warum verbuddeln sie ihre Beutetiere?«

»Weiß nicht, ich glaube, so weit ist El noch nicht. Hunde machen das mit Knochen, nicht wahr? Oder gibt es das nur in Comics?«

Spätabends. Jason und Ben beim Metaxa-Trinken im Hard Rock Café. Seit einer Stunde arbeiteten sie sich durch die verschiedenen Versionen nach unten. Sieben Sterne, fünf, drei.

»Und was ist mit vier und sechs?«

»Stanton, wahrscheinlich.«

»Trinkt sie?«

»Na und ob. Die Bürde der Verantwortung lastet schwer auf ihr. Max will sie suchen gehen.«

»Wir könnten es bei HellaSpar probieren, wenn die noch offen haben.«

»Nicht die Metaxas, du Blödmann, die Schakale«, sagte Jason und lehnte sich zurück. »Max meint, sie können nicht weit sein. Oben in den Bergen, vielleicht. Max kennt sich aus in solchen Sachen. Da oben gibt's Höhlen, das glaubst du nicht.«

Er war im Hotel gewesen und hatte sich einen Film angesehen, Schuhe aus, Hemd aus, Licht aus, als Jason gekommen war, um ihn abzuholen. Jemand hatte an seine Tür gedonnert, und als er sie aufmachte, war Jason fast ins Zimmer gefallen.

Hi. Wie geht's Schaufelaffe Nummer zehn heute Abend?

Ich bin müde. Völlig erledigt. Was willst du?

Fauler Affe. Schlappmachen gilt nicht. Nur Memmen sind müde. Los, komm.

Wohin?

Raus. Du brauchst einen Drink, und ich brauche noch einen.

Sie hatten ein gemütliches Eckchen im hinteren Teil einer Bar gefunden, eine trübe Lichtinsel zwischen schmutzigen Kunstlederbänken, durch Musik und Schatten von den übrigen Gästen getrennt. Jason musste schreien, um sich trotz der endlosen U2- und AC/DC-Medleys verständlich zu machen. Er gefiel sich in einem skarabäusgrünen Hemd und einer Angeber-Sonnenbrille. Sein Blick irrte immer wieder zu den Mädchen auf der Tanzfläche ab, und der winzige muskelbepackte Barkeeper beäugte ihn jedes Mal äußerst misstrauisch, wenn er neue Drinks holte.

»Noch einen?«

»Nein, danke, nicht für mich.«

»Komm schon, du bist an der Reihe, und Oddjob mag dich. Mir schenkt er jedes Mal schlecht ein, der blöde Wichser.«

»Und warum?«

»Schau mich nicht so an. Es hat eine Prügelei gegeben, als ich das letzte Mal hier war – ein paar Biker aus Kalamata. Ich hatte nichts damit zu tun, ehrlich. Ich hab nur zugeesehen.«

Er holte die Drinks, wick den Tanzenden und dem stehenden Blick des Barmanns aus – der, wie sich zeigte, auch ihm schlecht einschenkte – und stellte die Gläser neben die leeren.

»Auf *Canis aureus*«, sagte Jason.

»Den Goldschakal. Warum will Max ihn aufstöbern?«

»Ach, komm schon. Kaninchen können wir auch in Essex wildern. Das hier ist was anderes. Das ist echte Jagd.«

»Du hast nicht gesagt, dass er Jagd auf ihn machen will.«

»Was hast du denn gedacht?«

»Ist das erlaubt?«, fragte er, und Jason lachte.

»Du musst mehr unter die Leute gehen. Kaninchen sind auch nicht direkt erlaubt. Nur Eb und Max haben eine Lizenz. Der Witz ist erstens, dass wir hier nicht in England sind. Hier hat niemand Mitleid mit Tieren. Zweitens, dass die Bauern die Kaninchen genauso hassen wie die Steuern. Drittens, dass jeder die Schakale hasst, und last but not least – dass es ohnehin keinen juckt, ob man gegen ein Gesetz verstößt. Die interessiert nur, ob man erwischt wird. So ist es hier schon immer gewesen. Die Spartaner waren genauso.«

»Und *wenn* man erwischt wird?«

»Erwischt wobei? Das weiß hier schon jeder, dass wir auf die Jagd gehen. Wenn wir den Schakal nicht kriegen, dann jemand anderer. Gib's doch zu, du bist neugierig, oder vielleicht nicht?«

Ben lehnte sich mit seinem Metaxa zurück. War er neugierig? Er empfand etwas. Eine Art zweiseitige Begeisterung. Einen unangenehmen Drang. Neugierig ja, aber nicht auf die Jagd an sich, sondern vielmehr darauf, mit den anderen zu jagen. Und eigentlich auch nicht neugierig, sondern eher... ja, was?

Dankbar. Das war es. Er war dankbar, dass man ihn fragte. Aus Stolz schreckte er davor zurück, aber es bestand kein Zweifel.

»Spielt aber auch keine Rolle. Ich wäre sowieso unnütz.«

»Warum?«

»Ich hab noch nie im Leben eine Waffe abgefeuert.«

»Ach nein? Tja, das ist ja das Schöne an Waffen, dass es so leicht ist. Du brauchst bloß zielen. Also?«

»Ich denk drüber nach.«

»Wie du willst«, sagte Jason, und dann schaute er weg, hatte die Einladung schon wieder vergessen; vielleicht auch widerrufen, wenn es überhaupt eine Einladung gewesen war; seine Aufmerksamkeit galt wieder der Tanzfläche, zwei Mädchen dort, die die Köpfe zusammensteckten und sich unterhielten, während sie sich zu einem langsamen synkopierten Rhythmus bewegten.

Ben empfand eine Art Bedauern. Er war enttäuscht von sich selbst, als hätte er eine andere Antwort geben müssen. Als hätte er eine Chance verpasst, die nie wiederkommen würde, und das erinnerte ihn an Emine und Ness, fünf Wochen und einen halben Kontinent entfernt, deren Leben immer noch ohne ihn weiterging, in einer anderen Welt.

Eines der Mädchen lächelte ihnen zu, sagte ihrer Freundin etwas ins Ohr, schüttelte den Kopf. *Nicht hinsehen. Nicht hinsehen!* Jason lehnte sich schließlich zurück und grinste, dann musterte er Ben, ohne zu lächeln.

»Und was ist das da?«

Er schaute an sich hinab. Aus irgendeinem Grund trug er seinen Ehering. Er war wieder in seiner Jackentasche gewesen. Er musste ihn befigert haben, wie er es so oft tat, wenn er Oxford oder seine Familie im Hinterkopf hatte. Das Gold war körperwarm, obwohl er sich nicht erinnern konnte, es angefasst zu haben.

»Wann ist der große Tag?«

»Sehr witzig.«

»Ja, allerdings. Ich hab mir gerade gedacht, wir könnten hier ein bisschen zusammen auf die Jagd gehen, so nebenbei, und dann hättest du was darauf sagen müssen. Aber du hast

nichts gesagt, stimmt's? Du hast das Reden deinen Fingern überlassen. Wie heißt sie denn?«

»Emine. Wir sind geschieden.«

»Seit wann?«

»Seit ich weg bin.«

»Mhm. Das tut mir leid«, sagte er, und Ben wollte Danke sagen, vor lauter Überraschung über Jasons Mitgefühl, doch der redete weiter. »Also, was bist du, Schwanz oder Fotze?«

»Wie bitte?«

»Hat sie einen Schwanz aus dir gemacht? Oder war es andersrum? «

»Ich versteh kein Wort.«

»Nein? Mein Alter hat sich dreimal scheiden lassen. Meine Mum war Nummer zwei. Er hat in der Garage neben den Kalendern und den Straßenkarten ein Bild von Heinrich VIII., und jedes Mal, wenn ich ihn sehe, sieht er dem fetten Schwachkopf noch ähnlicher. Das Komische ist allerdings, dass ihn nie eine rausgeworfen hat. Meine Mum trauert ihm immer noch nach. Es ist jedes Mal dasselbe Lied. Immer ist er derjenige, der geht.«

»Bei mir ist es anders. So einfach ist das nicht.«

»Wie du meinst«, sagte Jason, und dann, fast unhörbar in dem allgemeinen Krach in der Bar, *Fotze*, so dass für einen Moment die Antipathie wiederkam, als würden sie einander hassen, obwohl das genau genommen nicht der Fall war. In dem Punkt hatte er sich geirrt.

»Und du?«

»Ich? Nach was seh ich denn aus?«

»Nach einem Schaufelaffen«, sagte er, und Jasons Augen glitzerten in dem fiesen roten Schein der Lichter.

»Das sieht man nur, wenn man selber einer ist. Aber du hast recht. Ich lebe seit Jahren von Ausgrabungen. Im Winter irgendwo in einer warmen Gegend, und dann im Frühling mit

den Schwalben zurück nach Europa. Ich war schon lange nicht mehr zu Hause. Da hat's mir sowieso nie gefallen. Ekliges kleines Land. Ich hab die ganze Welt gesehen. Außerdem sind jede Menge Frauen in der Branche. Immer wieder mal hab ich die Schnauze voll von den Hotels und Tonnen von Schminke, aber von den Frauen hab ich nie genug. Schau uns doch an. Uns alle, mein ich. Die meiste Zeit weiß ich nicht, wo ich hinschauen soll. Und du?«

»Wie jetzt?«

»Wo schaust du hin? Du bist doch geschieden, also, auf welche hättest du's abgesehen? Wenn du auch nur die geringste Chance hättest? Was nicht der Fall ist. Da geht's dir wie mir.«

Es ging ihm auf die Nerven, in welchem Maß die anderen ihn in die Vergangenheit zurückbeförderten. Jason erinnerte ihn an die Londoner Märkte, die ruppige Kumpanei der Männer und Jungs dort. Aber alle zusammen erinnerten sie ihn an die Beziehungen der Kindheit. Die seltsamen Bündnisse, die unwahrscheinlichen Bindungen. Die Regeln und Verhöre auf dem Schulhof. Fragen, auf die es keine richtigen Antworten gab. Welche Fußballmannschaft, welche Fernsehsendung, welches Viertel. *Freund oder Feind?*

»Ich hab nicht drüber nachgedacht«, sagte er, und Jason beugte sich über den Tisch und ließ die rote Sitzbank obszön knarren.

»Jetzt zier dich nicht so. Sei nicht albern. Du bist nicht schwul, also ist es entweder die eine oder die andere. Natsuko oder El. Oder die Stanton. Dir traue ich alles zu.«

Er zog den Ring vom Finger, steckte ihn ein. Er hätte ihn längst loswerden müssen. Ihn verkaufen. Aber Sparta war zu klein. Irgendjemand würde in kürzester Zeit davon hören. Er erinnerte sich an die Zigeunerin in der Tür des baufälligen Hauses, an dem Tag, als er im Regen nach Therapie gegan-

gen war, und dann dachte er an Elias und Themeus. Soviel er wusste, gehörten sie zu derselben Familie. Was hatte Chrystos gesagt?

Sie kennen jeden.

Natürlich. Hier kennt jeder jeden.

»Das geht dich nichts an«, sagte er zu Jason. »Du bist schüchtern, hab ich recht? Hör zu, ich verrate dir was, kostenlos. Natsuko steht auf dich. Ein Gesicht wie ein Shitsu und ein himmlischer Arsch. Sie hat Bock auf dich.«

»Woher willst du das denn wissen?«

»Diese T-Shirts. *Das alles, und außerdem ist mein Daddy reich.* Also Geld hat sie auch. Haben die ja alle, oder?«

»Wer?«

»Die Japsen.«

»Sie sieht nicht aus wie ein Shitsu.«

»Ach nein?«, fragte Jason leise, und dann stand Eleschen neben ihnen, hochgewachsen wie eine Walküre, das nasse Haar zu Strängen gedreht, das Gesicht vor Triumph strahlend.

»Du lieber Gott, ich musste Flüsse durchqueren, um hierher zu gelangen!«

»Regnet es schon wieder?«

»Wie zu Noahs Zeiten. Wer trinkt was?«

»Ich glaube, die machen gleich dicht.«

»Blödsinn! Wo ist Oddjob? Da ist er ja. Er wird dafür bezahlt, er bleibt die ganze Nacht da. Auf den Jungen ist Verlass, das muss man ihm lassen. Für mich einen Sieben-Sterne-Metaxa. Ben?«, fragte sie, und er wollte dasselbe.

Missy rief nach ihnen. Es war ein schöner Tag, der Wind leicht und lautlos, und ihre Stimme trug ihre Besorgnis klar und deutlich über die Anhöhen.

Als sie hinkamen, kniete sie an einer Reihe Kalabrischer Kiefern, östlich der Elias-Kapelle, wo der Bergrücken zu

einem Hirtenpfad hin abfiel. Es war eine abgelegene Stelle, seitab und unterhalb der Höhen von Therapne. Sie war dorthin gegangen, um nach neuen Fundstellen zu suchen, doch statt auf oberirdische Senken oder Buckel oder auf Vegetationslinien, die unterirdische Ruinen hätten anzeigen können, war sie auf frisch umgegrabene Erde gestoßen. Eine kleine Störung am Waldrand, der harzige Boden unter den Kiefern umgestochen und bloßgelegt.

Diesmal gruben sie weniger vorsichtig, weil sie schon wussten, was sie finden würden – nicht Gold oder Bronze, sondern Fleisch und Knochen – oder zumindest wussten, welcher Art es sein würde. Trotzdem war es ein Schock, als sie sahen, was es war, als der erste Flügel sich entfaltete.

»Eine Elster«, sagte Ben, und hinter ihm wiederholte jemand den Namen auf Griechisch; und jemand anderer stieß einen wortlosen Ruf aus, als hätten sie nicht einen Kadaver gefunden, sondern einen vergrabenen Schatz. Helena persönlich.

»Eine bedeutet Sorge«, sagte Eberhard, und seine Stimme klang überrascht, als Missy ihre Klinge drehte. Die Federn des Vogels waren makellos, die Flügel grünlich-schwarz und weiß, glänzend wie Elfenbein und Obsidian.

Das Licht war gut an diesem Abend, und sie arbeiteten länger als sonst. Danach stieg er zum Nordhügel hinauf und schaute zum Parnon hinüber. Das Abendrot kroch an den Bergen hoch, doch hier und da waren vor ihm dunkle Flecken. Von seinem Standort aus sahen sie alle wie Höhlen aus, aber bei den meisten handelte es sich wohl um Spalten oder Klüfte. Anscheinend gab es Tausende davon.

Da oben gibt's Höhlen, das glaubst du nicht.

Fast erwartete er, sie zu hören. Die Goldschakale. Ihr Heulen müsste dem von Wölfen ähneln, dachte er, obwohl er noch

nie Wölfe hatte heulen hören, nicht in der Natur. Es würde so ähnlich sein, aber höher, weniger verwurzelt. Ätherischer.

Nichts. Nur das Meckern und Glöckchengeläut der Ziegen und das Keuchen von jemandem, der zu ihm heraufstieg. Er schaute sich um, und da kam Missy, die Hände in den Taschen, eine Thermosflasche unter dem Arm.

»Hey! Wie geht's? Kaffee gefällig?«, fragte sie und reichte ihm die Flasche. »Wir haben uns schon länger nicht mehr gesehen.«

»Immer nur Arbeit und kein Vergnügen«, sagte er und erntete ein Lachen – unverdient, wie er fand.

»Sieht so aus, als ob Sie sich prächtig einfügen.«

»Ach ja?«

»Sicher. Sie machen sich gut. Und die anderen mögen Sie, denke ich. Sie kommen bestens zurecht. Aber was meinen Sie? Sind sie da oben?«

Er zuckte fröstelnd die Achseln. Mit dem Sonnenuntergang wurde es kälter, und der Wind frischte auf.

»Makaber, wie die ihre Beutetiere verbuddeln...«

Sie drehten sich beide um, als hinter ihnen ein Feuerzeug klickte. Jason trottete zu ihnen hin. Sein Gesicht wirkte verschlagen im Glimmen einer Zigarette.

»Jason, musst du andauernd rauchen?«

»Ist doch bloß eine Kippe.«

»Das ist ungesund.«

»Ich tu's aus Nächstenliebe. Krebsforschung. Gesponserter Rauch.«

»Das ist nicht witzig. Außerdem stinken die wie die Pest.« Ein klagender Unterton hatte sich in ihre Stimme geschlichen. Damit glich sie weniger der Frau, die er nun kannte, als der Stimme, die er vor seiner Ankunft am Telefon gehört hatte. *Ich sage allen, sie sollen mich Missy nennen, aber keiner macht es.*

Er sah, wie Jason seitlich etwas näher an sie heranrückte, wie eine Katze, die jemanden mit einer Allergie gefunden hat. »Made in America, schau. Du bist doch ein Carolina-Girl, stimmt's? Tabakland, oder? Es ist deine nachbarliche Pflicht, mich zu sponsern.«

Er spürte Missys Unmut.

»Warst du nicht im Schädelraum?«

»Ja, und?«

»Wenn du wirklich dort warst, hast du vergessen, eine Plane über Laco zu breiten. Hab ich dir das nicht schon einmal gesagt? Du bist da unten der Verantwortliche, Jason. Max mag ein Genie sein, aber er hat nicht deine Erfahrung. Wenn es heute Nacht regnet ...«

»Es wird nicht regnen, das sieht doch ein Blinder. Außerdem haben wir die Plane ausgebreitet.«

»Komisch – vor zwei Minuten war sie noch nicht da ...«

»Schon gut, schon gut.« Jason steckte sich die Zigarette in den Mund, und sein gewohnheitsmäßiges Grinsen verwandelte sich in eine Grimasse.

»Und beschwer sie!«, rief Missy ihm nach, aber er war schon weg, entfernte sich in westlicher Richtung, eine schlaksige Silhouette, an deren Hemdzipfeln der Wind zerrte. Missy sackte ein Stückchen in sich zusammen und stieß zischend die Luft aus: Yess.

Eine Weile standen sie nebeneinander. Ben empfand das Schweigen als eher unbehaglich, aber Missy schien es nicht zu bemerken. Er schaute zurück und sah Jason noch in der Ferne, unter den kahlen Ruinen des Menelaions. Er gestikulierte aufgebracht mit einem Arm.

Er schraubte die Thermosflasche auf, goss einen Becher griechischen Kaffee ein – er roch die Süße in der kalten Luft – und hielt ihn Missy hin.

»Wollten Sie welchen?« Sie nahm den Becher. »Sie können ihn nicht leiden.«

Er sagte es nur, um überhaupt etwas zu sagen, aber als Missy sich zu ihm umdrehte und ihn musterte, war es, als hätte sie seine Gegenwart vergessen und wäre gekränkt darüber, dass er noch da war.

»Wie bitte?«

»Jason. Entschuldigung. Ich habe den Eindruck, Sie mögen ihn nicht besonders.«

»Hören Sie auf, sich zu entschuldigen, ja? Mein Gott.«

»Ich hab gemeint...«, setzte er an, dann zwang er sich, nicht weiterzureden. Aus Missys Rachen drang ein Geräusch, ein Mittelding zwischen Lachen und Stöhnen. Nach einer Weile gab sie ihm den Kaffeebecher zurück. Er schüttete die letzten Tropfen weg, fuhr mit dem Daumen um den Rand und schraubte ihn wieder auf.

»Sie liegen falsch«, sagte Missy. »Völlig falsch. Ich kann auf mich selbst aufpassen.«

»So hab ich's nicht gemeint.«

»Wir sind ja nicht hier, um uns alle ganz lieb zu haben. Das ist kein Strandurlaub. Cyriac will Resultate sehen. Mir ist es egal, was die anderen von mir denken, solange sie nur graben.«

Sie sprach mit Vehemenz, aber immer noch in dem quengligen Ton. Das verwunderte ihn, dieser eigenartige Widerstreit von Selbstsicherheit und Zweifel.

»Warum sollten die Sie denn nicht mögen?«, sagte er vorsichtig, um nicht schon wieder etwas Falsches von sich zu geben. Er wollte keine zusätzliche Bedeutung in die Frage legen und war deshalb überrascht, als sie sich umdrehte und ihn ansah, ihr Gesicht in der Abenddämmerung weich und unbestimmt.

»Ich danke Ihnen, Ben.«

»Wofür?«

»Für das Netteste, was seit Wochen jemand zu mir gesagt hat.« Sie beugte sich vor und umarmte ihn. Dabei nahm er ihren Geruch wahr. Er hatte dieses Aroma vergessen – ein sommerlicher Duft nach Lotion und Salz. Er wollte auch einen Arm um sie legen, einfach nur, um ihre Geste zu erwidern, um sie zu trösten, doch in dem Moment löste sie sich schon wieder von ihm. Ihr Blick war offen gewesen. Jetzt war er unergründlich.

»Wie bitte?«

»Ich hab das ernst gemeint. Was ich gesagt habe, als Sie hier angekommen sind. Dass ich mich freue, Sie hier bei uns zu haben. Es geht mir nicht nur um die Ausgrabung. Das ist keine Anmache von mir, aber...«

»Nein, natürlich nicht. Ich dachte nicht ...«

»Es tut wirklich gut, ein neues Gesicht hier zu haben. Das ist alles. Ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel.«

»Nein, überhaupt nicht. Ehrlich.«

Sie streckte die Hand nach der Thermosflasche aus, beschäftigte sich damit, prüfte den Verschluss und presste dabei die Lippen fest aufeinander. Erst als sie lächelte, wurde ihm klar, wie nahe daran sie gewesen war, in Tränen auszubrechen. Sie fing sich, bevor sie wieder zu ihm aufschaute.

»Tja, alsdann. Bis morgen. Schlafen Sie gut.«

»Sie auch.«

Er schaute noch einmal zu den Bergen zurück, und ging dann hinter ihr abwärts. Die Sonne war untergegangen. Die Höhlen waren verschwunden, ihre Eingänge lagen im Dunkeln.

Zehn Tage lang aß er mit den Brüdern zu Mittag. Nach Misis Tagesbesprechung nahmen sie sich ihren Anteil der bereitgelegten Speisen und zogen sich in ihre Grube zurück.

Beim Essen ließen sie die Beine ins Erdinnere baumeln – dann waren ihre Füße viertausend Jahre in der Vergangenheit –, saßen dicht nebeneinander, um sich gegenseitig zu wärmen, teilten sich Oliven aus den Hainen der Maxis' und sprachen über alles außer über die Arbeit: über Basketball und die Golfkriege, über Handys, das Schlachten von Lämmern und die Geheimnisse des Anbaus perfekter Zitronen.

Das hatte ihm gefallen. Es hatte ihnen allen dreien gefallen, so sehr, dass Missy sie dafür gescholten hatte. *Ihr seid mir vielleicht Helden! Sitzt da auf euren Hintern wie die drei weißen Affen. Kein Schaufeln sehen, kein Schaufeln hören, über kein Schaufeln sprechen. Siesta zu Ende, Amigos!*

Nach Mystras war es anders geworden. Von da an waren sie nicht mehr so unbefangen gewesen. Er hatte sich gefragt, was Chrystos wohl erzählt oder was er selbst an dem Tag falsch gemacht hatte.

Nicht dass sie ihn im Stich gelassen hätten. Die Brüder gingen zur Grube zurück, und wenn Ben mitkam, gab sich Chrystos alle Mühe und dolmetschte für ihn, obwohl er sie inzwischen gut genug verstand. Sogar Giorgios war nicht mehr so wortkarg. Aber ihre Freundlichkeit wirkte jetzt gezwungen. Außerdem gab es inzwischen weniger Arbeit für ihn; die Herdgrube war ausgebeutet, ihr Umkreis war die tiefste Grabungsebene, darunter war nichts mehr außer kalter Erde. Am Freitag versetzte Missy ihn zur Osthalde, wo er mit Natsuko und Jason zusammenarbeitete.

Er verzehrte sein Mittagessen allein. Jason war mit Max und Eberhard irgendwohin verschwunden. Natsuko saß mit Eleschen unter der gestreiften Markise vor dem Geräteschuppen. Wenn der Wind umsprang, hörte er hin und wieder Wortfetzen oder Gelächter. Am Morgen hatte Nebel geherrscht, die Erde in den Gruben war nass und klumpig gewesen – seine Fingerspitzen hatten sich bei der Arbeit wie

Pflöcke angefühlt, und obwohl die Sonne den Nebel bis Mittag weggebrannt hatte, steckte ihm die Kälte noch in den Knochen. Er benutzte beim Essen beide Hände abwechselnd, steckte bald die eine, bald die andere Faust in die Tasche, die Nägel in die Handfläche gebohrt.

Zwei Düsenjäger flogen über das Gebiet, schwarze Winkel, die ostwärts donnerten. Er saß in seine Jacke gehüllt und bemerkte Natsuko erst, als sie neben ihm stand und auf ihn herabsah.

»Hallo«, sagte er, und sie lächelte mit ihren unregelmäßigen Zähnen.

»Sie sehen aus, als wär Ihnen kalt.«

»Ja, ich friere ein bisschen.«

»Nein. Sehr.«

»Stimmt. Wie ein Schneider.«

Sie setzte sich neben ihn, so dass sie beide die alten Ausgrabungen der Villa am Nordhügel im Rücken hatten. Ihre Jacke war mit irgendeinem Fell besetzt, einem tiefschwarzen Pelz. Der Wind drückte ihn sacht an ihren bloßen Hals. Er sah die Pockennarbe an ihrem Ohr.

Sie hielt ihm einen Beutel hin, eine glänzende Plastiktüte, die mit japanischen Schriftzeichen in poppigem Rot und Schwarz geschmückt war.

»Was ist das?«

»Raten Sie.«

»Heroin. Dynamit. Hühnersuppe.«

»Falsch!«

»Mist.«

»Es ist ein Taschenofen. Stecken Sie ihn in die Tasche, und Sie können Ihre Hand daran wärmen. Es ist wie Zauberei. Ich schenke ihn Ihnen.«

Er nahm das Ding entgegen. Sie fing an, es ihm zu erklären, mit geduldiger, melodischer Stimme, und er nickte, als ob

er zuhörte. Am anderen Ende des Grats spielten Chrystos und Giorgios auf den Stufen des Menelaions Backgammon. Er konnte das Klacken der Steine und das Rollen der Würfel hören. Hinter ihnen war die Luft sehr hell.

»Gefällt er Ihnen?«

»Sicher«, sagte er und lächelte, um sie zu beruhigen. Sie stand auf, zögerte aber.

»Jason sagt, Sie kommen mit.«

»Wohin?«

»Auf die Jagd.« Sie legte den Kopf schräg. »Mit uns.«

»Aha.«

»Und, stimmt es?«, fragte sie, und er fühlte sich festgehalten, gebannt von ihren Augen, die, wie er jetzt sah, nicht schwarz waren, sondern dunkel ockerfarben, wie altes getrocknetes Blut.

»Freut mich«, sagte sie, und erst da wurde ihm bewusst, dass er womöglich genickt hatte. Dann rief Missy nach ihr, nach allen, und Natsuko ging drei Schritte rückwärts wie eine Tänzerin, bevor sie sich umdrehte und auf die Hütten und Markisen zusteuerte.

Siesta ist zu Ende, Amigos!

Am Samstag arbeiteten sie bis halb sechs. Die Tage wurden länger. Trotzdem mussten sie sich beeilen, um die letzten Gerätschaften noch bei Tageslicht wegzupacken. Taschenlampen tanzten über dem Gras, als sie nach einer verlorenen Wasserwaage und einer vermissten Karte suchten.

Jason posierte für Natsuko, ein Stativ über die Schulter gehängt, ein Indiana Jones/James Dean/Beach Boy auf ihrem Fotohandy. Eberhard saß barfuß im Schneidersitz und schnürte seine Schuhe neu. Es war ein schlechter Tag für die Arbeit gewesen, in beiden neuen Gruben waren sie in einem Meter Tiefe auf eine undurchdringliche Kalksteinwabe gesto-

ßen, aber nur Missy schien entmutigt. Die anderen waren in ruheloser, gereizter Stimmung.

Er stand am Rand der Gruppe und blickte zu dem Transit, wo die Brüder auf ihn warteten. Eberhard schaute zu ihm auf.

»Hast du morgen schon was vor?«

»Warum fragst du?«

»Ich möchte dich mitnehmen. Ich höre, du hast noch nie eine Waffe abgefeuert. Das solltest du aber vor Dienstag in einer Woche einmal tun. Wann soll ich dich abholen? Wäre sechs Uhr zu früh?«

»Sechs geht in Ordnung. Dienstag in einer Woche?«

»Außer es regnet. Bis dahin haben wir Vollmond.«

»Wir gehen in der Nacht?«

»Ja, die jagen bei Nacht«, sagte Jason. Ben drehte sich um und sah, dass er und Natsuko ihr Spiel unterbrochen hatten, um ihnen zuzuhören.

»Also um sechs«, sagte Eberhard und zog sich einen Schuh an, während Jason sich auf den Weg zu den Autos machte und im Vorbeigehen Ben an der Schulter packte.

»Kommst du?«

»Warum? Ich werde schon mitgenommen.«

»Jetzt hast du ein besseres Angebot. Wir fahren zu den Mädchen. Du kennst Sylvia noch gar nicht.«

»Wer ist Sylvia?«

»Wer ist Sylvia, was ist sie? Das wirst du nie erfahren, wenn du jetzt nicht mitkommst.«

»Können wir uns nicht dort treffen? Chrystos ...«

»Vergiss ihn«, sagte Jason. Er verstärkte seinen Griff.

Er schüttelte ihn ab und ging über den nördlichen Pfad zum Transporter hinab. Die Brüder saßen bereits darin, vom reflektierten Fernlicht schwach angeleuchtet. Chrystos lehnte sich aus dem Fenster auf der Fahrerseite, das Handy zwischen Schulter und Kopf geklemmt, und lächelte bedröpst.

»Schlechte Nachrichten. Unsere Schwester ist auf Besuch bei Freunden. Giorgios kocht. Er macht immer noch Essen wie bei den Soldaten – so, dass es für zehn reicht. Wir brauchen noch einen tüchtigen Esser. Kann's losgehen?«

»Fahrt ihr mal ohne mich.«

»Wir können warten.«

»Ich hab was anderes vor«, sagte er und hörte, wie sich Giorgios im dunklen Wageninneren räusperte. Chrystos runzelte die Stirn, während er das Handy zusammenklappte und wegsteckte.

»Du hast was vor? Mit deinen ausländischen Freunden?«

»Nur heute Abend.«

»Aber du weißt doch, was ich dir gesagt habe?«

»Ich hab's nicht vergessen.«

»Nein? Na, wir werden sehen«, sagte Chrystos leise und legte den Gang ein. Der große weiße Kasten schaukelte den holprigen Fahrweg hinunter und verschwand im Dunkeln.

***Canis aureus*: Goldschakal, Gemeiner Schakal.**

Ordnung Carnivora, Familie Canidae.

Regionen: paläarktisch, orientalisch, äthiopisch.

Lebensräume: Wüste, Savanne, Wald, Busch.

Schutzstatus: nicht bedroht.

Körperlänge: 90 cm. Gewicht: 10 Kilo. Schulterhöhe ...

Eine Lachsalm. Der Lärm eines Glasspack-Auspuffs. In den Orangenbäumen draußen hingen Lichter. Auf dem Rückweg vom Quartier der Mädchen hatte er sich gefragt, wofür die gedacht waren. Es waren noch zwei Wochen bis zum Unabhängigkeitstag, aber die Fastenzeit dauerte noch einen Monat. Vor den Läden und in den Bars um den Stadtplatz standen kleine Grüppchen zusammen, aber selbst am Samstagabend waren alles in allem nur wenige Leute unterwegs. Nur das

Jungvolk war gut drauf. Die Älteren tranken und unterhielten sich, als durchlebten sie schwere Zeiten und hätten das Schlimmste noch nicht hinter sich; wer konnte es wissen? Wer konnte es wissen?

Natsuko und Eleschen wohnten am Platz der Kathedrale, einen Steinwurf von dem Labor entfernt. Sie hatten eine Etage in einer altersschwachen Villa gemietet, deren müde Anmut sie von den Nachkriegs-Wohnblöcken unterschied, von denen sie umgeben war. Die Zimmer waren spottbillig, hoch, voller Zierrat und eiskalt: Heizung gab es keine, und die Vermieter hatten die Kamine mit Brettern vernageln lassen. Einen Monat zuvor hatte Eleschen die Bretter abgehiebt und sie als Brennholz verwendet, aber die Kamine hatten den Rauch wieder ausgespuckt, und die Mädchen hatten ausgiebig mit dem Witwer über ihnen flirten müssen, um ihn davon abzuhalten, die Feuerwehr zu rufen und sich bei den Eigentümern zu beschweren. Die Zimmer rochen immer noch nach verbranntem Olivenholz, der Geruch überdeckte beinahe die Düfte von Parfüm, Kerzen und Hund.

Sylvia hatte sich mit ihm angefreundet. Zuerst war sie auf ihren Krallen über den Holzboden zu den Mädchen geschlittert und hatte um ihre Zuneigung gebettelt, doch später, nachdem Natsuko mit ihr im Dunkeln Gassi gegangen war, hatte sie die Augen nicht von Ben gelassen, war schließlich zu ihm hinübergetrottet und hatte sich in seine Arme sinken lassen. Sie war weiß mit dunkelbraunen Tupfen, einer runden Schnauze und langen, weichen Ohren, eine Art Beagle, Abkömmling alter Jagdhundrassen aus Lakonien.

»Wo habt ihr die denn her?«, fragte er und streichelte ihr die seidigen Ohren, und Max lachte mit rostiger Stimme – es klang wie das Husten eines großen Katers.

»Aus Korinth«, sagte Eleschen. »Ich hab sie dort gekauft.« Aber Natsuko beugte sich mit Obsidian-Augen zu ihm herüber.

»Sie hat sie *gestohlen*.«

»Hab ich nicht!«

»Sie hat Max gesagt, er soll anhalten. Angeblich war ihr übel vom Autofahren. Sie ist in ein Restaurant gegangen, um sich ein Glas Wasser geben zu lassen. Dann ist sie mit Sillia herausgekommen. Jason hat gefragt: *Was ist das?* Eleschen hat gesagt: *Das ist Sillia*. Eberhard hat gesagt: *Hund stand aber nicht auf der Speisekarte*. Eleschen hat gesagt: *Jetzt geht's mir wieder besser. Fahren wir heim*.

»Sie heißt *Sylvia*«, sagte Eleschen bissig, gereizt und hochnäsig. »Lern endlich mal anständig reden.« Aber Natsuko kicherte nur, und Jason brüllte vor Lachen.

»Warum hättest du das tun sollen?«, fragte er Eleschen, und dann in die Runde: »Warum hätte sie das tun sollen?« Aber Eleschen war trotzdem sichtlich verstimmt, stand auf, um Gläser zu holen, und blieb länger als nötig in der Kochnische. Niemand sonst antwortete ihm.

Sie tranken Branntwein, um sich warm zu halten. Natsuko kochte Fisch mit Reis und wickelte dafür Sardinen in Weinblätter ein. Alle behielten zum Essen ihre Jacken an. Das erinnerte Ben an Kriegsfilme: Soldaten in dicken Militärmänteln, die bei Kerzenlicht in verfallenen Herrenhäusern in der Normandie zu Abend essen. Eleschen holte Bettzeug für alle, die trotzdem noch froren, und Ben ließ sich eine Decke geben, obwohl er sie nicht gebraucht hätte. Ihm war alles andere als kalt. Es reichte ihm, mit den anderen zusammen zu sein.

Jason redete zu viel, Eberhard sagte fast gar nichts. Eleschen fragte ihn wieder nach England, und weil ihm nichts Besseres einfiel, versuchte er, sie mit Marktgeschichten zum Lachen zu bringen, machte sich also das Gewerbe seiner Fa-

milie zunutze, obwohl er es andererseits geflissentlich vermied, wirklich von seiner Familie zu erzählen. (Jason beobachtete ihn mit einem selbstzufriedenen Lächeln, sagte aber nichts von Emine.) Später spielte Eleschen ihnen auf einer griechischen Geige Volkslieder vor, hielt aber nicht lange durch, weil das Instrument sich schwer stimmen ließ und ihre Finger klamm waren. Natsuko fragte ihn nach seinem zweiten und weiteren Vornamen und notierte sie in japanischer Schrift, und Max tat – unter Murren und Seufzen, aber doch mit dem Eingeständnis, dass ihm das Drängen der Mädchen schmeichelte – dasselbe in seiner heimatlichen georgischen Schrift, die wie etwas von Tolkien aussah, lauter Angelhaken und züngelnde Flammen. Noch später – und noch weniger nüchtern – stand er auf, um georgische Gedichte zu rezitieren, in seiner großen Hand ein Sherryglas, das er am Stiel hielt, ein zahnluckiges Lächeln in seinem pockennarbigen Gesicht, die Verse voll schroffer Wünsche. *Wenn unser Leben bitter ist, möge unser Tod süß sein.*

Es war belangloses Geplauder, aber ihm gefiel es sehr. Die Unbefangenheit ihrer Freundschaft. Die Art, wie das Gespräch einschlafen und dann ganz plötzlich wieder aufflammen konnte.

»Ich fühl mich hier unheimlich wohl«, sagte Eleschen, genau in dem Moment, als er das auch dachte. Sie sprachen über die Ausgrabung, verstummten aber, und die Worte hallten nach, obwohl Eleschen in ein Daunenbett eingemummt war und außerdem ganz nüchtern sprach.

Und Eberhard setzte sich auf seinem Sprossenstuhl auf, wobei sich sein Schatten über die hohen Wände ausbreitete. Seine Stimme war leise, aber so klar wie eh und je.

»Ganz Europa liebt Griechenland. Es ist uns so teuer wie ein Großvater. Es ist so liebreizend wie eine Enkelin.«

Er war so lange geblieben, wie es sich vertreten ließ, und ging erst nach zwei, als Letzter. Natsuko war eingenickt, eine Pyramide aus Bettzeug mit einem glänzenden Haarschopf an der Spitze. Eleschen hatte ihn hinuntergebracht. An der Tür hatte er einen schlaftrunkenen Gutenachtkuss bekommen.

Er war noch nicht besonders schläfrig und ging deshalb zum Stadtplatz zurück in der Hoffnung, eine Kneipe zu finden, in der er noch eine Stunde sitzen konnte. Wegen der anstrengenden Arbeit der letzten Tage war er zu erschöpft, um schlafen zu können, seine Gedanken träge und zugleich voller Energie, und die vergrabenen Tiere beunruhigten ihn. Außerdem wollte er nicht allein sein.

Hinter dem Rathaus, zwischen dem Büro des Verbands der Speiseeisfabrikanten und einem grell beleuchteten Etablissement, der Grillimbiss, Cocktailbar und Nachtclub in einem war, fand er ein Internetcafé, das noch geöffnet hatte. Die zehn, zwölf Computer waren alle mit Teenagern besetzt, die Killerspiele spielten – ihre Nazis und GIs jagten einander durch massive virtuelle Bombenruinen, und der Aufpasser hielt mit stoischer Miene nachsichtig Wache.

»Wie lange machen die noch?«, hatte er auf Griechisch gefragt, und der Aufpasser hatte mit dem Daumen über seine sauber ausrasierte, dem Nike-Logo nachempfundene Fußballer-Koteletten gestrichen und verdrossen in australischem Englisch geantwortet:

»Bis alle tot sind.«

Er hatte sein Geld auf die Theke gelegt und war zum Warten in den Grillimbiss gegangen. Die Innenräume waren kaum beleuchtet, die Zerrspiegel an den Wänden mit Souvlaki- und Zigarettenschwaden vernebelt. Zwei Grufti-Mädchen mit grünen Longdrinks beobachteten ihn aus Pandaaugen. Ein DJ stand allein im Hintergrund und nickte im Rhythmus einer Rap-Metal-Nummer.

Er bestellte sich eine kleine Portion Souvlaki, kämpfte sich durch das verkohlte Schweinefleisch und trank aus. Dann ging er in das Café zurück. Die jungen Männer waren weg, nur der Aufpasser saß noch da und polierte ein Paar Zwölf-Loch-Stiefel. Die Wände erzitterten noch immer von dem dröhnenden Bass.

Die Feinde des Goldschakals sind Leoparden, Wölfe und Menschen. Er ernährt sich von Kleinsäugern, Insekten, Früchten und Aas. Außerdem ist er ein schneller und geschickter Jäger. *Canis aureus* wird nach Einbruch der Dunkelheit aktiv und durchstreift ein Revier von zweieinhalb Quadratkilometern. Kleinere Beutetiere springt er direkt an, größere Tiere hetzt er zu Stand, bevor er sie reißt. In der Nähe menschlicher Siedlungen kann der Schakal Vieh angreifen und Abfälle durchwühlen. Er überträgt nachgewiesenermaßen die Tollwut ...

Seine E-Mails hatten auf ihn gewartet. Er war sie widerstrebend durchgegangen. Viel Spam, dazwischen ein paar Nachrichten, die er hätte lesen können – gelesen hätte, wenn er ein besserer Mensch gewesen wäre. Eine von Ted, zwei von seiner Mutter, ein Dutzend, die ihm von seiner Arbeit nachgeschickt worden waren. Er hatte keine davon geöffnet. Es ärgerte ihn, wie die elektronische Post ihn an die Ränder eines anderen Lebens zurückzog, desjenigen, das er in Scherben zurückgelassen hatte. Er war nicht von zu Hause weg, um sie hier wiederzufinden.

Von Emine war nichts dabei gewesen.

Ein Hund bellte draußen, und der Aufpasser warf seine Stiefel in die Ecke und schlenderte hinaus, um einen Kuss bei der Besitzerin abzustauben. Der Hund sah aus wie Sylvia –

Ben hatte die Rasse erkannt –, war aber nicht so temperamentvoll gewesen wie sie und hatte den Aufpasser zähnefletschend angeknurrt, obwohl seine Besitzerin ihn geschimpft hatte. In dem Moment hatte Ben an den Schakal gedacht, den Wildhund oben in den Bergen. Er war wieder an den Computer gegangen und hatte den wissenschaftlichen Namen eingegeben.

***Canis aureus* lebt und jagt nicht in Rudeln, sondern in Familien. Die Tiere gehen eine Art lebenslange »Ehe« ein. Wenn sie zu zweit jagen, können zwei von drei Versuchen zum Erfolg führen. Diese Rate fällt auf eins zu fünf, wenn ein Schakal allein jagt.**

Der Schakal hat ein großes Repertoire an Heultönen. Sein charakteristisches an- und abschwellendes Wehklagen ist kilometerweit zu hören. Der Schakal heult bei Vollmond, an der gerissenen Beute und zusammen mit seiner Partnerin. Das gemeinsame Heulen kann als eine Art Verlobung angesehen werden ...

Anfangs fand er nichts außer den nüchternen Angaben über Gewicht und Größe. Er surfte halbherzig weiter und versuchte, sich ein Bild von dem Tier zu machen. Nach einer Stunde lehnte er sich zurück und dachte, er würde es gut sein lassen, doch seine Hände kehrten zur Tastatur zurück, und seine Finger bewegten sich wie von allein.

***Schakal*: Ein Wort, das aus dem Persischen stammt. Das Tier spielt in vielen orientalischen Mythen eine bedeutende Rolle. Der ägyptische Anubis – Gott der Totenriten – wurde als ein Mann mit dem Kopf eines Goldschakals dargestellt. Die Verbindung beruht möglicherweise auf der verbürgten Angewohnheit des**

Schakals, Beutetiere zu vergraben, sowie auf der unverbürgten Verhaltensweise, auf Friedhöfen nach Aas zu suchen.

Um die lenkende und schützende Hand des Anubis zu erreichen, mussten die Toten zunächst einer Reihe furchterregender Ungeheuer gegenübertreten. Diese Wesen – Eisenaugen, Eingeweidefresser, Funkelzahn und Knochenzermalmer – warteten am Eingang zur Unterwelt auf die jüngst verstorbenen Menschen. Um Anubis unversehrt zu erreichen, wurden die Toten angewiesen, *Ich bin rein, ich bin rein, ich bin rein, ich bin rein* zu skandieren.

Anubis führte die Seelen zu Osiris, dem Gott des Jenseits. Dort nahm der schakalköpfige Gott die Herzen der Verstorbenen entgegen und überwachte deren Abwägung. Indem er die Zunge von Osiris' Waage überprüfte, wog Anubis jedes Herz in der Kanope gegen eine Feder auf. Die von Betrug beschwerten Herzen wurden aufgefressen. Nur die leichtesten Herzen durften in die unendlichen Binsengefilde Aarus eingehen...

Der Aufpasser war eingeschlafen, sein Kopf war auf seine Stiefel gesunken. Der Platz draußen war menschenleer. Der Grillimbiss hatte geschlossen. Der Himmel floss über von Sternen. Der Kopf der Schlange und die Jagdhunde. Die Nördliche Krone. Der kniende Mann. Er schlug seinen Jackenkragen hoch und ging mit schnellen Schritten nach Hause. Die Außenbeleuchtung des Hotels war noch an. Er stahl sich durch die leere Lobby und hinauf in sein Einzelzimmer.

Über die leere Straße am Fluss, an der Abzweigung nach Therapie vorbei. Aufwärts in die östlichen Berge; der Delux

holperte über Schlaglöcher. Die Sonne kroch über einen Felsvorsprung, und dort bog Eberhard ab und fuhr langsam weiter durch wilden Salbei und Thymian. Vor einem Labyrinth von Wildblumen kam der Volvo zum Stillstand.

»Wo sind wir?«

»Nirgends. Die Bäume da sind Weiße Maulbeeren. Ich vermute, dass das mal eine Plantage war. Die Venezianer und die Osmanen hatten eine Vorliebe für Seide. Die Spartaner selbst werden hier natürlich gejagt haben. Die Jagd war ihnen wichtig. Fast so sakrosankt wie der Krieg. Jetzt wird das Land nur noch als Weide genutzt, wenn überhaupt.«

»Ich hab hier oben noch nie eine Menschenseele gesehen«, sagte Jason und schwang die Beine vom Rücksitz.

»Das ist Maxis-Land, wenn ich nicht irre, aber es steht zum Verkauf.«

»Wissen die, dass wir hier sind?«, fragte er, und Sauer lächelte ausschließlich mit den Augen.

»Ich hätte gedacht, du kannst das besser beantworten als ich. Jason, hilf ihm, ein Gewehr auszusuchen, ja?«

Er lehnte sich gegen die warme silberne Kühlerhaube, während Eberhard mit einer Schachtel Tontauben unter dem Arm davonstakte und ab und zu stehen blieb, um Steine aufzuklauben. Längs des Kamms, in der Nähe zweier windgebeugter Bäume, sah man eine Reihe kleiner Steinhaufen, keiner größer als ein Maulwurfshügel. Hinter ihm fummelte Jason im Auto herum, bis der Kofferraumdeckel aufsprang. Drinnen lagen fünf Holzkoffer.

»Das erste Mal, sagst du?«

Er nickte, und Jason trat zu ihm. Die Koffer waren keine Allerweltskisten – viel zu edel, um harmlos zu wirken. Sie waren aus Eichenholz und hatten Messingbeschläge, als seien sie für Beerdigungen im Kleinformat gedacht.

»Willkommen im Club. Für mich war es auch das erste Mal, als Eb und Max mit mir hier heraufgefahren sind.«

»Ich dachte, du bist der große Experte?«

»In Luton gibt's nicht so viele Waffen, um ehrlich zu sein. Aber ich lerne schnell. Angst?«

»Noch nicht.«

»Keine Sorge, du gewöhnst dich schon an die Dinger«, sagte er, öffnete einen der Koffer und hob das erste Gewehr heraus.

Ben hatte noch nie eine Feuerwaffe in der Hand gehabt. Hatte nie Gelegenheit dazu gehabt, nie den Wunsch danach verspürt.

Das Gewehr war erstaunlich schön. Er hatte auch früher schon schöne Waffen gesehen. Eine Sammlung japanischer Schwerter mit Bügeln aus oxidiertem Stahl, eingelegt mit Gottesanbeterinnen aus Elektron und Pflaumenblüten in Rosagold. Eine Damaszenerklinge mit einer Scheide aus Chagrinerleder. Keltische Knaufarbeiten. Hoplitens-Rüstungen.

Das Gewehr, das Jason in der Hand hielt, war eines dieser Dinge – ebenfalls erlesen. Es besaß magische Anziehungskraft. Seine Schönheit ergab sich aus seiner Funktion. Es war ebenso fein gearbeitet wie das klassische Auto neben ihnen. Von Weitem waren ihm Waffen immer als furchterregend erschienen, hässliche Gerätschaften, brutale Werkzeuge zur Schädigung anderer. Eberhards Gewehr war dies alles auch, aber es hatte trotzdem etwas Verlockendes. Verlockend gerade wegen dieser Eigenschaften.

Es hatte zwei parallele Läufe, so lang wie ein ausgestreckter Arm, an denen nichts angebracht war, weder ein Zielfernrohr noch ein Gurt. Als Zielvorrichtung genügte ein Metallzahn ganz vorn zwischen den beiden Läufen. Die schwarzen Rohre verdickten sich wie die Enden von Knochen, dort, wo sie am Brustkasten der Waffe angesetzt waren. Der Schaft

war aus dunklem, gemasertem Holz geschnitzt, die Maserung voller Wirbel und Wolken. Über dem Abzug, an den Wangen, waren zwei Vögel in Gold eingraviert. Zwei aufflatternde Fasane.

»Na, mach schon, nimm's in die Hand! Na also«, sagte Jason und grinste zufrieden, als bewunderte er einen neuen Anzug. »Du bist ein Naturtalent. Zum Schießen geboren.«

Er hob das Gewehr hoch, balancierte es aus. Visierte. Vielleicht war es eine optische Täuschung, aber die Maulbeeräume auf dem Kamm schienen näher gerückt zu sein. Eine Brise bewegte ihre kahlen weißen Geweihstangen. Eberhard stellte in ihrem Schatten Tontauben auf. Er trat von dem letzten Steinhäufen zurück und wischte sich die Hände ab.

Jason drückte Bens Gewehr herunter. »Sachte, Tiger.«

»Ist es geladen?«

»Damit musstest du jedenfalls rechnen.«

»Wie hat Eberhard die ins Land geschafft?«

»Gar nicht. Er hat sie aus Athen. Du hättest den Verkäufer sehen sollen. Dem lief der Schweiß nur so über sein grinsendes Gesicht. Hat eindeutig auf Provisionsbasis gearbeitet. Eb hat auch einen Jagdschein. Früher ist er immer mit seiner Familie hier gewesen. Aus Deutschland kann man mit dem Auto herfahren. Die machen ihr Geld mit Waffen, weißt du, Eb und seine Leute. El sagt, die schwimmen darin.«

»Die müssen ja einiges gekostet haben.«

»Fünf Mille pro Stück.«

»Na, alles klar?«, rief Eberhard, und als er sie erreicht hatte, fragte er: »Wonach fühlt sich das an, Ben?«

»Danach, dass ich mir in den Fuß schießen werde.«

»Da wärest du bestimmt nicht der Erste. Ganz ruhig. Schau. Das ist der Abzug, das ist die Sicherung. Damit wählst du den

aktiven Lauf. Mehr ist nicht dabei. Es ist kein kompliziertes Gerät. Sollen wir's mal probieren?»

Eberhard öffnete den Laufverschluss von Bens Gewehr und kippte die Läufe herunter. Jason brachte eine Schachtel Munition. Er legte zwei Patronen ein, drückte sie mit dem Daumen ganz hinein, klappte das Gewehr zusammen und legte an.

Die kleinen Steinhäufen mit der Sonne dahinter. In der Ferne Regensäulen. Er atmete tief ein, hielt die Luft an.

Einen Moment lang war rein gar nichts zu hören. Es war, als hätte sich die Welt vor ihm oder vor dem Ding in seinen Händen zurückgezogen. Oder umgekehrt, als hätte er sich in seinen Schädel zurückgezogen wie eine Schnecke in ihr Haus:

Und dann waren überall Geräusche. Er schmiegte seine Wange an die kalte Wange des Gewehrs und hörte das Wasser tief drunten. Der rissige Kalkstein des Flusses. Eine schwarze Biene brummte durch den Thymian, so schwer wie eine Gewehrkuugel. Vögel gurrten in den Maulbeerbäumen.

»Lass dir Zeit«, sagte Eberhard, und er schwenkte das Gewehr und feuerte zweimal.

Nur ein einziges Mal, als er noch klein war, hatte er seinen Vater in einer Schlägerei gesehen. Es war ein heißer Sommer, und die Menschenmenge in der Church Street brodelte und kochte zwischen den Marktständen. Sie waren alle da, sein Onkel Maurice, sein Vater, die Kinder und ihre Mutter, die mithalf. Onkel Maurice hatte ein lukratives Geschäft abgeschlossen: Von einem Mann in der Commercial Road hatte er einen größeren Posten Handventilatoren übernommen, und von einem Freund, der in seiner Schuld stand, eine Ladung Limonade. Am Morgen war er nach Smithfield gefahren, einen Block Eis holen, und den hatten sie in einer alten Zinkbadewanne zerstoßen und hundert Flaschen hineingelegt. Sie

verkauften die Ventilatoren für vierzig Pence, und für ein Pfund bekam man drei Ventilatoren und eine Flasche Limonade obendrauf, und solange die Sonne schien, rissen sich die Leute darum. Lolly, Coll, Ted und er standen um den glitzernden Vorrat in der Badewanne herum, öffneten Flaschen, tranken so viel, wie sie konnten, drehten schier durch von der Sonne und dem vielen Zucker und hatten ständig Bläschen von der Limonade auf der Zunge. Fanta und Lilt aus dicken kalten Gläsern mit Papierhalmen.

Sie schnipsten mit den durchweichenden Trinkhalmen Limonade in die Gegend, als Lolly Mr. Marinescu sah. Mr. Marinescu war der Eigentümer des Eiswagens, *Marinescu Erfrischungen (Eis, eisgekühlte Getränke, Achtung Kinder)*. Er stand jedes Wochenende vor Granada TV Rentals. Er sprach nicht gut Englisch, aber er war nett, hatte Lolly schon mal ein Eis am Stiel geschenkt, wegen ihres lustigen Namens. Jetzt schob er seinen Wagen durch die Menge. Mit seinen mächtigen runden Schultern hielt er Leute auf. In seiner dicken Hand hatte er den Eislöffel, wie ein ausgehöhltes silbernes Ei. Er sprach mit Onkel Maurice und ihrem Dad, sie nickten beide, und damit fing die Schlägerei an.

Onkel Maurice hob die Hand, wie es Kinder tun, die sich in der Schule melden (*Ich, Herr Lehrer, ich!*), und setzte sich hin, die Hand immer noch erhoben, verfehlte aber seinen Anglersitz und verschwand hinter der Badewanne. Darüber mussten sie lachen, und dann kam ihre Mum und brachte sie alle vier aus der Schusslinie. In der Eile stolperten sie über die Bordsteinkante, und als er zurückschaute, sah er den Eislöffel in Mr. Marinescus Hand, und das Silber war himbeerrot verschmiert.

In der Rückschau kam es ihm unwahrscheinlich vor, dass er seinen Vater nur dieses eine einzige Mal bei einer Schlägerei erlebt hatte. Er wusste, dass so etwas vorkam, dass sein

Vater manchmal mit Ted, ihrer Mutter oder anderen Männern handgreiflich wurde. Einmal hatte beim Abendessen das Telefon geläutet, und es war Sol Ullmann gewesen, der sich irgendwie mit dem Verkauf abgelaufener, herabgesetzter Schokolade über Wasser hielt. Er rief aus der Zelle vor seinem Laden an, in dem irgendwer – zwei Männer! Drei! – randalierten; und Bens Vater rannte aus dem Haus, und als Ben ihn beim Frühstück wiedersah, war er ausnahmsweise einmal ganz ruhig, freundlich, fast friedfertig; in der Küche roch es nach Jod und einem üppigen Frühstück, der Vater aß sein Rührei, und seine Fingerknöchel sahen aus wie rohe Hackfleischbröckchen.

Seine Mutter hatte ihn und die Geschwister damals weggebracht, und sie waren nicht die Einzigen, denen das passierte. Die Rauferei hatte ein Loch in die dicht gepackte Menschenmenge in der Church Street gerissen. Alle schrien, bis auf Bens Vater, und Mr. Marinescu regte sich über die eisgekühlten Limonaden auf. Er schwang seinen Eislöffel wie ein Messer oder ein Beweisstück. Sein Gesicht war so weiß geworden wie sein Hemd. Dann nickte Bens Vater, als sei er mit ihnen allen einer Meinung. Er ging auf Mr. Marinescu zu, die Hand beschwichtigend ausgestreckt, doch dann schlug er damit den Eislöffel beiseite, und die andere Hand tauchte aus dem Nichts auf wie eine aus dem Ärmel gezauberte Münze, er schlug Mr. Marinescu blitzschnell auf den Hals und ins Gesicht, ein-, zwei-, dreimal – viermal –, und der Eisverkäufer ging zu Boden, und der heiße Asphalt schwärzte seine Knie, und als Bens Vater sich zurückzog, johlte die Menge vor Begeisterung und irgendjemand machte *Ahh*, als handelte es sich um eine phantastische Vorstellung. Ein Jongleur, ein Zauberer, eine menschliche Kanonenkugel.

Er war nie so stolz auf seinen Vater gewesen wie in diesem Moment. Er hatte sich das Gefühl tagelang bewahrt, es gehätschelt und mit sich herumgetragen.

Jetzt spürte er es erneut. Das Gewehr im Kofferraum und dazu die beiden Vögel, Türkentauben, sagte Eberhard, wunderschöne Tiere, im Tod genauso schön wie im Leben, ihre grauen und rosa Porzellantöne und das blasse Blut in Zeitungspapier und Plastiktüten verpackt. Jason und Eberhard lächelten, während sie den Berg hinabfuhren, stritten sich darüber, wie die Vögel zubereitet werden sollten, sprachen über ihn, über seinen Kopf hinweg; offenbar waren sie beide stolz auf ihn, freuten sich mit ihm und für ihn. Und die Erinnerung an den Kitzel, die Erregung, den Rausch war noch genauso frisch wie das Blut und der Geruch des Gewehrs.

Er stand auf, um das Licht anzumachen.

»Nein, nicht.«

»Damit du siehst, was du tust.«

»Ich kann auch so sehen, was ich tue.«

»Und, was tust du?«

Sie suchte hier und da Sachen zusammen, ging aus dem Bad ins Schlafzimmer, vom Schrank zum Bett. Ihr Haar fiel auf eine Seite wie ein Schatten, während sie seine Kleider, seine Bücher sortierte, den Laptop auf dem Schreibtisch musterte, den Rasierer auf dem Bord aus schwarzem Glas betrachtete. Es war Abend, und das Tageslicht war längst erloschen.

»Natsuko?«, sagte er, und sie hielt in ihrem Kreisen inne und schaute auf ihn hinab, als sei sie überrascht, ihn hier sitzen zu sehen, auf seinem ungemachten Bett. »Was suchst du denn?«

Sie zog die Schultern hoch und ließ sie wieder fallen. »Du solltest dich nicht rasieren.«

»Warum nicht?«

»Weil du dich schneidest.«

»Ach ja?«

»Hier«, sagte sie, trat zu ihm, streckte die Hand aus und berührte seinen Hals, auf der einen Seite unter dem Ohr, und als er die kleine Stelle mit verkrustetem Blut dort spürte, hob er die Hand und hielt ihre fest.

»Der Ring ist in meiner Jacke. Falls du den suchst.«

»Nein«, sagte sie und trat zurück. »Du hast keine Fotos von ihr.« Von ihnen, dachte er, doch er sagte: »Hab nie eingesehen, wozu das gut sein soll.«

»Wieso?«

»Ich erinnere mich auch so an die beiden. Ich brauche keine Stützen.«

»Fehlen sie dir?«

»Jeden Tag.«

»Es muss schön sein. Ein Kind zu haben.«

»Ja.«

»Junge oder Mädchen?«

»Mädchen. Wie hat's dich hierher verschlagen, Natsuko?«

»Max.«

»War er ein Freund von dir?«

Sie machte sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. Sie war wieder an seinem Schreibtisch, blätterte seine Aufzeichnungen für die Doktorarbeit durch (oder was jetzt daraus geworden war), offenbar darin vertieft, doch dann klappte sie das Notizbuch zu und driftete zum Fenster. Er sah zu, wie sie die Läden öffnete und hinausschaute, und dachte, wie verschieden sie sein konnte. Manchmal die boshafte Petze, dann wieder dieses stille, spiegeläugige Geschöpf. Unerreichbar.

»Natsuko?«

»Max hat keine Freunde. Vielleicht ist Eberhard sein Freund. Eberhard ist ein sehr bewundernswerter Mensch.«

»Du, sag mal, darf ich dich was fragen? Als ich angekommen bin und keine Nachricht für mich da war ... hast du das absichtlich gemacht?«

»Ja.«

»Warum?«

»Wir wollten dich nicht hierhaben.«

»Aber, wieso ...«

»Da haben wir dich noch nicht gekannt.«

»Aha.« Er stand auf, rieb sich die Hände an den Jeans.

»Möchtest du Tee?«

»Noch nicht. Was bedeutet dein Name?«

»Nichts.«

»Alle Namen bedeuten etwas.«

»Ben ist einfach nur Ben. Jedenfalls weiß ich nicht, was der Name bedeutet. Mercer bedeutet so viel wie Kaufmann, wenn du's unbedingt wissen willst. Tatsächlich ist das ein treffender Name für uns. Wir haben immer irgendwas verkauft. Meistens von einem Laster herunter.«

»Und was verkaufst du, Ben Mercer?«

»Was darf 's denn sein?«

»Mein Name bedeutet ›Süßer kleiner Sommer‹. Du kannst von hier aus den Pool sehen.«

»Jeden Morgen.«

Sie drehte sich um, als er sich ihr von hinten näherte. Einen Moment lang dachte er, sie würde in seine Arme kommen, doch sie lächelte nur und streckte erneut die Hand aus, diesmal gegen seine Brust. Sie stieß ihn nicht weg, sondern spreizte die Finger auf seiner Brust, wie um zu sagen, er solle noch ein wenig warten, oder als ob sie ihn vermessen wollte.

X

Aufzeichnungen für eine Doktorarbeit

Montag, 15.: heute keine Maxis-Brüder. Der Cousin wird in Athen aufgehalten, und die Oliven müssen geerntet werden. Die Oliven zu ernten (sagen die Griechen) ist wichtiger, als Krieg zu führen.

Kreuzwort kam persönlich mit meinem Weckruf und Chrystos' Entschuldigung. Für schlechte Nachrichten braucht man den Zimmerservice. Sie hatte ihre Augen überall, zwei graue Mäuse, die noch hinter den kleinsten Fitzelchen Unglück herhuschten.

Eberhard hat mich hinaufgefahren. Ich ging zu ihm, und es war noch Zeit. Wir redeten über nichts Besonderes. Wahlen und Politik. Fast wie Freunde.

Er hat gute Bücher. Ich habe das gefunden:

Alle Henker sind von derselben Familie.

Und musste an das denken:

Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Weise.

Alle Extremismen sind einander ebenfalls ähnlich. Heißt das, dass alle Extremisten glücklich sind?

Sparta mit seiner Verschwiegenheit, seiner vollkommenen, prähistorischen Kraft, seiner arroganten Brutalität, seinen zahllosen Göttern, seinen jungen Männern, die nachts auf die

Straßen gehen, um *die Stärksten und die Tüchtigsten zu erschlagen*, seinen Müttern, die sich von greinenden, dem Untergang geweihten Wickelkindern abwandten, seiner reptilienhaften tödlichen Schlauheit –

Welcher Art ist der Extremismus Spartas? Was ist das spartanische Muster? In der Sprache unseres Zeitalters ist es Links, Rechts, Ost und West. Es ist ein Zusammentreffen aller Grade und Kompasspunkte. Es hallt nicht wider, weil es seltsam ist, sondern weil es seltsam vertraut ist und bleibt. Der gute Extremist denkt, er geht rückwärts, gegen die Gewohnheit der Welt. Er schätzt sich glücklich, weil andere unglücklich sind, und weil er anders ist als andere, muss es so sein. Doch seine Logik ist falsch, und im Übrigen ist er gar nicht anders als andere. Er ist all denen verwandt, die sich selbst über die Grenze hinausgetrieben haben, wo der Zeiger auf null zurückspringt. Alle Extremisten sind gleich, und in Sparta sind sie alle bereits vorgebildet.

Ich nenne das hier weiterhin meine Aufzeichnungen. Ich weiß nicht, was für eine Doktorarbeit ich jetzt aus ihnen zusammenbasteln könnte. Ich habe die Sache verpfuscht: Wozu weitermachen? Ich habe mein Ziel aus den Augen verloren. Ich habe keine These. Ich habe die grundlegendsten Fakten falsch interpretiert. Wie kann ich überhaupt weiterschreiben, wenn ich selbst nicht verstehe, was ich geschrieben habe.

Die Spartaner hatten kaum Zeit, sich mit Außenseitern abzugeben. Sie waren sparsam mit ihrem Respekt. Selbst wenn sie die Hände in Freundschaft ausstreckten, knauserten sie mit ihrem Vertrauen. Sie misstraute sogar denjenigen ihrer eigenen Leute, die ihrer Stellung wegen ins Ausland mussten. Allzu oft lernten und vergaßen ihre Emissäre zu viel. Je weiter Spartas Macht reichte, desto öfter kamen seine heimgekehrten

Könige und Admiräle mit der alten Strenge nicht mehr zurecht. Man bemerkte an ihnen degenerierte Gewohnheiten. Sie verlangten nach köstlichen Speisen und bevorzugten feine Kleider. Sie mieden die Gesellschaft von Menschen ihresgleichen und dünkten sich über sie erhaben. Es zeigte sich, dass sie sich im Besitz athenischen Silbers und persischen Goldes befanden. Indem sie pflichtgemäß in die unglückliche Welt hinausgingen, hatten sie sich vom Unglück anstecken lassen. Am Ende wurden sie wieder vertrieben oder getötet, eingemauert in die Heiligtümer, in denen sie Zuflucht suchten, und an der Schwelle zum Tod brachte man ihre Körper wieder ins Freie, um den Göttern den Anblick ihres Zerfalls zu ersparen.

Fürchteten die Spartaner die Außenwelt? Hüteten sie sich vor ihren Schakalen und Wölfen? Ihre unbefestigten Städte proklamierten Furchtlosigkeit. Die Spartaner glaubten an sich selbst bis zu dem Tag, an dem sie vernichtet wurden. Und dennoch sind ihre Glaubensvorstellungen – ihre Götter – voll aufblitzender Schrecken. Wenn es nicht die Außenwelt war, die sie fürchteten, was war es dann, wenn nicht sie selbst?

Ihr längster und grausamster Krieg blieb ihren Feinden im Inneren vorbehalten. Die Römer und die Athener schrieben von der Krypteia. Wenig ist erhalten, und nichts ist gewiss. Wie so oft, wenn es um Sparta geht, ist nichts ausgegraben worden, was auch nur ein wenig Licht werfen könnte auf die von anderen verbreiteten Gerüchte. Die Geheimnisse sind immer noch tief vergraben, falls sie überhaupt jemals begraben wurden.

Krypteia steht für *Das Geheime, Die Zeit des Verborgenseins* oder *Die Verborgenen*. Sie war eine Enklave und ein Dienst. Krypteia, das waren die jungen Männer, die den Dienst auf sich nahmen, und ihre Taten.

Von Zeit zu Zeit schickten die Oberen die gewandtesten jungen Leute überall aufs Land hinaus, versehen mit Schwertern und den notwendigen Nahrungsmitteln. Am Tage verstreuten sie sich, hielten sich an schwer auffindbaren Orten verborgen und ruhten aus. Doch bei Nacht gingen sie auf die Straßen und töteten jeden Heloten, dessen sie habhaft wurden. Oft auch gingen sie über die Felder und erschlugen die stärksten und tüchtigsten von ihnen.

Die gewandtesten:

Die Verborgenen wurden nicht nach ihrer Tüchtigkeit als Krieger, sondern nach ihrer Schlaueit und Umsicht ausgewählt. Nach ihren geistigen Fähigkeiten. Darin kommt das Wesen der Krypteia zum Ausdruck, die keine kriegerische Einheit war, es sei denn im äußersten Fall, sondern vor allem ein Instrument der Überlistung und des Schreckens.

Die Spartaner waren nicht die einzigen Griechen, die List und Tücke bewunderten. Odysseus, der schmierigste aller Könige, wird von Homers Achilles zutiefst verachtet – *Denn verhasst ist mir der Mann, der das eine verbirgt im Sinn und anderes ausspricht* –, aber Helden sind trotzdem beide. Doch der tapfere Held stirbt, der schlaue bleibt am Leben.

Die jungen Leute:

Paidiskos, knabenhaft; junge Männer von neunzehn Jahren, zwischen Jünglings- und Mannesalter.

Die notwendigen Nahrungsmittel:

Was aßen die Verborgenen? Die Jagd hatte für die Spartaner rituelle Bedeutung, doch die Verborgenen hätten nicht nach Belieben jagen können. Und sie hätten auch kein offenes

Feuer machen können. Sie mussten im Verborgenen bleiben. Wie lange sie Dienst taten, ist nicht bekannt, aber möglicherweise war es ein ganzes Jahr. Das Tal hier ist üppig, aber im Hochland hätten sie nur wenig Essbares gefunden. Zwiebeln und Kastanien, Walnüsse und Schnecken. Hyazinthen und Granatäpfel.

Die Felder der Heloten waren da schon vielversprechender. Diebstahl – wenn er gelang – wurde in Sparta bewundert. Es gibt eine Geschichte von einem spartanischen Jungen, der einen Fuchs stahl, ihn unter seinem Gewand verbarg und lieber an den Wunden starb, die das Tier ihm zufügte, als die Schande des Versagens auf sich zu nehmen (und das hat sich, weitergetragen von der unergründlichen Stillen Post, zu einer merkwürdigen Parabel entwickelt, obwohl Apollodoros den Fuchs als ein Symbol von Messene darstellt, der seit Langem zerstörten Stadt der Heloten, an deren Leben Sparta den größten Diebstahl beging und die mit ihrer großen Zahl eine Armee in seinem Rücken bildeten).

Diebstahl wurde bewundert, desgleichen die Eigenschaften von Aasfressern und Raubtieren. Aristoteles verurteilte die Spartaner dafür, dass sie Männer wie Wölfe erzogen. Xenophon berichtet von einer spartanischen Drohung – der, einen Feind roh zu verspeisen –, die den Verzehr unverfeinerten Fleisches mit kriegerischer Wildheit gleichsetzt. Beherrschte Wildheit war eine Eigenschaft, die die Spartaner bewunderten: Ares Thereitas war nicht der Gott eines Volkes, das kaltblütig kämpfte. Ich glaube, die Knaben-Männer der Krypteia stahlen, was sie brauchten, und aßen, wie Tiere essen.

Schwer auffindbare Orte:

Wo ruhten die Verborgenen? Die Winter sind schrecklich hier, und alle Jahreszeiten unberechenbar. Jason sagte, es gibt Höhlen in den Bergen. In ihnen hätten früher Menschen ge-

wohnt, vor Zehntausenden von Jahren. In den Berghöhlen hätte ein Verborgener sowohl Versteck als auch Schutz gefunden.

Doch bei Nacht gingen sie auf die Straßen:

Die Ländereien Spartas umfassten drei größere höher gelegene Gebiete: die Gebirgszüge Aigaleon, Taygetos und Parnon. Da die Verborgenen sich bei Tage im Hochland aufhielten, kann man annehmen, dass sie zeitweise diese Gebirge besetzten. Von dieser Warte aus konnten sie nicht nur fremde Eindringlinge frühzeitig entdecken, sondern auch die Bewohner des Reiches gut im Auge behalten.

Die Nachtarbeit diente mehreren Zwecken. Zum Schutz gegen ihre gewaltige zahlenmäßige Übermacht wurde den Heloten eine nächtliche Ausgehsperrung auferlegt. Eine solche Maßnahme hätten die wenigen Spartaner nicht durchsetzen können, hätte es die Krypteia nicht gegeben. Ohne die Angst vor den Verborgenen hätten sich die Heloten einer solchen Beschränkung niemals unterworfen.

Das Ausgehverbot war durchaus sinnvoll. Wenn spartanische Heere in die Fremde zogen, ließen sie ihre Heimat im Schutz der Dunkelheit zurück. Die Verteidigung des Staates hing davon ab, dass die helotische Bevölkerung nie wusste, welche Streitmacht noch als Bollwerk gegen ihre zahlenmäßige Übermacht zurückblieb.

Wie sahen die Heloten die Verborgenen? Sie müssen von ihnen gewusst haben. Sie mussten von ihnen wissen, durften aber nie zu viel wissen. Nichts ist so furchterregend wie das Unbekannte.

Sie waren keine gebildeten Menschen. Dreizehn Generationen lang lebten sie ohne formale Schulbildung. Die Verborgenen müssen ihnen als übernatürlich erschienen sein. Ungeheuer im Dunkeln. Als Warnung für diejenigen, die da-

ran dachten, zu weit zu wandern oder zu viel wissen zu wollen. Was hat das Lamm getötet, das gestern Abend von der Herde abirrte? Was bewegt sich dort in den Bäumen? Sprich den Namen nicht aus. Sprich nicht davon. Komm zurück, Liebster, komm wieder ins Haus.

Die stärksten und tüchtigsten von ihnen:

Die Tötungen selbst hatten drei Funktionen. Erstens erzeugten sie Angst; aber Sparta betrieb auch Eugenik unter seinen eigenen Bürgern, und seine Verborgenen sahen sicher auch ein eugenisches Element in ihrem Tun. Zweitens wurde also die Tötung eines starken, tüchtigen Heloten sicher als die Ausmerzung potenzieller Aufrührer gesehen. Und drittens als Mittel zur Schwächung der Helotenrasse insgesamt.

Die Verborgenen mussten auch dafür prädestiniert gewesen sein, die Aussetzung spartanischer Neugeborener zu übernehmen. Das Aussetzen missgebildeter Kinder war zwar in ganz Griechenland verbreitet, doch in Sparta wurde diese Praktik von Staats wegen überwacht und penibel durchgeführt. Ob ein Kind als Monster (*teras*) anzusehen war, entschied nicht der Vater, sondern der Ältestenrat. Das Aussetzen wurde auch als *das Verbergen* bezeichnet. Die Verborgenen waren noch nicht im heiratsfähigen Alter: Sie hatten noch keine eigenen Erfahrungen mit der Vaterschaft, und dass die Neugeborenen in den höheren Regionen des Taygetos oder des Parnon ausgesetzt wurden, lässt ebenfalls vermuten, dass die Verborgenen mit dieser Aufgabe betraut waren.

... Was bedeutete es, dass die Heloten Menschen waren? Aristoteles beschreibt, wie Sparta zu Beginn jedes neuen Jahres seinen Gefangenen den Krieg erklärte. Diese Erklärung war eben deshalb notwendig, weil die menschliche Natur der Heloten anerkannt wurde. Im Krieg zu töten war kein Ver-

brechen; das bedeutet aber natürlich nicht, dass solches Töten keine Konsequenzen hatte. Dass der Soldat kein Verbrechen begeht, bedeutet nicht, dass er unschuldig ist. Dass das Gesetz ihm Pardon gewährt, bedeutet nicht, dass er straflos davorkommt.

Die Verborgenen arbeiteten nicht allein. Die Terrorisierung nahm viele Formen an. Es gehörte zur Erziehung eines spartanischen Kindes, zuzusehen, wie ein Helot erniedrigt wurde, indem man ihn zwang, unvermischten Wein zu trinken. Zur Zeit des Niedergangs von Sparta mussten die Heloten Mützen aus Tierhäuten als Erkennungszeichen tragen. Zu anderen Zeiten steigerte sich die Unterdrückung zur Ausrottung. Thukydides berichtet von der Ermordung von zweitausend Heloten, die auf einen spartanischen Ruf zu den Waffen reagiert hatten. Die Episode findet sich auch bei Plutarch:

... dass diejenigen Heloten, die wegen ihrer Tapferkeit von den Spartanern ausgewählt worden waren, sich hätten bekränzen dürfen als freie Leute und rings die Tempel der Götter aufgesucht hätten, wenig später aber alle verschwunden wären, mehr als zweitausend, ohne dass weder sogleich noch später jemand sagen konnte, auf welche Weise sie eigentlich umgekommen wären.

XI

Ballerspiele

Nach und nach wurden die Nächte wärmer. Eine Woche lang schlief er schlecht, bei aufgerissenen Fenstern, immer wieder lag er stundenlang wach, horchte auf die Geräusche der Stadt – ein schlafloser Vogel, der in seinem Käfig im vierten Stock kreischte; ein Kommen und Gehen von Musik; ein Wolfsrudel von Nachtschwärmern – und schlief dann mit archäologischer Langsamkeit wieder ein, wobei er nicht zwischen zwei deutlich getrennten Zuständen wechselte, sondern durch komplizierte Schichten von Bewusstsein, Unterbewusstsein und Unbewusstem abstieg.

Emine verschwand allmählich, erst aus seinen Gedanken, dann auch aus seinen Träumen. Ein ganzer Tag konnte vergehen, und während er wach lag, fiel ihm plötzlich siedend heiß ein, dass er nicht an sie gedacht hatte. Er fragte sich, ob es das war, was er im Sinn gehabt hatte, als er alles hinter sich ließ, diese rettende Gedächtnisminderung. Doch manchmal erschien es ihm dann nicht als Rettung, sondern als ein Losreißen.

Er fragte sich, ob selbst Nessie ihm mit der Zeit immer weniger bedeuten würde.

Montag übernachtete er bei Jason. An dem Morgen hatte er

bei der Arbeit den anderen von dem Grillimbiss erzählt und dabei ein bisschen übertrieben, um sie zum Lachen zu bringen, aber Eleschen war begeistert gewesen und hatte alle angebettelt, sie sollten mit ihr zum Abendessen und Cocktailtrinken hingehen, und am Schluss hatte sich sogar Eberhard breitschlagen lassen. Sie waren heimgefahren, um sich umzuziehen, hatten sich in dem Lokal getroffen und dann in dem Chaos aus Rauch und Spiegeln gegessen, während Faith No More in ihren Knochen vibrierte. Natsuko hatte Grashoppers getrunken, die ihre Zunge eidechsengrün färbten, Eberhard stritt sich mit dem Cocktailkellner darüber, welcher Zucker in Absinth Drip gehörte, Max tanzte mit sich selbst – er musste lachen, wie ungraziös er war – und dann mit den pandaäugigen Grufti-Girls, die Ben schon beim ersten Mal in dem Lokal gesehen hatte. Als Eleschen von zwei Militärstudenten zu einer Namenstagsparty eingeladen wurde, liefen die fünf hinter ihr und den Studenten her zu einer Wohnung am Westende der Thermopylon-Straße. Er war schon bald betrunken genug gewesen, um sich Hoffnungen zu machen, dass Natsuko mit ihm mitkommen würde, aber die Mädchen gingen zusammen weg, Hand in Hand um Punkt drei, und Jasons Wohnung lag um die Ecke; außerdem hatte er Zigaretten da.

Er schlief eine Stunde und wachte auf, als der Morgen graute. Er war verkatert, aber nicht mehr betrunken. Sein Kopf war so klar, als hätte er ausgeschlafen. Er schlängelte sich in dem Schlachtfeld der Einzimmerwohnung zur Küche durch, drehte den Wasserhahn auf, hielt seinen Kopf darunter und trank, bis ihm der Kopf vor Kälte summt. Müdigkeit überfiel ihn, noch während er da stand, er zog sich zur Couch zurück und legte sich wieder hin, auf die Seite, und sah zu, wie die Fenster hell wurden. Jason schlief noch. Im ganzen Zimmer und in seinem Bett stand so viel Geschirr herum, dass es aussah, als läge er in der Küchenspüle.

Er wachte von einer technischen Kakophonie wieder auf. Der Computer stand in der Ecke, und die übertakteten Lüfter brummen zur Begleitung eines sich selbst überlassenen Ballespiels. Der Radiowecker und der Fernseher liefen, und Jason rasierte sich am Küchenschrank; er summt vor sich hin, tanzt, entblößte seinen Hals, schabte sich ohne hinzusehen, stutzte seinen Spitzbart mit einem Elektrorasierer und trank den von der Nacht übrig gebliebenen letzten Rest Kaffee aus einem ungewaschenen Weinglas. Hinter ihm beschwor ein Wetteransager die Sonne, während im Radio ein Sänger dem lange verlorenen Byzanz nachtrauerte.

*Stadt Gottes, Stadt des Lichts,
Konstantinopel, wie der Phönix
wird es auferstehn, auferstehn!*

Er rülpste und schmeckte den Champagner vom Abend sauer an seinen Zähnen. Irgendetwas stimmte nicht mit dem Wetteransager. Er versuchte immer noch herauszubekommen, was, als Jason angetänzelt kam und sich vor ihm aufbaute.

»Ach, du bist es.«

»Natürlich, wer denn sonst?«

»Ich meine, du bist ja schon auf. Ich hab nicht gedacht, dass du es schaffst. Kaffee?«

»Nein.«

»Sicher? Kalt ist er am besten. Wie Rache und Pizza. Was Schönes geträumt?«

»Weiß ich nicht mehr ... Wie spät ist es?«

»Zu früh, um darüber nachzudenken. Was mich betrifft, ich hab ja auf Eleschen gehofft, aber dann hab ich nur von der Zeit geträumt, als ich im Tiefenrausch war. Ich hab eine Zeit lang Unterwasserarchäologie gemacht, aber danach hab ich nicht mehr den Nerv dafür gehabt. Tiefenrausch kriegt man

von dem Nitrox. Bei einem seriösen Projekt nimmt man zum Tieftauchen Heliummischung, aber das war nicht so ganz seriös. Die haben sich zwar als Archäologen bezeichnet, die Fundstücke aber an Sammler in Tunis verscherbelt. Sag aber der Stanton nicht, dass ich's dir erzählt hab, okay? Bei fünfzehn Metern fängt es also so langsam an mit dem Tiefenrausch, und bei dreißig Metern fühlt man sich, als hätte man ein paar doppelte Wodka gekippt. Ich war doppelt so tief, und da drunten war es finster. Ich war vollkommen hinüber. Ich wusste nicht mehr, wo oben und unten war. Ich dachte, ich würde mich in die Schläuche erbrechen. Ich hätte meinen Tauchgurt abmachen können, aber ich hatte Angst, ich würde zu schnell hochkommen. Ich hab mal gesehen, wie das einer gemacht hat, und dem ist das Blut aus den Ohren gelaufen. Ich hatte Glück, dass die mich gefunden haben. Jedenfalls hatte ich von da an genug davon, das war mein letzter Tauchgang ... Und, was ist mit dir?«

»Na, was wohl?«

»Oh, der neue dünnhäutige verkaterte Ben. So gefälltst du mir besser.«

Spät dran, dachte er: Das war es, was mit dem Wetteransager nicht stimmte. Er hätte längst gewaschen und angezogen sein müssen.

»Wo ist meine Uhr?«

»Woher soll ich das wissen? Aber immer mit der Ruhe, wir haben noch... zehn Minuten. Shit. Natsuko ist immer superpünktlich. Aber das Bad gehört dir. *Mea culpa* schon mal vorweg. Komm schon, Kopf hoch, trink einen Kaffee. Schau, da ist eine saubere Tasse. Zieh dich an, ich wärm ihn dir auf.«

Er fand seine Uhr in seinen Schuhen und streifte sie über. Er hatte von Natsuko geträumt, fiel ihm ein, obwohl er sich nur an ihr Gesicht erinnern konnte, sonst nichts. Die Pocken-

narbe an ihrer Schläfe. Ihre rehdunklen Augen, manchmal scheu, manchmal wild.

»Meinst du, die Menschen entwickeln sich zu dem, wonach sie aussehen?«

Aus dem Radio plärrte immer noch Musik. Im ersten Moment dachte er, Jason hätte ihn nicht gehört. Dann: »Nicht in der Art, an die du denkst.«

»Woran denke ich denn?«

»Du denkst an Eleschen, du Ferkel. Oder vielleicht nicht?«

»Nein. Und wenn, dann schon gar nicht so.«

»Lügner. Du bist genauso schlimm wie ich. Mit Eleschen ist es immer so. Wozu hat sich dann deine Frau entwickelt?«

»Wir haben uns einfach auseinanderentwickelt.«

»Mir kommen die Tränen. Hast du ein Foto von ihr?«

»Nein.«

»Eb hat gesagt, dass du das sagen würdest.«

»Was? Was hat er sonst noch gesagt?«

»Dass du dir nicht in die Karten schauen lässt. Was bei ihm als Kompliment zu verstehen ist, glaub mir, er mag ruhige Typen. Und dass du von deiner Gelehrsamkeit nicht viel Aufhebens machst, deine Sorgen aber wie Ketten trägst. Was immer das heißen soll. Aber ich weiß, womit du in Schwierigkeiten kommen könntest, merk dir das.«

»Nämlich womit?«

»Du bist leichtgläubig. Das weißt du auch. Und du bist ein klassischer Nympholeptiker.«

»Was ist das?«

»Von Nympholepsie: leidenschaftliches Verlangen nach dem Unerreichbaren.«

»Passt eher zu dir.«

»Nein, ich bin realistisch in meinen Leidenschaften. Hoppla!«

»Was ist?«

»Nicht wieder einschlafen. Red mit mir.«

»Nur, wenn du dann aufhörst.«

»Nichts da. Aber woher kommst du dann? Ich könnte wetten, aus Hampstead. Primrose Hill.«

»Cricklewood«, sagte er, und Jason knipste den Rasierer aus und lachte glucksend. »Was gibt's da zu lachen?«

»Nichts. Ich hatte dich bloß falsch einsortiert. Weil du in Oxford Eberhard gekannt hast, dachte ich, du müsstest ...«

»Nein, eigentlich nicht.« Er rappelte sich wieder hoch und schüttelte die Bettdecken aus, weil er sein Hemd suchte. »Ich hab dir doch von meiner Familie erzählt.«

»Das hat nichts zu sagen. Händler auf dem Markt sind heutzutage keine armen Leute mehr. Es kann einer Joghurt verkaufen und ein Nabob sein. Außerdem muss es ja nicht wahr sein. Die Leute erzählen die seltsamsten Sachen, wenn sie weit weg von zu Hause sind. Bei Fremden können sie sein, was immer sie wollen. Nicht dass wir uns noch fremd wären. Trotzdem, Eberhard auf Du und Du mit *hoi polloi*, ich weiß nicht. Ich hab am Anfang gedacht, du wärst einer von diesen Jungs von einer Privatschule und hättest halt den nach wie vor schicken Cockney-Akzent drauf.«

Er trat mit den Schuhen in der Hand ans Fenster, entriegelte es und füllte seine Lunge mit Kiefernduft und Holzrauch. Auf dem Fensterbrett stand ein Blumentopf mit vier die Sonne anbetenden Marihuana-Pflänzchen. Der Himmel über den Bergen war klar, die letzten Sterne noch strahlend hell. Der Tag fing gut an.

Auf der Thermopylon-Straße war ein Polizeiauto rechts rangefahren. Der Fahrer beugte sich zu einer alten Zigeunerin in einem Schaffellmantel hinaus. Sie wandte sich von ihm ab, versuchte, sich um den Wagen herumzudrücken. Ihr Gesicht war vor Angst oder Wut verzerrt.

»Herrlich draußen, oder? Ich liebe dieses Land. Du nicht?«

»Doch.«

»Das beste Land der Welt. Die Wiege der Zivilisation.«

»Komm mal her, das musst du dir anschauen.«

»Tu ich doch schon. Wen würdest du zuerst erschießen?«

Er drehte sich um. Jason hatte ein Auge zugekniffen, seine Hand krümmte sich um einen Revolver, die beiden Finger des Laufs ruhten leicht auf Bens Schulter.

»Nimm das Ding weg.«

»Nein, im Ernst. Wenn du die Gelegenheit hättest? Die Zigeunerin oder den Polizisten?«

Er schaute wieder aus dem Fenster. »Oder dich.«

Jason tätschelte ihn. Seine Stimme entfernte sich. »Ich mag dein laterales Denken. Allerdings löst es keinerlei Probleme.«

»Doch, nämlich dann, wenn es dich am Reden hindert. Was denn für Probleme?«

»Die Sorgen und Nöte der Griechen. Das ist ein einziges Durcheinander da draußen.«

»Ich sehe keinen, der dich um Hilfe bittet.«

»Das liegt bloß daran, dass sie so stolz sind. Das ganze Land geht vor die Hunde. Irgendjemand muss da Ordnung reinbringen. «

»Indem er Zigeuner erschießt.«

»Nee, die sind okay, ich hab doch nur geblödel. Jedenfalls würden die auf meiner Liste nicht ganz oben stehen.«

»Die Glückspilze.«

»Ich würde aber Ordnung reinbringen, wenn ich die Zeit und das Hirn dafür hätte. Da solltest du auch drüber nachdenken. Man muss was tun, um die Dinge am Laufen zu halten. Es ist Drecksarbeit, aber irgendjemand muss sie machen. Du solltest mit Max darüber reden, er ist der Mann mit den Ideen. Wenn ich mal alt bin, ziehe ich hierher, weißt du. Ich suche mir ein kleines Grundstück, mit einem Haus und ein paar Öl-

bäumen. Vielleicht die eine oder andere Ziege. Ziegen machen nicht so viel Arbeit.«

»Da hast du aber neulich ganz anders geredet. Du hast Sparta ein Dreckloch genannt.«

»Man wird doch noch mal lügen dürfen, oder? Das war vor einer Ewigkeit. Da hab ich noch nicht gewusst, ob ich dich leiden kann. Sparta ist nicht für jeden was. Für dich und mich: nicht für sie und ihn. Jetzt mach schon, zieh dir die Schuhe an.«

»Bin doch schon dabei.«

»Braves Bübchen – hier«, sagte Jason und reichte ihm den Kaffee, heiß und schwarz und unglaublich gut. »Trink, du siehst aus, als könntest du ihn gebrauchen. Hoffentlich kommst du bis heute Abend wieder auf die Beine.«

»Was ist denn heute Abend?«, fragte er, und der Wetteransager lächelte und verschwand in einen Äther von Werbe-spots, während sich Jason neben ihn gegen das Fenster lehnte.

»Heute Abend«, sagte er, »gehen wir auf die Jagd.«

An dem Morgen kamen die Ziegen herab. Es waren hübsche Geschöpfe, freundlich und lammfromm, neugierig wie Touristen, und ihre vertrauten Glöckchen läuteten, während sie zwischen den Gruben hin und her liefen und klagend ihre Stimmen erhoben, als Chrystos sie von den Hütten vertrieb und sie wieder den Berg hinaufscheuchte.

Er erinnerte sich an das eine Mal, als er wilde Ziegenböcke gesehen hatte. Das war auf Ithaka gewesen, er selbst war noch ein Kind. Sie waren durch die Berge gefahren, als sich plötzlich die Bäume über ihnen aufgetan hatten. Zwei Minotauren waren krachend die steile Böschung auf die Straße herabgekommen. Sein Vater hatte geflucht und mit voller Kraft gebremst, aber die Böcke hatten keine Notiz von ihnen genommen. Der Wagen und seine blassen Insassen waren für sie nur

Gespenster. Nichts war ihnen wichtig gewesen außer sie selbst.

Ben hatte sie als massige Tiere in Erinnerung, so groß wie Pferde oder Stiere. Ihr Fell hing in dicken Vorhängen in piss-gelbem Weiß, dreckigem Schwarz und Rostrot an ihnen herab. Der eine war wieder den Abhang hinaufgestiegen, während der andere sich noch mühsam aufrappelte; und dann waren sie aufeinander losgegangen, und der Zusammenprall ihrer Hörner hatte geklungen wie splitternde Baumstämme. Zehn-, zwölfmal waren sie zusammengekracht, hatten sich verhakt und miteinander gerungen, und während die Mercers im Auto saßen und zuschauten, die Fenster aus Angst alle hochgekurbelt, hatte sich der Geruch der Tiere trotzdem im Wageninneren ausgebreitet wie Gas, unausweichlich, unmissverständlich in seiner Intensität und auch in seiner Doppelbedeutung so klar wie eine im Zorn erhobene Stimme. Der beißende, bestialische Bocksgestank. Die erhabene Größe ihrer Gewalttätigkeit.

Vier von ihnen arbeiteten bei der Osthalde, wo Eberhard auf einen Schatz von Austernschalen und die in tausend Scherben zerborstenen Überreste zahlloser Vorratsgefäße gestoßen war. Wenn es Mittag wurde, aßen sie schweigend, schauten hin und wieder zu den höheren Hügeln und den Bergen dahinter auf, hielten dann gemeinsam ein Nickerchen im Schutz der Autos – Eleschens Kopf auf seiner Schulter, Max' Atem donnernd in seinem Ohr –, und wachten von Missys Weckruf auf, die Hände von der Arbeit gerötet, die Schultern schmerzend.

Bei Sonnenuntergang fuhren sie hinunter. Der Abend war immer noch klar und kalt, die Wärme des Tages mit dem Licht verschwunden. Sie hatten verabredet, sich um zehn zu treffen, und er fuhr ins Hotel, um sich umzuziehen und bei der Gelegenheit zu duschen, rieb sich Seife in Kopf- und Bart-

haar. Er sagte unten Bescheid, dass er um neun geweckt werden wollte, stellte seinen Reisewecker auf dieselbe Zeit, stellte dann fest, dass er zu überdreht war, um zu schlafen, und bestellte sich – welcher Luxus! – Abendessen aufs Zimmer. Er aß Kotelett mit Reis und Frühlingsgemüse an seinem Schreibtisch, umgeben von seinen Papieren und Büchern.

Trotz aller Vorkehrungen brach er zu spät auf. Der Mond stieg gerade hinter den Bergen hoch, als er sich fast im Laufschrift unter den Orangenbäumen und durch die langen Schatten der Kolonnaden bewegte. Die anderen waren alle schon vor ihm bei den Mädchen.

»Wurde auch Zeit«, sagte Eleschen an der Tür mit unnötig strenger Stimme. Er spürte die Spannung, als sie vor ihm die Treppe hinaufstieg, und merkte, wie selten es war, sie alle zusammen so nervös zu sehen. Nur Eberhard behielt die Ruhe und verteilte auf dem Fußboden sechserlei Utensilien – Taschenlampen und Ferngläser, Reflektorstreifen und Pfeifen, Jagdmesser und Schrotmunition –, während Max zwischen dem Kamin und den hohen Fenstern auf und ab ging und Natsuko Sylvia in den Armen hielt, das Gesicht der Hündin kummervoll und wach, ein zerkauter Converse-Sneaker knapp außerhalb ihrer Reichweite.

»Sie will mit.«

»Will sie immer.«

»Sie kann riechen. Sie könnte bei der Jagd helfen.«

»Sie ist nicht abgerichtet.«

»Die gehen hier doch alle auf die Jagd. Vielleicht wurde sie ...«

»Sie ist zu klein. Sie könnte verletzt werden. Schakale sind aggressiv, wie Wölfe. Ein Wolf könnte sie zermalmen wie Hühnerknochen ...«

»Aber das wisst ihr doch alles nicht. Bitte! Eleschen?«

»Hm?«

»Ist Sylvia eine Jagdhündin?«

»Ja, das weißt du doch, aber das heißt nicht ...«

»Sie darf nicht mit.«

»Max, das ist nicht fair, dass du immer alles entscheidest«, sagte sie, plötzlich selbst wie ein wildes Tier, aufsässig vor Wut, und Jason lachte. Er saß barfuß auf der räumigen Couch, schnitt sich die Zehennägel und sammelte die abgeschnittenen Teile in der hohlen Hand.

»Wer sagt denn, dass wir fair sein müssen? Am Schluss entscheidet immer Max oder Eb.«

»Trotzdem«, sagte Eberhard, »wir sollten uns einigen.«

»Also machen wir's per Akklamation? Wie die alten Spartaner. Beifall dafür und Buhrufe dagegen?«

»Nicht nötig, den Hund auch noch zu ermuntern«, sagte Eberhard, immer noch mit der Verteilung beschäftigt. »Eine normale Diskussion müsste reichen. Eleschen?«

»Ach, mir ist das egal. Nehmen wir sie halt mit. *Mann*, Jason, das ist ja eklig! Musst du das unbedingt hier machen?«

»Jason?«

»Geht nicht anders, die tun sonst weh, wenn ich renne ...«

»*Jason*.«

»Kommt nicht in die Tüte. Die kann noch nicht mal ihren eigenen Schwanz fangen, geschweige denn ...«

»Ja, okay. Ich schließe mich Max an, damit steht es zwei dafür und drei dagegen...«

»Und was ist mit Ben?«, fragte Natsuko gekränkt, und Jason kicherte.

»Ach ja. Was sagt Ben?«

Ihm zog es den Magen zusammen. Es war, als sei er gerade hereingekommen und sie hätten alle über ihn gelacht. Eberhard schaute von seiner Arbeit auf, nicht überrascht, aber eine Spur zu höflich.

»Ja, natürlich, entschuldige, Ben. Hast du eine Meinung zu Sylvia, die du uns mitteilen möchtest?«

»Nehmt sie mit«, sagte er, und Max stöhnte auf und ging weg, während Eberhard seine Brille abnahm und sie putzte, als wollte er Zeit gewinnen und eine Fortsetzung des Gesprächs vermeiden.

»Warum?«, fragte Max und kam zurück. »Warum sagst du, nehmt sie mit? Ich sag dir, warum. Weil Natsuko es will. Und weil du Natsuko willst. Das heißt, nein. Denkst du, weil du zwei kleine Vögel erlegt hast, weißt du auf einmal alles über die Jagd?«

»Nein, nein, ich weiß schon...«, setzte er an, aber Natsuko antwortete statt seiner, Jason mischte sich wieder ein, Max brüllte, und seine eigene Stimme war verlegen und schwächlich, als sei er in einen häuslichen Streit zwischen Freunden hineingezogen worden.

»Er braucht nicht zu sagen, warum. Von den anderen hat auch keiner ...«

»Ben und Nat? Im Leben nicht. Ben und Sylvia vielleicht, wenn er Männchen macht und bettelt...«

»Ihr seid wie kleine Hunde, alle beide!«

»Also, hört mal, sorry, ich weiß natürlich gar nichts, aber ich finde, wir haben nichts zu verlieren. Ich meine, warum sollen wir sie nicht mitnehmen? Einfach um zu sehen, was sie kann? Wenn sie keine Angst vor den Gewehren hat, ist es doch vielleicht einen Versuch wert. Du bist Jäger, Max, du entscheidest, wenn wir vor Ort sind. Vielleicht kann sie ja eine Fährte verfolgen. Wenn sie zu nichts zu gebrauchen ist, lässt sie einfach im Auto. Nehmt Wasser und eine Decke mit für sie. Sie ist daran gewöhnt, allein zu sein. Sie wird keinen Ärger machen. Ich sehe nicht ein, warum das so ein Problem sein sollte.«

Max schaute finster, sein narbiges Gesicht wirkte böse. »Das Problem bist du! Wir hatten nie Meinungsverschiedenheiten, bis du gekommen bist ...«

»Nein«, fiel Eberhard ihm ins Wort. Er drehte sich um, und zum ersten Mal seit Metamorphosis lächelte er Ben ohne Ironie oder Groll zu. »Das klingt doch alles ganz vernünftig. So gesehen ist es doch wirklich kein Problem. Meinst du nicht auch, Max?«

Er merkte, dass sie alle den Georgier ansahen, der mit verschränkten Armen dastand. Beklommenes Schweigen trat ein, bis er die Hände ausbreitete und sich dann auf die Schenkel schlug.

»Also gut. Zu viel Gerede. Wir verschwenden Zeit. Dann nehmt sie eben mit. Wenn sie uns in die Quere kommt, erschieße ich sie eigenhändig.«

»Sie ist ein guter Hund«, sagte Natsuko und stand auf, mit der grinsenden Sylvia auf den Armen. »Ihr werdet schon sehen.«

»Tja, das war's dann. Wenn es sonst nichts mehr gibt. Max hat recht. Es ist schon spät. Wir können es uns nicht leisten, den Vollmond zu verpassen. Alles bereit zum Abmarsch?«

Die Nervosität machte sich bei jedem anders bemerkbar. Jason plapperte anfangs drauflos, stachelte auf dem Rücksitz Sylvia auf (*Wer ist die große Jägerin? Wer ist der tolle Jagdhund?*) und quengelte, sie sollten das Radio anmachen; er schmollte, als Natsuko den Kopf schüttelte, und von da an hörte man nichts mehr außer dem Hecheln des Hundes, bis sie, dem schwachroten Schein der Rücklichter des Volvos folgend, die Ausgrabung erreichten.

Sie parkten wie sonst auch, nebeneinander unter den Zypressen, als ob es ein Arbeitstag wäre. Sie zuckten alle drei zusammen, und der Hund blaffte kurz, als Max an die Scheibe

klopfte, um ihnen zu sagen, sie sollten die Scheinwerfer ausmachen. Jason stieg aus, immer noch maulend. Sylvia folgte ihm, untersuchte die Autoreifen und schnupperte hinter Schatten her. Ben sah den beiden nach, fast ohne sie wahrzunehmen, denn er war ganz auf das Mädchen neben ihm konzentriert.

Therapie erschien, als ihre Augen sich anpassten. Der Vollmond stand hoch am Himmel. Die Bäume leuchteten nachtsilbern. Die Hütten, die Hügel und die gestuften Ruinen standen in stiller Monochromie.

»Ben?«, sagte sie, als wäre er womöglich nicht da, im Dunkeln verschwunden, und er griff nach ihrer Hand und fand sie.

»Hier.«

»Sieht seltsam aus. Wie ein alter Film.«

»Das ist nur das Mondlicht.«

»Bist du sicher?«

»Was sollte es sonst sein?«, und als sie lächelte, begriff er, dass sie nicht nervös vor Angst war, sondern freudig erregt.

»Vielleicht haben wir eine Reise in die Vergangenheit gemacht.«

»Das würde dir gefallen, stimmt's?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil die Welt schlecht ist.«

»Die Welt war schon immer schlecht.«

»Nein. Am Anfang war sie besser. Dann ist sie alt geworden und verrotten.«

»Natsuko?«

Er beugte sich vor, als sie den Kopf drehte, und spürte, wie sie seinem Kuss entgegenkam. Spürte, wie sie zu schmelzen begann. Wie ihre Lippen sich öffneten, weich wurden. Als sie

sich entzog, berührte sie ihren Mund, als hätte er sie dort zerquetscht.

»Noch nicht.«

»Wann?«

Sie zuckte die Achseln. »Noch nicht.«

»Erst, wenn ich einer von euch bin?«

»Nein«, sagte sie. »Pst. Dummkopf.«

»Wieso? Warum bin ich dumm?«

»Weil du nie einer von uns sein wirst.«

Sie küsste ihn noch einmal, bevor sie die Tür öffnete. Die anderen waren nicht mehr bei den Autos. Er wusste nicht, wohin sie gegangen waren, und wollte schon nach ihnen rufen, als Natsuko losging, bergauf Richtung Nordhügel. Er folgte ihr und sah die anderen warten – alle vier so farb- und bewegungslos wie Steinsäulen.

Der Wind blies aus Osten, und er fragte sich, ob das gut war. Max und Jason hatten sich beide eine Zigarette angezündet und trugen jeder eine Flinte. Die anderen Waffen lagen zu Eleschens Füßen, und Sylvia hatte sich daneben ausgestreckt. Max und Jason schauten nach Norden, Eleschen und Eberhard nach Osten. Keiner sagte etwas.

Eine Minute verging. Eberhard setzte sich. Die Hündin schaute ihn an und gähnte raubtierhaft.

»Wonach halten wir Ausschau?«, fragte Ben schließlich, und Max drehte sich zu ihm um, das Gesicht mondgrau, und seine Reflektoren leuchteten auf, als trüge er eine Rüstung. Eleschen antwortete ihm mit leiser, angestrengter Stimme.

»Wir schauen nicht, Ben. Wir horchen. Die Schakale heulen den Mond an. Deswegen haben wir diese Nacht ausgewählt. Das wird uns beim Jagen helfen. Uns und denen. Wenn sie ein Beutetier reißen, heulen sie wieder. Besser für uns. Hilft uns beiden, der Mond. Max war am Wochenende schon

mal hier oben. Er sagt, sie können nicht weit sein. Wir müssen nur warten.«

»Und horchen«, sagte Max leise.

Stille. Ein Glimmen. Jason ließ seine Zigarette fallen und zertrat sie.

»Schöne klare Nacht«, flüsterte er, und als niemand antwortete: »Aber auch still.«

»Nicht, wenn du dabei bist, nein, ganz und gar nicht.« »Es ist Dienstag«, sagte Eberhard leise. »Bei manchen galt er als Unglückstag, seit Byzanz an die Osmanen fiel. Die meisten sind ja nicht so abergläubisch, aber Jäger gehen lieber keine Risiken ein. Niemand will schließlich ...«

»Ruhe! Bitte!«

Es ging auf Mitternacht. Der Mond stieg noch, segelte durch Wolkengischt. Ben hockte sich abwechselnd hin und stand wieder auf, weil die Kälte ihm in die Gelenke kroch.

»Wie lange warten wir?«

»Schon müde, Jason?«

»Ich frag nur.«

»Du redest zu viel.«

»Weil er nervös ist.«

»Nein, ich langweile mich nur. Ich glaube, ich brüte was aus.«

Eleschens Lachen aus dem Dunkeln. »Du bist ein solcher Hypochonder.«

»Besser Hypo als Klepto!«

Eberhard drehte sein Eulengesicht. »Wenigstens weißt du, dass du recht behalten wirst. Das ist bei Hypochondern immer so.«

»Sehr witzig. Ihr hättet besser eine Kanne Tee mitnehmen sollen statt der ganzen blöden Ausrüstung. Ich geh mal pinkeln. «

Bens Augen gewöhnten sich immer noch an die Dunkelheit. Er sah jetzt die Ausgrabungen, die sie wie Fallgruben umgaben, als sei der Hügel gegen einen nächtlichen Überfall befestigt worden. Auch sein Gehörsinn schärfte sich. Er hörte den Verkehr in der Stadt, einen Laster, der an der Nordbrücke herunterschaltete, bellende Hunde Richtung Afision. Und dann, mit unheimlicher Deutlichkeit, das Plätschern von Urin, das leise, klägliche Geräusch, als Jason einen fahren ließ, und Natsukos vom Handschuh gedämpftes Kichern.

Max war ein Stück nach Osten gegangen, aus Groll gegen die anderen. Eberhard rührte sich nicht, die Arme auf den Knien, das Kinn in die Hände gestützt. Der Wind frischte auf und spielte mit seinen letzten schütterten Haarsträhnen.

Er sah Natsuko an. Ihr dunkles Haar hatte eine weiße Patina. Er rückte seitwärts an sie heran. Sie sah ihm nicht entgegen, schmiegte aber ihr Gesicht in seine Jacke, als er nahe genug war, schob verstohlen den Arm durch seinen, führte seine Hand in ihre Tasche.

»Wieso ist dir so warm?«

»Das bin nicht ich. Das sind die Handwärmer. Hier: Zauberei.«

Er schloss die Augen, während sie seine Finger zu der chemischen Wärme führte. Er war so durchgefroren, dass er spürte, wie die Wärme an seinen Fingergelenken zum Handballen und weiter in die Unterarmknochen hochstieg.

»Ben?«

Eleschen hielt ihm ein Gewehr hin. Die Läufe schwankten zu nahe vor seinem Gesicht, die Mündungen bildeten eine dunkle Acht. Zwei hohle schwarze Unendlichkeiten.

»Jetzt haben wir nicht mehr genug für alle. Dich hatten wir nicht eingeplant. Aber Eberhard meint, du sollst eins kriegen.«

Er nickte, nahm das Gewehr. »Ist es geladen?«

»Nein, das machen wir erst, wenn wir sie hören. Hat keine Eile.«

Er presste die Lippen wieder fest aufeinander, damit seine Zähne aufhörten zu klappern. Eleschen redete weiter, halb verträumt, halb neidisch.

»Eberhard sagt, du kannst richtig gut schießen. Ich hab's damit nie weit gebracht.«

»Was machst du dann?«

»Auf Sylvia aufpassen. Das ist schon okay. Die Spartaner haben auch mit Hunden gejagt. Mit Hunden, Netzen und Speeren. «

»Und, ist es das, was wir hier machen wollen? Spartaner sein?«

»Na ja, es gibt Schlechteres.«

Wieder trat Stille ein. Eberhard schwieg noch immer. Dann Natsukos weiche Stimme an seiner Schulter. »Findest du nicht auch, Ben?«

»Ich weiß nicht.«

»Liebst du Griechenland?«

»Ja, natürlich«, sagte er, und Eleschen lachte fast lautlos.

»Dann ist es einfach. Es gäbe überhaupt kein Griechenland, wenn es keine Spartaner gegeben hätte. Griechenland braucht seine Helden, verstehst du?«

»Das weiß ich«, setzte er an, ohne zu wissen, ob er ihr zustimmen sollte – er war nur halb überzeugt. In diesem Augenblick begann das Heulen.

Es war ein fremdartiger Ruf, weder hündisch noch wölfisch. Es war anders als jedes Geräusch, das er je von einem Tier vernommen hatte. Es überlief ihn kalt. Das Klagen stieg und fiel wie eine Sirene, unheimlich und silbrig und unirdisch. Es schien von überallher zu kommen, von allen Seiten und von oben, als schrie der Mond selbst.

Die Zeit machte einen Sprung. Er kam mühsam auf die Beine, und die anderen rings um ihn stießen Rufe aus und rappelten sich ebenfalls auf. Jason kam angelaufen, eine frisch angezündete Zigarette rollte ins knochentrockene Unterholz. Max drehte sich hierhin und dorthin, das Gesicht erwartungsvoll zum Licht emporgewandt. Und dann:

»Der Hund! Der Hund!«

Er schaute auf Sylvia hinab. Ihre Nackenhaare waren gesträubt, die Zähne gebleckt, die Lippen bis auf das schwarz-fleckige Zahnfleisch zurückgezogen. Sie war plötzlich ein ganz anderes Tier, größer und wilder, werwölfisch, vom Mond verwandelt. Sie gab nicht den geringsten Laut von sich, nicht nur keinen Antwortruf, sondern rein gar nichts, als wollte sie das im Dunkeln heulende Wesen nicht warnen. Ihr ganzer Körper – Augen, Ohren und Rumpf – war magnetisiert, auf den Nordpol der östlichen Hügel fixiert.

Jemand legte ihm sein Gewehr in die Hände, und er lud es ganz automatisch. Neben ihm tat Max das Gleiche, kippte einen Lauf nach dem anderen, schob eine Patrone ein, tastete nach der nächsten. Und dann rannten sie los, alle zusammen, in einer unregelmäßigen Reihe.

Wann hatten sie geplant, wie sie jagen würden? Sie hatten nichts beschlossen. Über dem Streit wegen der Hündin hatten sie diese höchst wichtige Frage vergessen. Und doch sah er, dass sie im Laufen – bergab, über das Geröll, durch den stau-bigen, duftenden Thymian – ihren ersten Schreck hinter sich ließen.

Die ersten hundert Meter legten sie unbeholfen zurück, stolperten schwer atmend fast über die eigenen Füße, und es war schiereres Glück, dass sie nicht in die Gruben fielen; doch dann bekamen sie neuen Auftrieb, und jeder fand seinen Rhythmus und seinen Platz. Eberhard und Max an der Spitze lenkten sie in einen flachen Kreisbogen, am weitesten voraus

aber war Eleschen – ihre gestohlene Hündin führte sie über trockene Steine und sumpfig seufzenden Grund ins Dunkel der dichter stehenden Bäume.

Mondlicht beschien sie flirrend durchs Geäst. Ben verlor Eberhard aus den Augen, dann Max. Links von sich sah er noch Jason, und rechts ein Stück weiter weg Natsuko, deren Gewehr viel zu lang für sie war; sie hielt es waagerecht nach vorn, wie ein Füsilier auf einem alten Schlachtengemälde.

Wieder das Heulen, diesmal viel näher. Er blieb stehen – als Letzter von allen, wie er sogleich merkte. Er tastete nach der Taschenlampe an seinem Gürtel und sah nicht weit vor sich ein Armband im Mondschein aufblitzen. Die anderen gingen weiter, aber langsamer jetzt, und leiser, doch hier und da konnte er sie noch hören. Unter Schuhen knackende Zweige. Das Würfelklicken von Steinen. Das verstohlene Zischen von jemandem, der sich durchs Gebüsch zwängte.

Hinterher wusste er nicht mehr zu sagen, warum er sie verloren hatte. Eben hatte er sie noch gehört, im nächsten Moment hatte er nur noch seine eigenen Tritte im Ohr. Er blieb stehen, tastete erneut nach der Taschenlampe, horchte eine ganze Weile, holte wieder Luft, schaltete die Lampe ein und richtete den Strahl nach unten.

Jählings erhob sich rings um ihn der Wald, die Bäume und Felsen wurden größer, leuchteten auf. Das Unterholz war undurchdringlich, der Himmel außer Sicht. Ein Verlustgefühl packte ihn. Er war einer von ihnen gewesen, was immer Natsuko auch sagte. Wie lange hatte er sich als Teil von ihnen gefühlt – eine Minute? Dem Gefühl nach war es mehr, tatsächlich war es weniger – und schon hatte er sie im Stich gelassen.

Eine Zeit lang stand er unbeweglich da und bemühte sich, die anderen auszumachen. Er hörte nichts als Bäume, das Säuseln des Windes, das Galgenknarren von Ästen und Wur-

zeln. Es war, als hätte sie der Erdboden verschluckt. Als seien sie weitergezogen an einen Ort, der ihm verschlossen war, wie Kinder in einer alten Geschichte, die den lahmen Jungen zurücklassen.

Es war ihm kalt im Gesicht. Er wischte sich die Wangen ab und merkte, dass er geweint hatte; vor Scham zuckte er zusammen, als hätte er sich eingenässt.

Er überlegte, ob er zurückgehen sollte. Halb und halb wollte er es. Sich nicht zu verlaufen auf der Suche nach ihnen, sondern sich damit abzufinden, dass er nicht war, was er sein wollte. Es hinter sich zu bringen und sein Scheitern zu vollenden. Doch dann dachte er, dass sie vorausgelaufen waren, dass da ein einfaches Zeichen gewesen war, das er übersehen hatte, und dass sie immer noch wollten, dass er nachkam. Dass sie, so wie er sie brauchte, auch ihn immer noch brauchen würden.

Er hob seine Taschenlampe, suchte die Bäume ab, machte sie dann aus und ging weiter. Seine Hände zitterten. Mit der Linken umklammerte er den glatten Schaft des Gewehrs, den anderen Arm hielt er abgewinkelt auf Kopfhöhe vor sich, als Schutz gegen den Stechginster, der überall dort wuchs, wo die Bäume sich nicht behaupten konnten. Zweimal stürzte er, und beim zweiten Mal stieß er mit dem Knie gegen das Gewehr, und die Läufe bohrten sich ihm in den Bauch. Dann lichtete sich der Wald, der Mond schien heller, und als er die letzten Kiefern hinter sich ließ, befand er sich auf einer Lichtung, wo es gebrannt hatte, und auf der anderen Seite stand der Schakal und schaute zu ihm her.

Die Nacht war so hell geworden, dass er alles in Farbe sah. Die Lichtung war ein geschwärztes Feld, die Bäume an ihren Rändern verkohlt, als seien sie vom Blitz getroffen worden und das Feuer hätte sich von der Einschlagstelle nur ein Stück weiter ausgebreitet. Der Schakal war im Gegensatz dazu hell.

Etwas lag tot vor seinen Füßen, eine glitschige Masse aus Fell und Eingeweiden. Der Schakal hatte davon gefressen; seine Schnauze war noch dunkel und nass. Für Ben sah er aus wie ein Wolf, aber kleiner, lang gestreckt und muskulös: eine geschmeidige Kreatur, für Geschwindigkeit gebaut. Sein Fell war altgolden und schwarz, mit einem weißen Latz auf der Brust, wie Milch in dunklem Honig. Seine langen Ohren waren aufgestellt. Seine Augen glommen gelblich weiß. Sein Gesicht war unheimlich, teuflisch, sein Maul in einem groben Lächeln erstarrt.

Seine Kopfhaut schmerzte. Die Haare standen ihm zu Berge.

Erst als das Tier sich bewegte, wurde ihm klar, dass es ihn doch nicht gesehen, ihn nur auf andere, weniger präzise Art wahrgenommen hatte. Es entfernte sich in elegantem, raschem Trab, unter Zurücklassung der Beute, und hielt einmal inne, um zu wittern. Es lief nicht auf ihn zu oder von ihm weg, sondern in südlicher Richtung, parallel zu den Hügeln. Am Waldrand blieb es an einer geschwärzten Felsnase stehen, hob ein Bein und gähnte, genau wie Eleschens Hund es getan hatte. Und als er an den Hund dachte, fiel ihm auch das Gewehr ein.

Er legte an und drückte im selben Moment ab. Der Abzug gab kaum ein Geräusch von sich, nur ein ersticktes Klicken, aber noch während ihm dämmerte, dass er die Waffe nicht entsichert hatte, blieb der Schakal stehen, das Bein weiter gehoben, posierte so im Rampenlicht des Mondes und schaute wieder zu ihm her, das Gesicht zugleich verschlagen und unschuldig.

Die Bäume rissen auf. Jemand – Eleschen, weißhaarig – brach hervor, mit ihr der Jagdhund, nicht mehr stumm, sondern laut bellend – ein anarchisches, lang gezogenes Heulen.

Und rings um die beiden erschienen andere Gestalten, wilde, ins Licht taumelnde Wesen.

Der Schakal erstarrte. Einen halben Herzschlag lang dachte Ben, er würde mitten durch die Meute der Jäger hindurch flüchten. Dann krachte ein Schuss, und der Schakal machte kehrt, und sein Maul verzog sich zu einem Grinsen. Flink und geduckt kam er auf ihn zugelaufen. Als er näher kam, hörte er ihn knurren. Seine Augen wirkten nicht verängstigt, sondern wild, so als wollte er ihn zur Strecke bringen. Als dachte er, der Mensch würde vor ihm fliehen, der Jäger zur Beute geworden, ein Tier wie jedes andere, das gejagt werden musste, bis es fiel.

Das Gewehr lag locker in seinen Händen. Er legte wieder an. Visierte an dem Doppellauf entlang. Löste die Sicherung. Machte sich bereit.

Genau in dem Moment, als er feuerte – so schien es ihm –, sprang das Tier zur Seite. Die Bewegung war träge, so sorglos grazil und unbedacht schön, dass er aufschrie, mit einer Stimme zwischen Verzweiflung und Bewunderung. Und dann zuckte das Tier, wand sich in seiner ganzen Länge und stürzte hin, und seine Stimme erhob sich lauter als die des Jägers, reiner und klarer. Höher und immer höher stieg sein Schrei, während die Hügel vom Donner der Waffe widerhallten.

Am Morgen fläzten sie auf den Stühlen vor der einzigen Taverne in Afision. Sie hatten fünf Stunden lang getrunken – der Besitzer hatte anfangs gegrummelt, weil er schon dabei war zu schließen, als sie ankamen, und ihnen sogar den ersten Drink missgönnt, sich dann aber doch für Eberhards Bestellungen erwärmt, für den bar auf die Hand bezahlten Vorschuss für Weinbrand aus Gläsern und aus der Flasche, für Brot, Oliven, kalten Braten und Wein – den besten Wein, den er aufbieten konnte, Asirtiko von den Kykladen, Mavroda-

phne, dunkel und süß wie Schokolade, und vier Flaschen von einem alten Chablis, der noch in Ordnung war – er war in besseren Zeiten gekauft worden und hatte seither auf dem Bord über dem bierfleckigen Tresen Staub angesetzt, an dem der Besitzer bei laufendem Fernseher ein Nickerchen hielt, während sie die Nacht durchmachten.

Die Kerzen waren blakend erloschen. Die aufgehende Sonne kroch über ihre Überreste. Der Besitzer war wieder herausgekommen, mit Kaffee, Schmalzgebäck und hohen Gläsern Spartina. Natsuko sammelte Wachs und knetete Figuren daraus: eine o-beinige Familie von Hunden, Frauen und Männern. Eleschen sonnte sich, die ausgestreckten Beine auf die Tavernenstufen gestützt. Eberhard und Max spielten Schach, als wollte jeder von beiden beweisen, dass der andere betrunken und er selbst nüchtern war. Und Jason redete immer noch, hatte keine Sekunde aufgehört zu reden, seit sie aus der Lichtung im Wald herabgekommen waren, die Köpfe voller Mondlicht und Schießpulver.

»Der Hund war gut. *Guter Hund*, jawohl, das warst du! Stimmt doch, oder? Ich meine, ohne sie hätten wir's nicht geschafft. Wie sie auf ihn losgegangen ist. Als ob sie in seinem Kopf säße. Wie einer dieser Flugkörper von den Amis. Mit fünfzigtausend Sachen ins Garagentor. Da hast du dich geirrt, Max, gib's zu!«

Max nippte von seinem Kaffee und schwankte zwischen einem Springer und einem Bauern. »Der Hund war gut.«

»Total daneben hast du da gelegen. Und Ben! Wie war Ben, hm? Da haben wir alle falsch gelegen.«

»Jason«, sagte Eleschen gedehnt. Sie hatte ihre Sonnenbrille aufgesetzt, die Hosenbeine hochgerollt und ihr Hemd verknotet und ließ sich von der Sonne Bauch und Beine bescheinen. »Du bringst ihn in Verlegenheit.«

»Eher wohl uns.«

»Jedenfalls dich.«

Er trat von hinten an Bens Stuhl, beugte sich über ihn wie ein Betrunkener und umarmte ihn, sein Bart rau und sein Atem nach halb verdautem Wein riechend. »Hat einen kühlen Kopf behalten, während alle anderen ihn verloren haben, stimmt's? Beinahe hätten wir dich nicht mitgenommen, weißt du. Wir dachten, du würdest das schwächste Glied in der Kette sein. Meine Stimme hat den Ausschlag gegeben. Und dann stellt sich raus, dass du ein Teufelskerl bist, unser bester Mann ... Das war ein verdammt guter Schuss. Wie du dir Zeit gelassen hast. Abgewartet. Du bist einfach ein Superkiller. Findest du nicht auch, Eb?«

Keine Antwort. Sauer lehnte sich vom Schachbrett zurück, wartete immer noch auf Max' nächsten Zug, in der Hand ein leeres Glas, sein Stuhl zu den Autos und der Straße hin gedreht.

»Eb?«, sagte Jason noch einmal, und Eberhard zuckte zusammen und wischte sich das Gesicht ab. Die Luft war immer noch kühl. Trotzdem schwitzte er.

»Es war saubere Arbeit.«

»Ist das immer so?«, fragte Ben. »Auf der Jagd?«

»Nein. Die Intensität ist proportional zur Wildheit des Spiels.«

»Meinst du, die Spartaner haben es manchmal auch so erlebt?«

»Ja, ich glaube schon«, sagte Eberhard, und Jason beugte sich wieder über Ben und kam beinahe aus dem Gleichgewicht. Er war fast nicht zu verstehen.

»Wir sind jetzt die echten Spartaner.«

»Und wenn da noch mehr Schakale sind?«, fragte Natsuko. Sie baute ihre Hunde und Menschen in einem Kreis auf, Mensch – Hund, Mensch – Hund, so sorgsam, als seien es Votivgaben.

»Dann gehen wir wieder auf die Jagd«, sagte Max, und Eleschen stöhnte.

»Ach, komm schon. Das eine Mal reicht doch, oder nicht?«

»Was hast du denn auf einmal? Du hast es doch toll gefunden da oben!«

»Ja, schon, aber jetzt bin ich total zerkratzt. Allerdings würde uns ja wohl gar nichts anderes übrig bleiben, oder? Ich würde jedenfalls ruhiger schlafen, wenn sie alle weg sind.«

Einen Augenblick Stille, zum ersten Mal seit Stunden. Ben befreite sich von Jason, setzte ihn auf den nächstbesten Stuhl und sah zu, wie er, den weit offenen Mund auf die Hände gebettet, einschlief. Drinnen brabbelte und dröhnte der Fernseher. Ein Hahn krächte am oberen Ende der Stadt.

»Warum würde uns nichts anderes übrig bleiben?«, fragte er, und Max schaute auf und legte den Kopf schräg, als sei die Frage sinnlos. »Ich will damit nicht sagen, dass ich nicht... Nicht, dass es mir nicht gefallen hätte. Ich meine nur, warum müssen wir sie alle erlegen?«

Von Max keine Reaktion bis auf einen völlig geistesabwesenden Blick. Er versuchte es noch einmal. »Du hast gesagt, wir müssten sie alle erlegen ...«

»Stimmt, das hab ich gesagt, aber ich habe nicht gemeint, dass wir es tun *müssten*«, sagte Eleschen. Sie setzte sich auf, zog ihre Sachen herunter, ordnete ihr Haar. »Ach, was soll's, ich weiß nicht, was ich gemeint habe. Ich bin so müde, dass ich nicht mehr geradeaus denken kann. Wie spät ist es?«

»Sieben«, sagte Eberhard. »Zeit zu gehen.«

»Wohin denn?«, fragte Ben, und Natsuko lachte.

»Zur Arbeit. Schon vergessen? Die Stanton wird dich vermissen. Sie mag dich.«

»Schön. Ich mag sie auch«, sagte er, und Natsuko beugte sich zu ihm hinüber, lächelte und streckte sich wie eine Katze.

»Aber nicht so wie mich.«

»Nein, nicht so wie dich.«

Eberhard ging hinein, um die Rechnung zu begleichen. Eleschen rüttelte Jason wach. Max kam mit den Schlüsseln des Volvo herüber.

»Du fährst. Den anderen Wagen holen wir heute Abend.«

»Ist Eberhard ...«

»Alles in Ordnung. Er ist nur betrunken. Wie wir alle, bis auf dich.«

»Ich bin auch nicht mehr nüchtern.«

»Aber du kannst noch fahren«, sagte Max und schaute ihm in die Augen. »Jason hatte recht.«

Er stand auf und ging zum Auto. Die anderen waren noch dabei, sich aufzurappeln. Die Sonne kletterte zwischen den letzten Häusern und den Olivenhainen am Himmel hoch. Der Hahn krächte erneut. Für ihn hörte es sich an wie Triumphgeschrei. Er warf die Schlüssel in die Luft, und sie sangen in den Sekunden, bevor er sie wieder auffing.

Erst später fragte er sich, was aus dem Schakal geworden war. Seine Erinnerungen an das Ende der Nacht waren lückenhaft, alles, was nach dem Schuss gekommen war, durch Erschöpfung und Adrenalin vernebelt. Natsuko erzählte ihm dann, dass Max noch in der Nacht aus der Stadt gefahren war und den Kadaver in den Fluss geworfen hatte. Das missfiel ihm. Es erschien ihm unrecht, achtlos. Er stellte sich vor, wie das Tier in die Tiefe gezogen, das flauschige dunkle Fell angeklatst wurde. Wie die Schrotmunition es hinunterzog, die Fäulnis es wieder hochsteigen ließ, die Frühjahrsfluten seine Lunge füllten, die Steine ihm Zähne und Knochen brachen. Aber inzwischen war es natürlich gar kein Tier mehr, und etwas Besseres fiel ihm auch nicht ein; und Natsuko lag in seinen Armen, er hatte anderes im Kopf.

Donnerstag war er zum Essen bei Eberhard. Seine Wohnung lag am Hauptplatz, neben einem knalligen Mister Donut – einem Laden wie ein verunglücktes Hopper-Gemälde –, auf der obersten Etage des seit Langem eingegangenen Hotels Panhellenica. Die elegante baufällige Fassade – der abblätternde gelbe Putz und die hohen, grau verwitterten hölzernen Fensterläden – erinnerte ihn an die Unterkunft der Mädchen, doch im Innern war das alte Hotel noch vergleichsweise herrschaftlich: Die Räume waren zum Teil noch eingerichtet, in Eiche und Mahagoni und grünem Messing, mit großen Stores gleich Spinnakern und einem eisernen Balkon, auf dem ein Tisch mit dicker Marmorplatte und gebrechliche Rattanstühle standen.

»Du hast dir noch mehr Bücher schicken lassen.«

»Die sind letzte Woche gekommen. Das sind jetzt alle. Ich konnte sie sonst nirgends unterbringen.«

Er ging das Regal durch, während Sauer sich umzog und das Essen, das sie gekauft hatten, in die Küche brachte.

»Auch nicht am College?«

»Nicht mehr. Ich gehe wahrscheinlich nicht mehr zurück. Du schon?«

»Weiß ich noch nicht. Ich dachte, dir hat's dort gefallen. Es sah so aus, als wärest du dafür geschaffen.«

»Ich fand die Atmosphäre erstickend. Zu viele alte Geister. Wie groß ist dein Hunger, Ben?«

Latein, das Goldene und das Silberne Zeitalter. Drei Borde Deutsch, zwei Italienisch. Eine Abteilung mit Musiknoten, dann Russisch und eine Phalanx Griechisch, Alt, Koine und Modern, acht Reihen hoch, die sich um eine Ecke fortsetzte und an der anderen Wand fast bis zur Tür reichte, Band für Band. Thukydides in blutrotem Kalbsleder.

»Ich bin am Verhungern.«

»Sehr gut! Hunger ist der beste Koch, hat meine Mutter immer gesagt. Wenn ich Glück habe, rettet mich das jetzt.«

Ben schlenderte den Flur entlang, vorbei an allerlei Gepäckstücken (gestapelte Versandkisten, ein Arztkoffer, drei uralte, rissige Lederkoffer) in die fensterlose Küche. Irgendwann war ein Ventilator eingebaut worden, in ein unverputztes Mauerloch mitten in der Außenwand, aber der Propeller war längst mit Schmutz zugesetzt. Die Einbauküche war in neuerer Zeit hinzugekommen, ihr makellostes Weiß in dem alten Zimmer ebenso deplatziert wie Eberhard am Herd. Er bereitete so etwas wie ein Omelett zu, schlug die Eier einhändig in die Pfanne, die Stirn vor Konzentration gerunzelt, die Schürze, die er sich über das Hemd gebunden hatte, mit Rosen und Rotkehlchen gemustert.

»Du siehst unmöglich aus. Genau wie das da.«

»Sehr freundlich. Dafür kriegst du das kleinste Ei.«

»Wie hat es dich hierher verschlagen?«

»Nach Sparta? Ach, wir waren immer wieder mal hier. Oft im Urlaub. Die Engländer zieht es ja immer auf Inseln. Die Deutschen sind da nicht so zwanghaft. Ich verrate dir ein Geheimnis: Wir kriegen den besseren Teil.«

»Ich meinte die Ausgrabung.«

»Das war Max. Er hat uns empfohlen. Er hat Dr. Stanton unsere Namen genannt, und so ... sind wir jetzt alle hier.«

»Du hast die anderen schon vorher gekannt?«

»In gewisser Weise. Alle, in gewisser Weise«, sagte Eberhard und zeigte mit einer Kopfbewegung auf das frische Brot.
»Meinst du, wir können das dazu essen?«

Er suchte ein Messer, schnitt den Laib auf, füllte einen grün glasierten Krug mit Wasser. Die Küche roch streng nach Eiern und heißem Öl.

»In gewisser Weise?«

»Wir haben korrespondiert. Übers Internet, meine ich. Und dann haben wir uns getroffen, zu fünft, an einem Ort, der unseren gegenseitigen Interessen entsprochen hat. Du kennst das bestimmt, wie so was abläuft.«

»Hattest du sie vorher schon mal persönlich kennengelernt?«

»Max, einmal, vor Jahren. Die anderen nie, bis jetzt.«

»Warum klaut Eleschen?«

Eberhart schaute zu ihm auf, immer noch stirnrunzelnd, mit einem halben Auge auf die Eier. »Wieso, was denn?«

»Sylvia. Und auch Kleider, glaub ich.«

Eberhard wischte sich mit dem Unterarm die Brille ab, nahm die Pfanne vom Herd, ließ das Omelett auf einen Teller gleiten, schaltete die Platte aus und fing an, das Omelett aufzuteilen. Ohne das Zischen und Spritzen des Öls war es plötzlich still in der Küche.

»Woher weißt du das mit den Kleidern?«

»Die Läuse«, sagte er, und Sauer lachte.

»Ach, natürlich, die Läuse. Gut beobachtet. Sie war eines Abends mit Natsuko unterwegs. Das war kurz nachdem du angekommen warst. Sie ist über eine Gartenmauer gesprungen und hat ein paar Sachen von einer Wäscheleine genommen. Natsuko behauptet, sie sei schockiert gewesen und keineswegs ihre Komplizin. Es waren Decken, glaube ich, keine Klamotten. Weil es in ihren Zimmern so kalt war, weißt du. Aber im Übrigen hast du natürlich völlig recht.«

»Und Jason, hat der auch recht?«

»Das sie kleptomane ist? Nein! Nicht dass ich wüsste jedenfalls.«

»Aber warum stiehlt ...«, setzte er an, doch Eberhard wandte sich mit entspanntem Gesicht um, in jeder Hand einen Teller.

»Ich glaube, du weißt, warum. Ich nehme die Teller. Im Kühlschrank ist Wein. Wenn du den und das Wasser nehmen könntest.«

Sie aßen auf dem Balkon, schweigend, bis die Teller leer gegessen waren. Unten gingen eins nach dem anderen die Lichter an, und die Beleuchtung breitete sich aus den Cafés auf die Straße aus.

»Ich weiß, was du tust«, sagte Ben, und der Rattanstuhl knarrte bedenklich, als Eberhard sich vorbeugte, um Wein einzuschenken.

»Ach ja? Und, was tue ich?«

»Du spielst ein Spiel. Es ist nur ein Spiel. Stimmt's?«

Er war erleichtert, als Sauer den Kopf schüttelte.

»Nein, es ist kein Spiel. Im Gegenteil. Was wir hier machen, ist absolut ernst. Das solltest auch du begreifen.«

»Ich geb mir Mühe.«

»Ich weiß. Du machst dich gut. Viel besser, als ich gedacht hätte. Sogar Max ist beeindruckt.«

»War das so eine Art Test? Die Jagd, meine ich.« Eberhard schüttelte den Kopf und tat die Frage mit einem Schulterzucken ab.

»Ich hab dich mal gesehen, weißt du. Am Oxford-Kanal. Du warst mit dem Fahrrad unterwegs.«

»Das wusste ich nicht, dass du mich erkannt hast«, sagte Eberhard.

»Du hast geweint.«

»Ja, stimmt.«

Eine Fledermaus flatterte durchs Dunkel. Er dachte an Metamorphosis. An die mit Blut durchsetzten Eier, monströs, Rot als Warnung. Er nahm das Glas, das Eberhard ihm anbot, und trank es auf einen Sitz halb aus, froh über den herben Wein, weil ihm leicht übel war.

»Ist dir nicht gut?«

»Doch, alles okay. Hattest du ... hattest du damals jemanden verloren?«

»Verloren? Nein, nein. Meine Angehörigen sind alle am Leben und gesund. Gut genährt, gut betucht, gut etabliert. Sie hüten ihre Schätze wie die Nibelungen, in Berlin, London und New York. Nein, da gibt es keine Verluste. Jedenfalls keine tödlichen.«

»Warum hast du dann geweint?«

»Um Sparta.«

»Aber«, setzte er an, wusste aber nicht weiter; schließlich sagte er: »Aber du warst doch in Oxford.«

»Aber Oxford lebt und ist wohlauf. Oder denkt das jedenfalls. Niemand braucht um Oxford Tränen zu vergießen. Die Stadt ist mit ihrem Los zufrieden. Glückliche. Bist du glücklich, Ben?«

»Glücklicher, als ich je war«, antwortete Ben prompt.

»Da bin ich froh«, sagte Eberhard und hob das Glas. »Auf das Glück?«

»Auf das Glück.«

Grabungspredigten lautete ihr Wort dafür. Bei Missy hießen sie anders – *Halbzeitbesprechungen*, *Teamgespräch* –, aber in den vergangenen vierzehn Tagen waren die Mittags-sitzungen mehr und mehr von Gesprächen zu Monologen geworden. Alle zehn saßen sie da und hörten zu oder taten so oder taten nicht einmal das, wie Kinder in der letzten Schulbank, die zwischen den Knien Klatsch per SMS austauschen. Natsuko aß meist schon, Jason beäugte Eleschen, Themeus stocherte in den Zähnen, wofür er von Elias geknufft wurde, Max und Giorgios brüteten vor sich hin, und Missys Blick fiel regelmäßig auf Ben, Hilfe suchend, flehentlich und anklagend zugleich, wütend und bedrückt. Außer ihr selbst hörte ihr niemand zu.

»Okay! Die Sonne lacht, der Himmel ist blau, und ich hab euch alle lieb, aber in meinen Schuhen steht das Wasser, und meine Extrasocken locken mich mit Sirenenklängen wie einst Ligeia und Leukosia. Herbei, wackere Bürger. Was gibt es Neues heute Morgen?«

Freitag. Der Himmel kobaltblau. Die Gruben wie offene Gräber. Bienen im Sturzflug durch die Alpenveilchen.

»Hallo? Erde an Planet Spartacus, hört mich jemand? Was tut sich im Untergrund? Was haben wir? Schweineställe, Scherben, schöne Paläste? Kommt schon, Leute, spuckt was aus.«

Jason saß neben ihm auf der Treppe des Menelaions, lässig eine Zigarette in der Hand, spindeldürr wie ein Glamrockstar, seine Kniescheiben bohrten sich durch die Jeans. Den Mund dicht an Natsukos Hals, flüsterte er: »Was ist das denn?«

»Hör auf, das kitzelt.«

»Nur wenn du mir sagst, was das ist.«

»Fermentierte Sojabohnen.«

»Fermentiert? So wie Bier?«

»Bier ist schlecht. Das hier ist gut. Powerfrühstück. Willst du probieren?«

»Nicht für viel Geld. Das sieht ja aus wie gekotztes Apfelmus. Gruselig, dass du so was isst ...«

»Jason! Wie steht's mit dem Anglerglück heute?«

»Was ist?«

»Nichts am Haken? Kein fetter Bissen? Keine vergrabenen Schätze? Wo bist du gerade zugange, mein Guter?«

»Bronzegraben.«

»Als ich vorhin vorbeigekommen bin, sah es aus, als tätest du was. Läuft deine Arbeit unter Geheimstufe drei, oder dürfen wir daran teilhaben?«

Bevor Jason kontern konnte, verzog Chrystos das Gesicht und hob den Arm. Missy stürzte sich auf ihn wie eine Ratte auf frisches Kalbfleisch.

»Chrystos!«

»Wir haben Richtung Westen noch mehr von der Einlagerung gefunden. Jason hat mit mir zusammen gearbeitet.«

»Super. Das ist die aus dem Späthelladikum?«

»Sie führt jetzt durch drei Ebenen. Die Kiesdeckschicht und zwei Lehm Böden.«

»Danke, Chrystos. Das hört sich vielleicht nicht gerade berauschend an, aber es lohnt sich immer, im Umfeld einer Grube nachzubohren. Die Buddelei ist Schwerarbeit, das wisst ihr alle. Und ihr wisst auch, dass die Mühe nie umsonst ist. Trotzdem... für heute scheinen sich alle einig zu sein, dass es nur langsam vorangeht. Irgendwer anderer Meinung?«

Nichts. Eine sich in die Höhe schraubende Feldlerche. Max schlug eine Zeitung auf.

»Also, es geht nur langsam voran. Ich denke mal, das liegt an der Hitze. Die neuen Gruben sind noch nicht so der Hit. Aber ich möchte euch heute sagen, dass sich die Arbeit bisher bereits voll gelohnt hat. Wir haben jetzt schon phantastische Funde gemacht. Ein neues Schachtgrab. Eine Begräbnisstätte. Sechstausend kleine Fundstücke, Tendenz steigend. Das ist mehr, als wir uns erhofft haben, und ich würde sagen, wir sind damit noch nicht fertig. In einem Monat, vielleicht auch schon in drei Wochen, brechen wir hier die Zelte ab und schauen mal, was unten in Orthia auf uns wartet. Aber bis dahin müsst ihr alle ...«

»Was ist denn das?«, sagte Eleschen, und bevor Missy lospoltern konnte (Ben sah ihr Gesicht, hochrot und verschwitzt), war Max auf den Beinen und gebot mit gesenktem Kopf und erhobener Hand Schweigen. Jetzt erst hörte er das Winseln.

Es kam und ging, wie das Weinen eines Kindes, das allmählich den Grund für sein Unglück vergisst. Das, was den Ton erzeugte, war noch ein gutes Stück entfernt, kam aber näher oder wurde zumindest lauter.

Sein erster Gedanke war: Sylvia. Vielleicht hatte jemand vergessen, eine Tür abzuschließen, und sie war ihnen irgendwie gefolgt, wie Hunde das in Geschichten so taten. Es schwang Furcht mit in den Lauten, eine schmeichlerische Bitte um Entschuldigung, als wüsste sie, dass sie etwas Unrechtes getan hatte, und gestünde dies nun winselnd ein.

»Sylvia?«, rief er und ging einen Schritt weiter hinauf zu den Ruinen. Wieder erhob sich das Winseln, in den Bäumen hinter der Kapelle und dem Ziegenpfad, dort, wo Missy vor acht Tagen die Begräbnisstätte gefunden hatte. Eleschen kraxelte zu ihm hoch und riss an seinem Ärmel.

»Da muss ihr irgendjemand neue Kunststücke beigebracht haben«, sagte er, doch mitten im Satz sah er ihr Gesicht und wusste, dass etwas nicht stimmte.

Das Winseln verstummte mit einem letzten hervorgestoßenen Laut, irgendwas zwischen einem Hundebellen und dem Fauchen einer großen Katze. Und dann war die Stimme wieder zu vernehmen, sie stieg an, höher und höher wie Rauch, und hing in der Luft wie Rauch, ein vollkommener, grauenerregender Ton, weder tierisch noch menschlich – traurig, irre und herzerzerrend.

Er wandte das Gesicht ab. Max jagte bereits querfeldein den Hang hinauf, vorbei an der Kapelle und wieder hinunter, geriet auf dem unebenen Gelände einmal ins Straucheln und stürzte, dann querte er den Ziegenpfad. Natsuko hockte am Boden und hielt sich die Ohren zu, Chrystos beugte sich über sie. Jason und Eberhard waren bei den Hütten – wo Jason sie beide hingelotst zu haben schien – offenbar in ein hitziges Gespräch verwickelt. Eleschen starrte zu den Bäumen hin;

ihre Hand lag immer noch auf seinem Arm, Wangen und Lippen waren so bleich wie ihr Haar, die Haut um die Augen wirkte bläulich weiß, als wäre alles Blut aus ihrem Körper gewichen.

»Was war *das* denn?«, fragte Missy hinter ihm. »Was war das? Entschuldigung, sagt mir wohl bitte mal jemand, was das war?«

»*Tsakal*«, sagte einer der Griechen und stieß dann einen erregten Ruf aus. Ben drehte sich um und sah Themeus, der an ihm vorbei in den Wald zeigte, wandte sich in die Richtung und sah das Tier hinter den Bäumen, das sie beobachtete.

Es war nicht sein Schakal: nicht *seiner*. Er fand es verstörend, dass ihn das überraschte. Dieses Tier ähnelte dem ersten – das gleiche ausgehungerte, teuflische Grinsen –, war aber kleiner und nicht so schön, mit scheckigem, kaninchengrauem Fell. Auch die Proportionen stimmten nicht, der Kopf war zu klein, die dünnen Beine vermochten den aufgeblähten Leib kaum zu tragen.

Ein Krachen hallte aus dem Wald. Der Schakal lief den Hang hinauf, sah sich noch einmal um und war über die Kuppe verschwunden, bevor Max zwischen den Kiefern hervor kam. Er setzte ihm mühsam über das höher gelegene Terrain nach und blieb lange auf dem Grat stehen, dann trottete er zurück, wehrte ihre Fragen mit einer Handbewegung ab, griff sich seine Kelle wie ein Schwert und hockte sich beim Schädelraum hin.

An dem Abend bekam er von den anderen nichts zu sehen. Eberhard fuhr ihn hinunter in den Ort, mit Max auf dem Beifahrersitz, reglos wie eine Holzskulptur, und Eleschen auf der Rückbank neben ihm, die Arme vor der Brust verschränkt und mit verkniffenem Gesicht, als zöge es, dabei lehnte sie sich Richtung Tür und blieb mit dem Gesicht dicht am Fenster.

Die Unterhaltung während der Fahrt bestand lediglich aus einem nicht enden wollenden Hickhack zwischen Max, der zu Eberhard sagte, er solle mit dem Gesumme aufhören, und Eberhard, der erwiderte, er habe nicht gesummt, woraufhin Max sagte, doch, habe er wohl, und zum Beweis die Melodie summt, woraufhin Eberhard ruhig erklärte, das sei ja alles schön und gut, aber er habe nun mal nicht gesummt, er finde Summen abgeschmackt, mit Pfeifen und Singen sei es etwas anderes, das täte er mitunter... und so weiter, durch Afision hindurch und bis zum HellaSpar an der Abzweigung zum Ortheion, wo die Zigeuner ihre Mädchen feilboten und herumlungerten, in der Hoffnung auf Münzen, die sie für Zigaretten und eine Flasche Landwein sparten. Seltsam war auch, dass Natsuko und Eleschen nicht gemeinsam nach Hause fuhren. Ob sie ebenfalls Streit gehabt hatten? Er brachte nicht den Mut auf, danach zu fragen.

Eberhard setzte ihn vor dem Hotel ab und hielt nicht an, als Ben sich erkundigen wollte, was sie später noch vorhatten. Er setzte mit dem Delux zurück und redete schon mit gebleckten Zähnen auf die verbliebenen Insassen ein. Er wirkte zornig und aufgeschreckt, und Ben sah sich nach etwas um, was ihn so aus der Fassung gebracht haben mochte, aber es herrschte kein Verkehr, die Straße war leer bis auf die Orangenbäume, die beleibten Palmen und den Kioskbetreiber, der einem Schwarzen mit einem Handy am Ohr – eine so seltene und aufsehererregende Erscheinung wie ein Nubier im alten Rom – Telefonkarten verkaufte.

Er hielt es zwei Stunden allein in seinem Hotelzimmer aus, lief auf und ab und las Zeitungen (*Proteste gegen NATO-Truppen, Familie appelliert an Entführer und Weitere Bombenattentate in Madrid erwartet*, als ließen Bomben sich auf einmal vorhersagen wie Regenfälle), dann rief er Natsuko auf dem Handy an, wo sich aber nur die Mailbox einschaltete

(ihre Stimme klang zu hoch und kokett, wie eine Parodie auf ihre eigentliche), und stieg schließlich wieder in seine verdreckten Stiefel. Erst ging er zu Eberhard, dann weiter zum Kathedralenplatz und die Thermopylon-Straße hinauf, traf aber niemanden an, oder zumindest machte ihm niemand auf, und als er auf dem Rückweg wieder bei Eberhard vorbeikam, sah er dessen Wagen auch nirgendwo stehen.

Auf dem Hauptplatz, vor dem beleuchteten Schaufenster von Mister Donut, schaute er durch die Bäume zum Himmel hinauf. Irgendwo übte eine Kapelle, Blechbläser töne wärmten die Luft auf. Der Unabhängigkeitstag stand bevor. Es war wieder kälter geworden. Die Sterne verschwanden hinter Wolken, der Mond streute mattes Licht durch Nebel, und er empfand Bedauern, gepaart mit Erleichterung.

Am folgenden Nachmittag trat Chrystos an ihn heran. Er schaufelte Rücken an Rücken mit Jason in dem engen Schacht der Osthalde, beide ohne viel zu reden, schon gar nicht über das, was am Abend zuvor los gewesen war; Jasons Kraftausdrücke und die Art, wie er mit den Ellbogen herumfuhrwerkete, sagten schon alles.

Er war zum dritten Mal auf Bruchgestein gestoßen, riss Felsbrocken heraus wie faule Zähne und begutachtete gerade sein verbogenes Schaufelblatt, als ein Schatten auf ihn fiel und er, von der Sonne halb geblendet, Chrystos vom Grubenrand zu sich herunterspähen sah.

»Du hast eine leichte Stelle übersehen. Gleich da.«

»Die hebe ich mir für später auf«, sagte er, hielt inne, um zu Atem zu kommen, und hörte Chrystos von oben glucksen, den hohlen Widerhall an den Grubenwänden.

»So wie das beste Stück Fleisch. Ich wollte mit dir reden.«

»Worüber?«

»Über den Schakal, den du getötet hast.«

Er hörte hinter sich Erdklumpen poltern, als würde Jason sie nicht hinausbefördern, sondern in die Grube schaufeln. Die Osthalde war tief, aber nicht lang. Sie standen dicht beieinander.

»Als ich ihn zuletzt gesehen habe, wirkte er ganz lebendig«, sagte er, und Chrystos lächelte erneut. Der schräge Lichteinfall ließ seinen Kopf nur als Umriss erkennen, hob aber die Falten um seine Augen hervor, machte einen gütigen alten Mann aus ihm.

»Nicht das Weibchen. Ich meine den Rüden.«

»Das Weibchen?« Aus Jasons Stimme, dicht bei seinem Ohr, hörte er heraus, dass dieser es im selben Moment begriffen hatte wie er.

»Das Weibchen ist trächtig. Sie sollte in ihrem Bau bleiben. Sie muss großen Hunger haben. So großen Hunger, dass sie hergekommen ist, dorthin, wo Menschen sind, um nach ihrem Gefährten zu suchen. Aber sie wird ihn nicht finden. Weil ihr Gefährte tot ist.«

»Woher weißt du das?«

»Weil sie gekommen ist.«

»Wir haben ihn nicht getötet«, sagte Jason schroff, und Ben fuhr zusammen; in seiner Stimme schwangen Furcht und Wut mit. »Wir jagen Kaninchen, Vögel, weiter nichts.«

»Sparta ist klein. Jeder redet mit jedem. Wenn jemand anderer ...«

»Dann war es eben keiner. Vielleicht hat ihn ein Auto erwischt. Irgendwann müssen sie eben sterben.«

»Irgendwann ja.«

»Also wir waren es nicht. Und was schert dich das überhaupt? «

»Nichts. Eure Angelegenheiten sind eure Sache.«

»Was passiert denn jetzt mit ihr?«, fragte Ben. »Wo der andere doch tot ist?«

Chrystos stützte die Hände auf die Knie und schickte sich an aufzustehen. Seine Augen ruhten immer noch auf Ben. Später fiel ihm ein, dass er Jason keines Blickes gewürdigt hatte.

»Du hast sie ja gesehen. Sie kann nicht jagen und muss für viele fressen.«

»Das heißt, sie wird sterben?«

»Ja, natürlich. Einer tot, alle tot«, sagte er, zog sich zurück und war verschwunden.

Außer im Schlaf sah er das Weibchen erst nach fünf Tagen wieder.

Am Sonntagmorgen träumte er von der Höhle: Ein Felspalt, halbvoll mit Geröll und lockerer Erde. Der schmale Zugang und die Opuntien ließen kein Licht hineinfallen, doch er hörte den Schakal, seinen schweren Atem dicht hinter ihm im Dunkel, nahe bei seinem Ohr wie der von Jason in der Grube. Hin und wieder vernahm er noch andere Geräusche, ein Winseln und ein dumpfes, unregelmäßiges Schaben und Mahlen wie von einer Feile, die über eine Kelle schrappt, und es dauerte unerträglich lang, bis ihm dämmerte, was er da hörte: Das Tier fraß sich selber auf.

Beim Aufwachen roch er Chlor. Die Dusche lief, und auf dem Boden lag ein rosaweißblauer Haufen: Natsukos Turnschuhe, ihr T-Shirt und ihre Jeans. Er hatte ihr keinen Schlüssel überlassen, aber irgendwie war es ihr in der vergangenen Woche trotzdem gelungen, sich Zugang zu verschaffen. Er verdächtigte den Jungen mit den angeklatschten Haaren und wusste nicht recht, ob er sich schlicht für sich freuen oder nicht doch auf ihn eifersüchtig sein sollte.

Als sie splitternackt ins Zimmer kam, stellte er sich schlafend, sah ihr zu, wie sie hin und her lief, Tee machte, sich

abtrocknete, seinen Morgenmantel stibitzte, bis sie schließlich aufsah und ihn erwischte.

»Böser Mann.«

»Guter Mann. Komm her, dann zeig ich's dir.«

»Nein. Du bist mir zu böse. Und zu faul.«

»Wieso, wie spät ist es denn?«

»Du hast den ganzen Vormittag verschlafen. Wie eine Katze.«

Er sah auf die Uhr und fluchte, obwohl er guten Gewissens lange schlafen durfte; dann fiel ihm der Traum wieder ein, und er warf die Decken von sich, wollte nicht wieder zurück zu dem Spalt und dem mahlenden Geräusch.

Das Teewasser kochte. Ein schräg einfallender Strahl Mittagssonne erhellte den Dampf. Natsuko war wieder im Badezimmer verschwunden und sang.

»Du klingst so vergnügt. Wo warst du denn?«

»Schwimmen.«

»Immer beim Schwimmen. Du musst in einem früheren Leben ein Fisch gewesen sein.«

Nebenan begann der Fön zu heulen, verstummte und setzte wieder ein, zerhackte Natsukos Sätze. »... Delphin. Deswegen esse ich so gerne... nicht den ganzen Vormittag. Auch Kirche.«

Er ging zu dem Teekessel. »Zur Kirche?«

»... manchmal. Wir gehen mit Max hin. Er ist sehr gläubig. Und hier in den Kirchen ist alles so reich verziert.«

»Das wusste ich nicht«, sagte er und goss das Wasser in die Kanne. »Ich dachte, in Japan glauben sie an was anderes.«

»Wo ich herkomme, gibt es auch Christen.«

»Du glaubst also an Gott?«, fragte er und spürte, wie sie genüsslich ihre Arme, noch feucht von der Dusche, um ihn schlang.

»Es ist wichtig, an etwas zu glauben.«

»Ich hab von dem Schakal geträumt«, sagte er und umschloss ihre Finger, die sein Haar zwirbelten.

»Vom Töten zu träumen, bringt Glück.«

Nicht von *dem* Schakal, dachte er. »Sagt das dein Gott?«

»Nein. Aber ich habe viele Götter.«

»Schön für dich. Und was bringt Pech?«

»Vom Getötetwerden zu träumen«, sagte sie und drehte ihn zu sich um.

In der folgenden Nacht suchte er ihn wieder heim, ein Albtraum mündete in den nächsten, wie ein Blutstrom.

Erst sah er das Tier, das im Fluss ertrank, die Augen von Unrat weggeätzt. Danach, als hätte Natsuko ihn mit einem Fluch belegt, träumte er von der mörderischen Jagd selbst, den Hügeln, dem Wald und der Lichtung, ohne Ton und in Zeitlupe. Zum Schluss träumte er, dass er allein erwachte und Stanton bei ihm am Bett stand, mit dem Kopf eines Schakals und den Augen einer alten Gottheit, und ihm die Hände entgegenstreckte, um ihn durch die Unterwelt zu geleiten.

Bellende Hunde draußen in den Hinterhöfen weckten ihn. Er stand so leise wie möglich auf, um Natsuko nicht zu stören.

Eben wollte er das Fenster zumachen, da hörte er ein Geräusch von weiter weg, höher als das der Hofhunde, in schrillum Falsett. Erst versuchte er sich einzureden, es sei eine Sirene, ein Rettungswagen irgendwo weit außerhalb, unterwegs zu einem Tatort oder Unfall oder auf dem Rückweg.

Doch wider Willen erkannte er bereits die Stimme des Schakalweibchens. Die ferne Einsamkeit, den Grimm. Wie ein rauer Strick zog er sich durch das mattere Bellen und Zwitschern der Tiere im Ort.

»Ist sie das?«, fragte Natsuko schläfrig im Dunkeln hinter ihm, und er nickte, weiter lauschend. »Wie weit ist sie weg?«

»Ziemlich weit«, sagte er, schloss das Fenster und legte den Riegel vor.

Wenn er sie küsste, wurde sie manchmal völlig still. Reglos, wie ein Tier. Als ob sie auf etwas wartete. Er bildete sich nicht ein, dass er es sei.

Den Sex mit ihr fand er ebenfalls verwirrend. Er sah ihr ins Gesicht – ihr Kopf nach hinten gereckt, ihre Schlüsselbeine wie Flügel, sah die Wonne, die er ihr bereitete, und doch kam es ihm nicht vor, als ob sie ihm ganz und gar gehörte. Er besaß sie und doch wieder nicht. Manchmal, danach, wenn er allein war, dachte er daran und wusste, dass ihn dies eines Tages in blinde Wut versetzen würde.

Sie saß neben ihm im Bett, ihr Haar fiel glatt bis über die Brüste hinab, und aß Joghurt mit Honig aus dem Becher.

»Woran denkst du?«, fragte er; sie hielt inne und dachte nach, sah dann zu ihm hinunter, die Augen im Dunkeln geweitet.

»Ich denke an nichts.«

Donnerstag lief es, wenn schon nicht bei ihm, so doch bei den anderen gut.

Jason hatte zu seiner alten Form zurückgefunden und erzählte jedem, der es hören wollte, von dem Sommer, in dem er in Astrachan gearbeitet und sieben Skelette ausgegraben hatte, alle in verrottete Zobelpelze gehüllt und eines mit einer goldenen Taschenuhr, so rund und dick wie ein halber Apfel. Bei der mittäglichen Grabungspredigt sprudelte Eleschen förmlich los: Max hatte im Schädelraum einen guten halben Meter unterhalb der Fundstelle von Laco zwei Urnen zutage gefördert und Eleschen darin Statuetten von Apollon und Artemis gefunden, die die Zwillingsgottheiten in ihrer Eigenschaft als Herrscher über Krankheiten darstellten, plus Überreste offenbar eindeutig medizinischen Zwecken dienender

Substanzen. Honig, Opium, gemahlene Alpenveilchenwurzel und pulverisiertes Zinnober, das quecksilberhaltige rote Sulfid.

Selbst Max wurde munter, ließ ausnahmsweise die Arbeit Arbeit sein und setzte sich mit Themeus und Elias zu einem kleinen Plausch unter den Dachvorsprung der Elias-Kapelle; die Sonne beleuchtete sein pockennarbiges Gesicht, das sich selten, aber doch zum Lächeln eines steinernen Buddhas verzog.

Trotz des guten Wetters machten sie früh Schluss. Missy stellte für den Unabhängigkeitstag ein paar Stunden Freizeit in Aussicht und aalte sich in der kurzen Beifallskundgebung. Mit heruntergekurbelten Fenstern rauschten sie talwärts; Eberhard ließ sich überreden, eine CD von Jason einzulegen – der beste Autofahrer-Mix (laut Jason) von Sparta bis Berlin –, und Eleschen sang abschnittsweise mit. Sie hatte eine schöne, kehlige Stimme. Ihr Arm ruhte auf der warmen Flanke des Wagens, die Finger im Fahrtwind gespreizt.

Als sie an den ersten Nebengebäuden und Kleingärten von Afision vorbeifuhren, hörte sie auf zu singen und setzte sich gerade hin.

»Oh«, sagte sie mit plötzlich ganz kleiner Stimme, »seht mal da.« Sie taten es, und Eberhard verfiel in Schnecken tempo, das schwungvolle Fahrgefühl war verflogen.

An der Biegung der Dorfstraße stand ein Pick-up mit getönten Scheiben. Jemand hatte die Reifen abgespritzt. Seitlich klebte noch Dreck an der Lade fläche. Die Fahrtür war offen, auf dem Gitterrost der Trittstufe stand ein Werkzeugkasten. Der linke Vorderreifen war abmontiert, die nasse Radnabe ein glänzender Schild, das Fahrgestell auf Betonklötzen aufgebockt.

Vom rückwärtigen Teil der Kabine hing ein langer grauer Fetzen herab. Er schien schwer zu sein; zunächst dachten sie,

der Schlauch hätte ihn bei einem ungeschickten Schwenk durchnässt. Erst als ihr Wagen nah herangekommen war, erkannte Ben, was es war.

Das Schakalweibchen war am Schwanz aufgeknüpft. Hinter- und Vorderläufe hingen herunter, nur ein Ohr war gespitzt, als wollte es weiter lauschen. Das Tier war grob ausgeweidet. Ein langer Schnitt führte hinauf bis zum Kinn, alle Gliedmaßen waren bis zu den Klauen aufgeschlitzt. Der Bauch schlabberig ausgeleiert und leer.

Der Kopf hing ein gutes Stück über der Ladefläche. Im Vorbeifahren sah Ben die Augen, zu Schlitzzen verengt, und die gefletschten weißen Zähne, zu ewigem Grinsen verdammt.

Schweigen im Auto, gedehnt wie angehaltener Atem. Vor der Hauptstraße staute sich der Verkehr und kroch dahin, bis sie die Brücke hinter sich hatten. Dann beugte sich Eleschen an Eberhard vorbei nach vorn, ihre weißen Hände schlossen sich um die Rücklehne.

»Müssen wir uns Sorgen machen?«

»Nicht im Geringsten.«

»Aber was glaubst du, wo ...«

Jason brummte. »Die müssen sie gestern Nacht erwischt haben.«

»Jason hat recht«, sagte Eberhard. »Wenn sich da was täte, hätten wir es schon gemerkt. Dafür waren wir gut aufgestellt. Außerdem würden sie den Kadaver nicht so zur Schau stellen, wenn irgendjemand was gefunden hätte.«

»Gefunden?«, fragte Ben. »Sie haben sie doch gefunden, oder? Was gäbe es denn noch zu finden?«

Keine Antwort. Sie fuhren weiter, am Hotel vorbei, hielten auch bei Eberhard nicht an, sondern steuerten den Kathedralenplatz an. Die bunten Wimpel waren noch nicht angestrahlt und die Straßen noch nicht überfüllt, aber es tummelten sich doch schon etliche Leute dort, präsentierten sich im

Sonntagsstaat mit ihren Kindern, und es herrschte allgemeine Festtagsstimmung

»Zeit für einen Drink«, sagte Jason. »Wer ist mit dabei? Die erste Runde geht auf mich.«

»Was könnten sie denn finden?«, fragte er wieder, doch auch diesmal blieb die Antwort aus.

»Was für ein grässlicher Song«, sagte Eberhard träge, worauf Jason einen verächtlichen Zischlaut ausstieß.

»Du musst grade reden, bei dem Scheiß, den du dir immer anhörst. Dir könnte es das Trommelfell raushauen, und du merkst immer noch nicht, dass das gute Musik ist.«

Sie kamen zu dem Platz. Zwei Priester schritten die breiten Stufen vor der Kathedrale hinunter, umgeben von alten Frauen, die sich hinaufmühten, alle – Frauen wie Priester – in Schwarz, geschäftig und zielbewusst wie Ameisen. Rings um den Wagen flogen Tauben auf, ihre Schwingen leuchteten in der Sonne.

»Meine Definition eines schlechten Songs ...«, setzte Sauer an, doch Eleschen fiel ihm ins Wort.

»Ich wünschte, es wäre Sommer.«

»Wieso?«, fragte er, immer noch verwirrt, doch er ließ sich von ihrer Erleichterung ergreifen, von ihrer Fröhlichkeit anstecken, wollte verstehen – das wollte er mehr als alles andere –, und Jason lachte, fast schon freundlich, während Eleschen sich zu ihm hinbeugte und ihn küsste.

»Weil es im Sommer hier so schön ist, Ben. Weil wir dann mit allem fertig sind. Und weil ich die Zikaden singen hören will.«

XII

Aufzeichnungen für eine Doktorarbeit

Gestern Abend habe ich wieder Sirenen gehört. Heute Morgen roch es auf den Straßen beißend nach Rauch. Ein paar Schwaden hingen noch über dem Fluss.

Kreuzwort hat mir von dem Brand erzählt. Sie war draußen auf der Treppe, goss die Bäume an der Straße und hat mich in ein Gespräch verwickelt. Ihr Gesicht leuchtete förmlich vor Freude darüber, die Geschichte an den Mann zu bringen.

Es waren die *yifti* (hat Kreuzwort gesagt), alle in Feierlaune und betrunken wie die Russen. Die Frauen trinken genauso viel wie die Männer, und vertragen tun sie alle nichts. Die Kinder sind freche Rotznasen, und die Frauen (sagte Kreuzwort und nahm mich beim Arm) sind noch schlimmer als die Männer. Die haben Messer in ihren Röcken stecken. Es brennt andauernd irgendwo, weil sie finden, dass es so schön aussieht, wenn was in Flammen steht, und darum zündeln sie so gerne. Diesmal hat es ein altes Haus erwischt, draußen an der Straße nach Gythion. Wobei da nicht viel niederzubrennen war, das sind solche Bruchbuden, die Hälfte davon ist ohnehin schon hinüber.

Später habe ich mit Elias geredet. Seine Version ist eine andere. Er sagt, es seien Männer aus dem Ort gewesen, sieben oder acht, die sich einen Spaß machen wollten. Ein Mädchen

wurde verletzt. Verbrannt ist niemand. Polizei und Feuerwehr waren da. Mehr sagt er nicht.

Sirene. In den alten Sagen sind die Sirenen Fabelwesen aus Meeren und Flüssen. Ligiea und Leukosia sind ihre ältesten überlieferten Namen. Es sind Vögel mit Frauengesichtern oder Frauen mit Fischschwänzen. Ihre Stimmen sind schön; so schön, dass es schmerzt. Ihre Gesänge sind voller Haken und Köder, und damit fangen sie Männer. Sie sind die fleischgewordene Angst der Männer vor Frauen. Ein Mann, der den Gesang der Sirenen vernimmt, vergisst sein Leben, vergisst sich selbst. Sein Schiff geht unter und er mit ihm, oder er steht lauschend da, gebannt, achtet nicht des Hungers, der ihn das Leben kostet.

Erstlich erreicht dein Schiff die Sirenen; diese bezaubern alle sterblichen Menschen, wer ihre Wohnung berührt, dem wird zu Hause nimmer die Gattin und unmündige Kinder mit freudigem Gruße begegnen; denn es bezaubert ihn der helle Gesang der Sirenen, die auf der Wiese sitzen, von aufgehäuften Gebeine modernder Menschen umringt ...

Wie wurden die Sirenen zu Sirenen? Das Fabelwesen zieht uns in seinen Bann. Das Signal warnt uns, fernzubleiben. Sie erscheinen als polare Gegensätze. Als deute das Wort, das einst *Norden* bedeutete, nun pfeilgerade nach *Süden*.

Was waren die Schakale für uns? Haben sie uns in ihren Bann gezogen oder uns gewarnt? Natürlich kann man ihnen keines von beiden unterstellen. Ihr Geheul galt nicht uns.

Die Stimmen lassen mich nicht los. Letzte Nacht weckten mich die Sirenen, und ich glaubte Geister zu hören, die Schakale haben ganz so geklungen wie sie. Als ich mich hinsetzte, um dies hier zu schreiben, wurde mir klar, dass ich wieder auf sie lauschte. Ihre Stimmen stecken in meinem Kopf fest wie Haken. Ich bin verfangen in Erinnerungen.

Welche Art von Sirenen waren die Schakale? Ich glaube, sie waren beides: Warnung und Lockung.

Bald ist Ostern.

Themeus kommt mit Geschenken für Eleschen an. Anfangs war er zu schüchtern, um sie ihr direkt zu geben. Als er es tut, wird er puterrot. Elias lacht, Max guckt wütend und findet es peinlich, glaube ich. Themeus schleicht sich in der Mittagspause an sie an, als wäre sie ein Tier, das er nicht aufstören will (weil es sonst wegrennt oder beißt?), und legt ihr in Feigenblätter eingewickelte Eier hin, Klatschmagazine und wilde Honigwaben vom letzten Jahr, aufgebrochene schwarzgelbe Labyrinth in alten Olivenkrügen.

Die Sonne hat ihr Haar ausgebleicht. Meine Spartanerblondine, sagt Eberhard zu ihr. Jason meint, Themeus sei nicht ihr einziger Verehrer. Von den Männern hier ist der halbe Ort in sie verliebt. Die Kadetten beten sie an. Die älteren drücken sich jeden Abend allein oder zu zweit auf dem Kathedralenplatz herum. An Ostern wird sie sich vor Geschenken nicht mehr retten können, sagt Jason.

Er hat mir etwas über sie erzählt. Sie kommt aus einer Amish-Familie, zu der sie nicht mehr zurückkann. Ihre Familie lässt sie nicht an einem Tisch mit ihnen essen. Sie ist weggegangen, weil sie Musik liebt. Musik ist ein Zeichen von Hoffart. Und Hoffart ist eine Todsünde. Mit neunzehn ist sie allein in eine Stadt namens Athens gezogen.

So hat Eleschen es Jason erzählt, aber Jason will es nicht glauben; er denkt, es muss etwas *Deftigeres* dahinter stecken als Musik. Also erzählt er die Geschichte mir, und wem soll ich glauben? Jason steckt voller Geschichten. Und gleich den Historikern lässt er nur niedrige Beweggründe gelten. Aber er hat es mir beim Wein erzählt, und Jason ist ehrlicher, wenn er betrunken ist. Nur dann erzählt er mir was. Und er ist der Einzige von uns, der mir überhaupt je was erzählt.

Sie spielen seltsame Spiele, hat Chrystos gesagt. Er hatte recht, aber das Spiel ist nicht der Knackpunkt. Sie spielen Spartaner, mit ihren Geheimnissen und ihren albernen Klauereien und Jagden. Wie Katzen, die das Töten üben. Wie Kinder, deren Spiele allen außer ihnen selbst grausam und seicht oder bedeutungslos erscheinen. Aber dieses Spiel ist... so etwas wie ein Witz, mit dem man sich um die Wahrheit herumdrückt. Eine Theatermaske. Es hängt noch mehr daran. Wieso hätte Eberhard sonst gelogen? Es ist nicht bloß ein Spiel.

Sie verstecken etwas. Arbeiten daran. Sie sind sich nicht in vielem gleich, nur darin. Wenn Furcht das Thema der spartanischen Götter ist, dann ist ihres die Verschwiegenheit. Und was will ich damit sagen? Dass sie etwas zu verbergen haben. Ich glaube, sie stellen mich auf die Probe. Ich glaube, sie haben irgendwas da oben versteckt, irgendwo in den Höhlen.

XIII

Die Höhle

Ein Ausflug!« Freitag, bei Eberhard. Ben holte in der Küche Eis. Die anderen waren alle auf dem Balkon schon mit Trinken zugange, während der Mond über den Horizont stieg. Durch die Ventilatoröffnung konnte er sie draußen reden hören.

Warmer Gin, hatte Natsuko gesagt und angewidert den Mund verzogen, und bevor er sich anbieten konnte, hatte Eleschen es für ihn übernommen. *Es ist Eis da. Ben holt es dir, nicht wahr, Ben?*

Eleschen sprach auch jetzt und knackte munter im Takt dazu Mandeln. Während sie noch an der einen kaute, machte sie sich schon an die nächste, knackte sie auf der klobigen Steinplatte, dass ihr leeres Schnapsglas nur so schepperte. Ben kniete sich vor den Kühlschrank und hörte über sich Tauben von der Traufe auffliegen.

Vom Regen in die Traufe: Die Wendung gefiel Natsuko ganz besonders. Sie habe Regen schon immer geliebt, sagte sie.

In Japan regnet es höllenviel.

Höllisch viel, meinst du. In England auch. Katzen und Hunde.

Wieso Katzen und Hunde?

Komm mal auf Besuch. Dann zeige ich es dir.

Vielleicht, hatte sie darauf gesagt, *Eines Tages*, und sich dabei so schwermütig und melancholisch angehört, es so unmöglich klingen lassen, als lägen Jahrhunderte oder ganze Galaxien zwischen ihnen und England, dass er losgeprustet hatte.

Knack!

»Hörst du wohl auf damit, El? Da wird man ja ganz irre im Kopf.«

»Dazu braucht's bei dir nicht viel. Was für ein Ausflug, Eleschen? «

»Keine Ahnung, ist mir gerade erst eingefallen, aber wäre doch eine hübsche Idee, oder? Also ich finde, wir sollten fahren.«

»Wohin denn?«

»Piepegal! Irgendwohin, wo's nett ist.«

»Haben wir uns das verdient?«

»Aber sicher doch. Jetzt kommt schon, Leute, seid nicht so langweilig.«

»Wir haben doch noch gar nichts geleistet.«

»Dann erst recht. Wir lassen uns inspirieren. Fahren irgendwohin, wo es *inspirierend* ist.«

»Wo könnte es wohl inspirierender sein als hier?«

Er machte den Kühlschrank zu und ging zur Spüle, ließ Wasser über die Eiswürfel laufen, um sie aus der Schale zu lösen. Zeitweise waren die Stimmen nur abgehackt zu vernehmen, doch er konnte sie mittlerweile unterscheiden, auch ohne ein Wort zu verstehen, sie waren vertraut wie Stimmen alter Freunde, die man überall erkannt hätte.

Als er das Wasser abdrehte, hörte er Eleschen lachen.

»Wir könnten noch heute Abend los!«

»Viel zu spät, und wir sind alle schon zu betrunken.«

»Ich nicht. Ich fahre. Wer kommt mit?«

Knack!

»Hörst du jetzt endlich auf damit, verdammt noch mal?«

»Nur wenn du was anderes zu essen für mich auftreibst. Aber das tust du nicht, weil du kein Ritter bist, der einem Mädchen aus der Patsche hilft, und außerdem hättest du sowieso keine Chance, weil Eberhard sich von Büchern und Staub ernährt. Wie eine Spinne. Wie ein Insekt.«

»Beides kann ich wohl schwerlich sein, schließlich ernähren sich Spinnen von Insekten ...«

»Leck mich doch, wie wär's damit, Schätzchen?«

»Nee, du bist mir zu vulgär. Außerdem sind die hier viel leckerer.«

»Ich bin auch lecker. Du musst es bloß mal probieren.«

»Wohin?«

Die Stimme von Max. Ben hatte fast vergessen, dass er auch da draußen saß. Er hatte ein Talent darin, immer unauffällig zu bleiben. Der Georgier zog die Aufmerksamkeit so wenig auf sich wie Wasser in einem durchsichtigen Glas. Ein merkwürdiger Zug an solch einem Hünen. Ben stellte sich sein Gesicht vor, grummelig wie seine Stimme.

»Nach Olympia. Oder ans Meer! Beim letzten Mal, in Gythion, war es da noch so saukalt. Kommt schon, wir haben ein ganzes Wochenende. Ist doch nur ein Katzensprung.«

Das freie Wochenende war Missy zu verdanken. An dem Morgen hatte sich die Stimmung oben bei der Ausgrabungsstätte merklich verbessert, alle waren ein bisschen aufgetaut und plötzlich herzlicher als zuvor. Missy hatte erst verwirrt und dann über die Maßen erfreut gewirkt, sie platzte fast vor Stolz, knöpfte sich dann Ben vor und fragte ihn, ob der freie Nachmittag, den sie gestern angekündigt hatte, für sie alle tatsächlich so etwas Besonderes war.

Sie hatte sich ihre Trumpfkarte bis nachmittags aufgehoben, als sie eben die Zelte abbrechen wollten, und erklärt, sie

müsse am folgenden Tag nach Athen, um der Cyriac Foundation ihren Zwischenbericht vorzulegen. Für die Zeit ihrer Abwesenheit hätten sie sich einen vollen freien Tag verdient. *Weil ihr alle so wacker gerackert habt*, sagte sie und errötete angesichts der Bestechung ebenso wie Ben.

Er drückte das Eis aus der Schale in den grün glasierten Krug. Der letzte Würfel blieb ihm am Finger kleben; er zischelte wütend und löste ihn ab, hörte nicht länger hin, war das Lauschen schon leid, wollte wieder bei ihnen sein.

»Lieber nicht noch mal nach Gythion.«

»Wieso nicht? Ist doch keine üble Idee, sich ein Wochenende am Meer zu verlustieren.«

»Bloß dass du niemanden hast, mit dem du dich verlustieren kannst.«

»Außer sich selber.«

»Da sind um die Zeit schon Touristen, mit denen gibt's immer was zu lachen.«

Jetzt glitt Jasons Blick sicher über den Platz. Er hatte sich in der Woche zuvor den Bart abrasiert. Die Stoppeln waren schon wieder nachgewachsen, sie ließen ihn hohlwangig wirken, weniger clownesk – ausgehungertes, vielleicht auch bedrohlicher: ein verjüngter Tom Waits oder Jack Nicholson, ein brunftiges Raubtier, ein cracksüchtiger Kettensägenkiller.

»Wir haben Verpflichtungen hier.«

»Die laufen uns nicht weg.«

»Irgendwer muss sich drum kümmern.«

»Ja, klar. Das ließe sich heute Abend noch erledigen.«

»Wir könnten paddeln gehen.«

»Nacktbaden.«

Natsuko seufzte und verschob ihren Stuhl. »Wir könnten schwimmen gehen.«

»Diese Warterei. Ich bin's so leid.«

»Dauert jetzt doch nicht mehr lange.«

»Ach ja?«

»Es muss bald passieren, so oder so. Ostern steht vor der Tür.«

Schweigen. Eine Lücke, in der Ben merkte, dass er den Faden verloren hatte. Irgendwas musste er überhört oder falsch verstanden haben; dann sprach wieder Eberhard, reserviert, auf der Hut. Als er von fern seinen Namen hörte, blieb er stocksteif in der Küchentür stehen.

»Und Ben?«

»Geh mir weg mit Ben.«

»Der regt sich bloß auf.«

»Er ist ein Klotz am Bein.«

»Ach, komm schon. Dafür kann er nichts.«

»Er weiß von nichts.«

»Und wenn, wem sollte er davon erzählen?«

»Du magst ihn nicht besonders, stimmt's, Max?«

»Ich traue ihm nicht.«

»Du traust niemandem.«

»Er mag uns.«

»Er liebt dich. Bist ein Glückspilz, Mädels.«

»Und deshalb würde er nie was gegen uns sagen.«

»Eb hat recht. Nehmen wir ihn mit.«

»So oder so, mir ist es egal, ich will bloß das Meer sehen. Und Sand. Fahren wir irgendwohin, wo's Sand gibt, okay? Ich hab die Schnauze voll von Dreck und Steinen und von der Warterei.«

»Also dann nach Pylos.«

»Gythion ist näher.«

»Noch mal nach Gythion geht nicht.«

»Es wäre vernünftiger, nirgendwohin zu fahren... aber Eberhard hat recht. Wenn schon, dann Pylos, das ist sicherer.«

»Zu der sandigen Pylos! Wie in den Geschichten«, sagte Eleschen, so rundheraus entzückt, dass es, als er sich wieder zu ihnen gesellte, beschlossene Sache war.

Sie fuhren über den Langada-Pass, mit dem ersten Licht im Rücken durch die Schlucht hinauf, vorbei an Felsblöcken und Geröllfeldern, gesäumt von hoch aufragenden Gipfeln, dann auf der anderen Seite hinunter zurück in die Nacht: Dunkelheit verschanzt unter den Kiefern, kein Schimmer von Morgenröte in Artemisia. Die Sonne holte sie erst bei den Haarnadelkurven abwärts zu den staubiggrünen Obsthainen der Ebene von Messenien wieder ein.

Um acht waren sie in Kalamata, wo der Verkehr in den verstopften Hauptstraßen nach und nach zum Erliegen kam, erst Natsukos und dann beide Autos stecken blieben, eingekellt zwischen Rauchwolken spuckenden Fernlastzügen, Busse umrundenden Radfahrern und offenen Transportern, beladen mit Wassermelonen, turmhoch gestapelten, schwankenden Hühnerkörben, Brot, Fiberglas und Eis. Dann hatten sie es geschafft, und der Himmel vor ihnen schimmerte schon hell wie Perlmutter, als ginge er gleich hinter dem Horizont ins Meer über.

Beim Flugplatz machten sie einen Fahrerwechsel; Ben übernahm das Steuer von Natsuko, während Jason sich um Sylvia kümmerte. Mit stierem Blick, vor Durst schon halb im Delirium, ließ sich die Hündin mit Wasser aus der Flasche volllaufen und nahm dann unverfroren Reißaus in das gewaltige Kalmusröhricht neben der Straße. Bis sie glücklich wieder ins Auto gelockt war, hatten die anderen einen ordentlichen Vorsprung, aber es gab nur die eine Straße, und er fuhr schnell, überholte Traktoren und Wochenendurlauber, bis der Volvo in Sicht kam, ein kleiner silberner Flitzer zwischen grünen Böschungen.

Hinter Messini machte die Straße einen Schwenk nach Südwesten. Jason zappte sich durch die Radiokanäle, auf der Suche nach Polizeifunkfrequenzen. Natsuko schaute hinaus, Schatten legten sich auf ihr Gesicht. Die Hündin schlief mit weit offenem Maul.

Nehmt sie mit, hatte Eleschen an dem Abend gesagt, als es um Sylvia ging. Und Jason hatte das Gleiche über ihn gesagt, letzte Nacht auf dem Balkon. Sie hatten von ihm geredet wie von der Hündin – zwar nicht direkt vor ihm, aber das war auch schon der einzige Unterschied.

Er schauderte und spürte im nächsten Moment Natsukos warme Hand auf seinem Nacken.

»Was ist?«

»Nichts. Alles okay«, sagte er und erwiderte ihr Lächeln wie zur Bekräftigung.

Und stimmte es etwa nicht? Ihm ging es bestens. Das Gespräch auf dem Balkon hatte nichts zu bedeuten gehabt, es steckte nichts dahinter. Nur ganz leise regte sich Unbehagen in ihm, das altbekannte Gefühl, irgendwo in die Irre gegangen zu sein, den roten Faden in seinem Leben verloren zu haben, so wie er den Gedankengängen der anderen nicht mehr hatte folgen können. Odysseus, verirrt und verloren auf See. Fast war er schon daran gewöhnt. Doch jetzt gab es andere, frischere Gefühle. Die Begeisterung für das Land rings um ihn her. Die Freude, Freunde gefunden zu haben, mit lieb gewonnenen Menschen zusammen zu sein. Die Freiheit, die in ihm aufwallte, als sie gemeinsam Richtung Meer fuhren. Sie hatten ihn mitfahren lassen. Das war genug. Er war zufrieden.

Woher es wohl kam, dieses neue Gefühl von Freiheit? Irgendetwas hatte ihn aus seinem Griff entlassen. Sein altes Leben? Die Stadt mit ihrem Verkehrschaos, die hinter ihnen zurückblieb? Nein, weniger das eine oder das andere als vielmehr Lakonien. Einen Monat lang saß er nun schon in den

Bergen, hatte gar nicht mehr gespürt, was dort auf ihn drückte.

»Sind wir nicht bald da?«, fragte Jason, und Sylvia wurde winselnd wach, als wolle sie seiner Beschwerde beipflichten, und just in dem Moment tauchte ein Straßenschild auf und versicherte ihnen, ja, sie waren so gut wie da.

Er holte Eberhard ein, als Pylos in Sicht kam. Der Volvo blieb einen Moment auf gleicher Höhe – kurz waren Max und Elechen zu sehen, die sich auf dem Rücksitz anfauchten wie Katzen – und übernahm dann wieder die Führung, zügig am entgegenkommenden Verkehr vorbei, eine Hand reckte sich träge aus dem Fahrerfenster und bedeutete Ben hoheitsvoll zu folgen. Der Ort war ein Amphitheater aus Terrakottadächern und weiß getünchten Mauern, die sich an die Hügel klammernten; sie ließen ihn links liegen und fuhren auf der höher gelegenen Küstenstraße weiter nach Norden.

»Wohin jetzt? Natsuko?«

»Ich frage nach, warte.«

Sie wählte eine eingespeicherte Nummer und sprach dann sehr förmlich ins Telefon.

»Er sagt, es gibt da einen geheimen Strand.«

»Sollten wir uns nicht erst mal Zimmer suchen?«, fragte er. Jason gähnte und streckte sich; sein Sitz war bis zum Anschlag nach hinten geschoben, seine Füße lagen überkreuz auf dem Armaturenbrett.

»Nur keine Hektik, okay? Wär doch schade um den Tag. In der Jahreszeit reißen die sich hier um uns.«

Jetzt lag das Meer neben ihnen, im Hafen dunkel wie Anthrazit, in den Untiefen leuchtend hell wie Buntglas. Eine Insel schirmte die Bucht vom offenen Meer ab, ein Drachenschwanz aus buckeligen Wirbelknochen.

»Eberhard sagt, die Insel heißt Sphakteria. Er lässt fragen, ob irgendwer Lust hätte, morgen ein Boot zu mieten.«

»Weder morgen noch bis an mein seliges Ende. Was hat er denn? Sag ihm, hier gibt's nichts, was ich mir ansehen will. Ich will bloß am Strand eine gute Figur machen und nicht schon wieder in Geschichte rumwühlen ...«

Die Insel erstreckte sich immer noch parallel zur Straße. Er sah zu ihr hin, während Jason weiterbrummelte. Über den Namen konnte er einen Bezug herstellen, ihr zerklüftetes Antlitz nahm Gestalt an wie das Gesicht eines alten Freundes in der Menge. Der erste Ort, an dem die Spartaner sich je geschlagen geben mussten, nachdem ihre Feinde den Waldbestand der Insel niedergebrannt hatten und ihre Hopliten sich, ausgehungert, von allen Seiten belagert sahen. Söldner der Athener schlichen sich entlang der Höhen an, Steinschleudergeschosse sirrten durch den Rauch wie in einer Neuauflage der Geschichte von David und Goliath.

»Hier sind Drachen«, sagte er mehr zu sich selbst, doch Jason nickte, sein Blick ruhte ebenfalls auf der Insel, als empfinde er das Gleiche, einen Anhauch von uralter Geschichte, die fast schon ins Reich der Mythen übergegangen war.

Pylos glich Sparta insofern, als auch hier eine legendäre Vergangenheit die Bedeutungslosigkeit der Neuzeit überschattete. *Die sandige Pylos, die heilige Pylos*, hatte Homer den Ort genannt. Und da war noch etwas gewesen, ein weiteres bedeutsames Ereignis neben der Niederlage der Spartaner ... was denn nur? Etwas aus der Neuzeit, oder doch beinahe – *Nicht Ihre Periode*, hätte Frau Fischer von der British School gesagt –, aber genauer bekam er es nicht zu fassen, das Wort lag ihm auf der Zunge, die Erinnerung wollte sich nicht greifen lassen.

Doch das war eben Griechenland. Das endlose Auf und Ab: erinnert, wiedererzählt und aufgezeichnet, nicht leiden-

schaftslos, sondern inbrünstig, auf dass die Töchter aus den Fehlern der Mütter lernen und die Söhne die Väter rächen mochten. Rache um Rache, weiter und weiter zurück, bis vor die Erfindung der Geschichte selbst.

Ein Schild wies zum Hauptstrand. Eberhard fuhr weiter geradeaus, nun unmittelbar gefolgt von Ben. Eleschen drehte sich zu ihnen um, deutete mit melodramatischer Geste auf Max und formte die Lippen in komischer Verzweiflung zu einem stummen Hilfeschrei.

Rund um die Abzweigung war ein Dorf entstanden, mit einer Reihe windschiefer Mini-Märkte, vor denen hier und da trotz der frühen Jahreszeit Ausländer standen, Frauen mit blond gebleichten Ponys und kahl werdende Männer in Bermudashorts, die Hüte und Sonnenbrillen anprobierten, sich in Handspiegeln bewunderten, die Köpfe schief gelegt wie Papeien in Käfigen. Europop drang von Hotelterrassen an der Uferseite der Straße. Eine Handvoll jüngerer Touristen wartete an einer Bushaltestelle, die Männer mit geröteten Nacken, ein Kleinkind schrie oder schrie vor Lachen, das ließ sich im Vorbeifahren schlecht sagen.

Natsuko war eingeschlafen, die Wange auf den Handrücken gestützt, elegant und begehrenswert wie eine junge Frau in einem präraffaelitischen Gemälde. Eberhard gab Gas. Das Dorf verlief sich und war dann ganz zu Ende.

Ein Fluss. Brachliegende Felder. Ein einsames Haus, bewacht von einer Kakteenreihe in verrosteten Feta-Dosen. Eine Kapelle und eine Autoverschrottung, ein Mann lief von der einen zur anderen, einen armlangen Wagenheber auf der Schulter. Dann bogen sie auf eine unbeschilderte Staubpiste ab, die sich zwischen ehemaligen Anbauflächen dahinschlängelte, der Blick nach vorn stets von Eukalyptus oder Kalmus, Lorbeerbäumen, Olivenhainen, blühenden Zweigen gefiltert, durch das offene Fenster der Geruch von Salz und Jod. Und

dann eine Felswand, dunkel und grimmig im Gegenlicht, das Meer zu ihren Füßen funkelnd und glitzernd, der Strand korallenweiß und weit, ein schier atemberaubender Halbkreis, und Eleschen, schon aus dem Auto heraus, kickte ihre Schuhe weg und rannte los, johlte und kreischte, rannte und rannte.

Später, gesättigt von Sonne und Meer, erklommen sie die südliche Landzunge, Natsuko, Sylvia, Eberhard und Ben pflügten sich hügelan durch die Dünen, die Knöchel zerkratzt von Stechginster, umsummt von behäbigen schwarzen Holzbienen, die früher oder später ins Dickicht aus Meeresdisteln und Thymian abdrehten.

Unterhalb der Kuppe machten sie Rast im Schutz eines Höhleneingangs und sahen zum Strand hinunter. Die anderen waren liliputaner klein, Eleschen eine träge Sonnengöttin. Jason rauchte im Schatten, Max las Zeitung, bolzengerade wie ein Yogalehrer.

»Schaut sie euch an«, sagte Eberhard. »Sonnen sich in ihrem Ruhm. Die Eidechse, die Katze und der Hai.«

Er trug einen alten Panamahut, dessen feines Geflecht sich an der Krempe aufzulösen begann und mit dem er ganz anders aussah als sonst. Als er den Wagen abspernte und dann in der Brandung stand, die Hosenbeine über die dünnen Waden hochgerollt, hatte er fehl am Platz gewirkt, ein junger Bankangestellter am Strand, der zimmerlich die Zehen ins Wasser hält. Mit dem Panamahut erschien er lässiger, weniger bieder, weniger vertrauenswürdig. Insgesamt gefährlicher.

Er stützte sich auf Bens Schulter, schüttelte sich den Sand aus den Schuhen und wischte sich mit großer Geste die Hände sauber.

»Wer ist der Hai?«, fragte Natsuko, und Eberhard grinste.

»Ich würde sagen, sie haben alle ihre Anwendungen. Gehen wir weiter?«

»Wohin weiter?«, fragte Ben, aber die anderen waren schon voraus, alle waren sie schneller als er und kamen dabei kaum aus der Puste, Natsuko flink und wendig, Eberhard drahtig in raschem Trab. Sylvia tollte durchs Gestrüpp.

Bergab Richtung Süden schob die Landzunge sich zwischen sie und das offene Meer. Landeinwärts schnitt eine Süßwasserlagune sie von der Welt dahinter ab; ihre sandigen Ränder waren schwärzlich verfärbt, das Wasser brutzelte in der Sonne, übel riechend und gespenstisch still, was auch noch das leiseste Geräusch unmäßig verstärkte. Als eine Schlange vor ihnen beiseitezuckte, verknüpften sich Natsukos Aufschrei und Sylvias Geheul zu einem ohrenbetäubenden Missklang, der von der Felswand über ihnen widerhallte und sie alle mehr erschreckte, als die Schlange selbst es getan hatte.

Sie kamen beim Hauptstrand heraus, setzten sich in den Schatten einer Tamariske und teilten sich zu viert eine halbe Flasche Wasser aus Natsukos Vorrat. Zwei alte Männer mit wahren Prachtbäuchen über schwarzen Badehosen schlenderten Zigarre rauchend strandauf und strandab. Weiter weg spielte ein Rudel Mädchen neben aufgereihten Bastsonnenschirmen Beachtennis, dass die Gischt nur so spritzte. Die hoch aufragende Nordspitze von Sphacteria lugte über eine Meerenge zu ihnen herüber.

»Wir könnten hinschwimmen«, schlug er übermütig vor, doch zu seiner leisen Enttäuschung sprang keiner der beiden auf die Idee an.

»Meine Armbanduhr ...«

»Die verstecken wir unter einem Stein.«

»Es ist zu weit für Sylvia.«

»Außerdem«, sagte Eberhard, »gibt's hier mehr als genug zu sehen, wozu sich dafür im Wasser abmühen?«

»Ich dachte, du wolltest ein Boot mieten?«

»Wollte ich auch. Und dann habe ich mir gedacht, im Grunde hat Jason recht. Wieso sollen wir in die Fußstapfen derer treten, die kapituliert haben?«

Seine Stimme hatte sich abgekühlt.

»So hat er es aber nicht ausgedrückt.«

»Aber vielleicht so gemeint. Jason ist oft weniger geradeheraus, als die Leute denken oder ihm zutrauen. Er weiß, was er will, und das kann er gut für sich behalten. Seid ihr so weit? Die alte Burg ist gleich hier oben.«

Sie setzten sich erneut in Gang. Der Pfad führte aufwärts und um das grüne Massiv der Landzunge herum. Die Sonne stand nun höher und heißer am Himmel, und zum zweiten Mal hinkte er hinterher. Anfangs passten sich Eberhard und Natsuko seinem Tempo an, doch Sylvia war bald außer Sicht.

Sie waren schon ein gutes Stück über dem Meer. Die struppigen Ölbäume und Zypressen am Steilhang unter ihnen gingen in einen Strand mit großen Felsblöcken über, gigantischen Eiern und Kuppeln, vom Ionischen Meer glatt geschliffen; und hoch über ihnen, Richtung Norden, der schartige Umriss einer Festung mit weiß leuchtenden Zinnen in der Mittagssonne.

»Da wollen wir hin?«

»Ganz richtig.«

»Das ist aber nicht gerade gleich ums Eck.«

»Du hörst dich an wie Jason, wenn du so rumnölst.«

»Ich nöle nicht, ich sage bloß ...«

Sie erklommen eine Reihe geborstener Stufen; die letzten waren eher Griffe als Tritte, in nackte trockene Erde gerammte Steinkeile. Natsuko bot ihm Hilfe an, was er zunächst übersah und dann grob abwehrte, genervt von der Sonne und seinem Versagen. Über ihnen, zwischen Zypressen, hatten Spinnen ein Netz ums andere gesponnen, große, staubig graue Labyrinth.

»Was hat sich hier noch mal abgespielt?«, fragte er, und sie schaute über die Schulter besorgt zu ihm hin, als hätte er sich erkundigt, in welchem Jahr sie sich gerade befanden. »Nicht das mit den Spartanern, da war doch noch was anderes.«

»Navarino«, sagte Eberhard. Er war ihnen mittlerweile weit voraus, seine Stimme drang bald lauter, bald leiser durch die Bäume. »Neunzehntes Jahrhundert. Die letzte große Schlacht zwischen Linienschiffen. Ganz in der Nähe von Sphakteria. Sie steht gewissermaßen für das Ende der osmanischen Seemacht. Die Kriegsflotte von Ibrahim Pascha wurde vernichtet. Dreitausend Mann verbrannt oder ertrunken. Ein guter Tag für Griechenland. Ein prächtiger Tag für Europa, könnte man sagen. Engländer, Russen und Franzosen sahen zu, wie die Schiffe der Muselmanen die ganze Nacht hindurch brannten. Die Admiräle wussten, was seither so viele vergessen haben: dass dies der äußerste Vorposten der Christenheit ist. Es gibt ein paar Gemälde davon, alle nicht besonders gut, aber die Schiffe machen schon was her. Die *Kastor* und die *Konstandin*, die *Sirène* und die *Scipion*, die *Asia* und die *Albion* ...«

Er war außer Sichtweite, bevor seine Stimme verklang. Ben und Natsuko setzten den Anstieg gemeinsam fort. Zwei Eidechsen huschten beiseite, dünn wie Grashalme. Sylvia bellte fragend von irgendwo weiter unten; Eberhard schickte von oben einen Pfiff zurück.

»Ein hübscher Gedanke«, sagte Natsuko.

Er knirschte mit den Zähnen, gereizter denn je von ihrer Trittsicherheit und, mehr noch, von ihrer merkwürdigen Art, von ihrer aller merkwürdigen Art.

»Was meinst du?«

»Navarino.«

»Tatsächlich?«

Sie lächelte ihn über die Schulter hinweg an. »Aber ja! Findest du nicht?«

»Ich finde, Wasser ist ein hübscher Gedanke. Und Mittagessen. Ich glaube nicht, dass Navarino ...«

»Es ist der Beginn der neuen griechischen Freiheit. Das Ende der Tyrannei.«

»Tyrannei ist wohl etwas übertrieben. Ich bezweifle, ob die Osmanen das so gesehen haben.«

»Kein Europa ohne Griechenland.«

»Schon, aber ...«

Er tat einen weiteren Schritt auf sie zu, zwinkerte sich Schweiß aus den Augen, machte sich auf eine Auseinandersetzung gefasst und spürte, wie das Geröll unter seinen Füßen nachgab. Ihm blieb die Luft weg, bevor er begriff, dass er ausgeglitten war; der Schmerz folgte unmittelbar auf den Aufprall, seine Rippen knirschten unter dem Druck. Und dann fiel er, nicht auf einen Schlag den ganzen Hang hinunter, vielmehr rutschte er Stück um Stück ab, in groteskem Zeitlupentempo rückwärts.

Seine Hände suchten verzweifelt nach Halt. Warmer Kalkstein an seiner Wange. Er klebte eingespreizt an einer sonnigen Felswand. Das Ganze war fast schon komisch – bis er einen Fuß ins Leere baumeln spürte und unter sich den Felsabbruch sah; Prunkwinden rankten sich in atemberaubenden blauen Girlanden von dem Überhang hinab, und tiefer unten, viel zu tief unten war zwischen Zypressen ein gruseliges Trichternetz gesponnen, das nur auf ihn zu warten schien.

»Schau nicht nach unten.«

Er blickte hoch. Natsuko war eine Armlänge entfernt, sie hatte hochrote Wangen und sprach im Flüsterton, als habe sie Angst, ihn wegzupusten. Er stieß zwischen zusammengebissenen Zähnen einen Fluch aus.

»Schscht. Kannst du hochklettern?«

»Wie denn? Wenn ich das könnte ...«

»Ich reiche bis zu dir hin. Glaube ich jedenfalls. Warte ...«

»Mach keinen Blödsinn. Hol Eberhard!«

»Der ist zu weit weg. Ich lass dich hier nicht allein. Nimm meine Hand.«

Er griff danach, geriet ins Rutschen, spürte, wie sie ihn am Handgelenk erwischte. Ihre Finger waren so dünn wie Hühnerknöchelchen.

»Hilfst du ein bisschen mit? Ich schaff das nicht alleine«, sagte sie, endlich auch außer Atem; er legte den Kopf in den Nacken und brüllte einen weiteren Fluch heraus. Eberhards Stimme antwortete von irgendwo, weit weg, fragend; und dann fing Natsuko an zu lachen, es blubberte aus ihr heraus, ein vergnügtes Glucksen, für das er sie gern geschüttelt oder geküsst hätte.

»Ben!«

»Was ist?«

»Willst du abstürzen?«

»Was ist das denn für eine saublöde Frage!«

»Vertraust du mir nicht?«

Er blickte ihr in die Augen. Sah wieder, dass sie nicht schwarz waren, sondern blutrot. Die Sonne drang tief in sie ein, durchfurchte die dunkle Iris mit mattem Ocker.

»Okay.«

»Glaubst du an mich?«

»Ja! Ja, ich glaube an dich.«

Ein großes Gewicht hob sich von ihm. Er stemmte sich mit Händen und Füßen in die Felswand ein, und Natsuko begann zu ziehen. Sie war viel stärker, als er gedacht hatte, und dabei kannte er sie doch so gut. Jetzt kam es ihm vor, als kennte er sie praktisch gar nicht. Mit starrer, verzerrter Miene, immer noch grinsend, hievte sie ihn zu sich herauf, in ihre Arme.

Danach drehte sich ein paar Stunden lang – wonnige Stunden für ihn, was er allerdings nie zugegeben hätte – alles nur um ihn, er wurde umsorgt wie ein Kind. Eleschen und Natsuko bereiteten ihm ein Krankenlager in den Dünen oberhalb des Strands, ein weiches Nest aus Sand und Handtüchern; Jason gab Geschichten von verheerenden Unfällen zum Besten, selbst Max hockte sich neben ihn, desinfizierte seine Schürfwunden mit einer Tinktur aus dem Erste-Hilfe-Kasten von Eberhards Wagen und untersuchte seine Rippen auf mögliche Brüche. Doch Ben fehlte nichts Ernsthaftes; irgendwann schlief er ein und fand beim Aufwachen nur Natsuko vor, die warm und lebendig neben ihm lag.

»*Yasashii, ne.*«

Es klang, als lächle sie dabei.

»Was heißt das?«

»Du sollst doch schlafen.«

»Du hast mich aufgeweckt.«

»Ich dachte, du stürzt ab.«

»Bin ich aber nicht. Du hast mich zu fassen gekriegt. Und, was heißt das nun?«

»Es heißt, dass du ein weiches Herz hast.«

»Du nicht?«

Ihr Kopf lag auf seiner Brust. Er spürte, wie sich ihr Gesicht bewegte, ihre Wimpern ihn kitzelten. Der Sand unter ihm war noch warm.

»Nein.«

»Nein? Was für ein Herz hast du denn dann?«

Aber er schlief schon fast wieder, und die Antwort – falls es eine gab – entging ihm.

Abends tranken sie auf dem Hauptplatz von Pylos Campari Orange unter riesenhaften Morgenländischen Platanen. Ele-

schen und Max lieferten sich ein Backgammon-Duell, der Georgier verfolgte jeden Zug, versuchte die Würfel zu hypnotisieren, während Eleschen ihre Glückssträhne mit Unschuldsmiene überspielte. Sylvia jagte Kakerlaken in dem Labyrinth aus Beinen und Tischen, Bäumen, Verkaufsständen und Brunnen. Eberhard und Natsuko arbeiteten sich durch die Samstagszeitungen, lasen sie von vorn bis hinten, als hungernten sie nach echtem Leben. Jason betrachtete den flammenden Sonnenuntergang, den die Insel halb verdeckte.

»Seht euch das an.«

»Sehr hübsch.«

»Hübsch! Das ist wunderschön. Wie das Ende dieser beschissenen Welt.«

»Oder wie der Beginn. Es wirkt wie aus uralten Zeiten.«

»*Von den uralten Altären bringt nicht die Asche, bringt das Feuer.*«

Eberhard rührte sich; papierdünn wie eine Gottesanbeterin, die Ellbogen auf ein großformatiges Zeitungsblatt gestützt. »Blake, oder?«

Jason nickte und lutschte an einem Eiswürfel, kostete seinen Drink gemächlich bis zur Neige aus.

»Den mochte ich noch nie so besonders.«

»Ich wusste gar nicht, dass ihr näher miteinander zu tun hattet.«

»Sagt fast nie, was er meint.«

»Aber er meint immer, was er sagt.«

»Das *meine* ich ja gerade, Eb; was soll das heißen? Blake ist dermaßen esoterisch. Heutzutage wäre er voll bei dem ganzen Mumpitz mit den Kristallen und Delphinen, den Tribals und dem Bonding dabei.«

Das Gespräch verebbte wieder für eine Weile. Jason wirkte ausnahmsweise nachdenklich und zerbiss geräuschvoll seinen letzten Eiswürfel. »Schon komisch, dass das alles mal zu

Sparta gehört hat. Die ganze Strecke, auf der wir hergekommen sind.«

»All das und noch mehr. Wobei den meisten Bewohnern Messeniens nicht klar war, wie gut sie es getroffen hatten.«

»Gut?«, fragte Ben; Eberhard schlug seine Zeitung zu.

»Würde ich schon sagen. Das Glück, einer großen Sache zu dienen.«

»Unglücklicherweise als Sklaven.«

»Oh, manche sehen das sicher anders, aber Dienen trägt seinen Lohn in sich, heißt es doch.«

»Und, gibt's was Neues?«, fragte Max. Eberhard schüttelte den Kopf; Jason schob seinen Stuhl zurück und stand auf. Eleschen bedachte ihn mit einem schiefen Grinsen.

»Na, wohin verdrückst du dich?«

»Wohin Lust und Laune mich verschlagen. Gute Nacht, süße Damen. Wartet nicht auf mich.«

»Da geht er hin, auf Beutezug«, sagte Eleschen. Max runzelte die Stirn.

»Geh ruhig mit. Niemand hält dich auf.«

»Nein, dann fühlt er sich bloß gehemmt. Ist außerdem nicht mein Stil.«

Sie sah immer noch Jason auf seinem Weg zwischen Tischen und Bäumen hindurch nach, zuckte die Achseln und fing an, Bücher, Sonnenbrille und Lotion einzupacken.

»Ab ins Bett?«

»Ja, ich bin fix und alle. Max, gehst du mit?«

Er stand auf und klopfte sich ab, mit einer für ihn so untypischen Unbeholfenheit, dass Natsuko sich zu Ben herumdrehte und ein Lächeln niederkämpfte.

»Was war das denn jetzt gerade?«, fragte er, als sie weg waren. Natsuko kicherte, Eberhard seufzte verdrossen.

»Immer dasselbe. Das Ganze ist so unnötig aufgeladen, finde ich. Ich weiß schon, Gegensätze ziehen sich angeblich

an, aber die zwei scheinen einander komplett unerträglich zu finden, solange sie nüchtern sind.«

Natsuko packte nun ebenfalls zusammen, nahm Sylvias Leine und beugte sich zu Ben hinunter, um ihm einen Gutenachtkuss zu geben. Er sah sie hinter den anderen hergehen. Wie von Jason prophezeit, hatten sie ohne Schwierigkeiten eine Unterkunft gefunden, vier schäbige Doppelzimmer mit Fenstern nach hinten hinaus, die Eleschen für weniger als den halben Hochsaisonpreis aufgetan hatte, sogar ohne Aufschlag für die Hündin.

Eine Brise wehte Hafengeruch vom Meer zu ihnen her und fächerte die Schlagzeilen auf. Eberhard strich sie glatt, schenkte ihnen aber keine Beachtung mehr. Er saß da, als wäre er allein auf der Welt, machte keinen Versuch, ein Gespräch anzufangen.

Neue Terroraktionen in Algerien. Anschlag vom 11. September bringt Bush in Bedrängnis. Ausschreitungen bei Fußballspiel in Athen.

»Der Panamahut steht dir«, sagte Ben, als das Schweigen drückend wurde; Eberhard schrak hoch und fasste sich an seine Kopfbedeckung.

»Ja? Er hat meinem Vater gehört. Ich fand ihn auch immer gut. Er hat ihn mir zur Feier meines Oxford-Stipendiums geschenkt. Dass ich das bekommen habe, hat ihn riesig gefreut.«

»Er muss sehr stolz auf dich sein.«

»Muss er das?«, fragte Eberhard und nahm den Hut ab. »Ich sag dir was, Ben. Es wird oft angenommen, dass meine Eltern tot sind. Grotesk, oder? Ich finde es unverschämt, aber mir ist klar, dass ich die Leute offenbar in dieser Annahme bestärke. Ich weiß zum Beispiel, dass ich dazu neige, von meinen Eltern in der Vergangenheit zu sprechen. Das tue ich wahrscheinlich deshalb, weil wir einander nicht mehr nahe stehen. Vor allem mein Vater und ich sind uns in vieler Hin-

sicht ähnlich, aber wir haben uns auseinanderentwickelt. Unsere Überzeugungen sind einander diametral entgegengesetzt. Die Pläne, die er für mich hatte, sind nicht mehr die, die ich für mich selbst habe.«

»Das tut mir leid«, sagte er, verlegen angesichts der Abgründe, die sich da auftaten, und wünschte sich wieder, wie so oft bei Eberhard, seichtes Geplätscher, Leichtigkeit. »Und das mit der Wanderung tut mir auch leid.«

»Nicht doch, bitte. Ich bin bloß froh, dass offenbar nichts gebrochen ist.«

»Ich hätte die alte Festung gern gesehen.«

»Eigentlich war da nicht viel zu sehen. Nur der Blick ist sehr eindrucksvoll.«

Die Sonne war untergegangen. Draußen im Hafen hatte ein Tanker festgemacht, seine Lichter wie Lotschnüre auf dem Wasser. Ein paar kleine Segelboote hielten geräuschlos auf den Jachthafen zu. Eberhard sah zu dem dämmerigen Umriss von Sphakteria hin.

»Ich hab euer Gespräch mit angehört«, sagte er, was ihn selbst mindestens so überraschte wie Eberhard, der aufreizend träge den Kopf zu ihm hinwandte, den Blick weiter in die Ferne gerichtet.

»Unser Gespräch?«

»Gestern Abend, auf dem Balkon.«

»Aha. Ich kann mich nicht erinnern, dass da irgendwas Skandalöses zur Sprache gekommen ist...?«

»Wieso könnt ihr nicht wieder nach Gythion?«

»Da hat es Ärger gegeben. Jason hat sich mit jemandem angelegt. Ich war nicht dabei. Soviel ich weiß, ist er aus einem Laden rausgeworfen worden.«

»Wann war das?«

»Vor ein paar Monaten, denke ich mal. Lange bevor du zu uns gestoßen bist. Wir hatten uns da unten ein Boot gemietet.

Jede Menge Wind und zu viel Regen. Als Junge habe ich das auch schon gern gemacht.«

Der Wind fing sich in Eberhards Haar. Er wischte sich die letzten dünnen Strähnen aus den Augen und lächelte erneut.

»Du klingst irgendwie unglücklich, Ben.«

»Bin ich aber nicht. Ganz und gar nicht.«

»Gut. Hätte mich eigentlich auch gewundert. Aber wenn doch, dann sag's mir.«

»Manchmal schließt ihr mich aus.«

»Wovon?«

»Wenn ich das wüsste, würde ich mich ja nicht ausgeschlossen fühlen, oder?«

»Jetzt werd nicht sauer. Wir geben uns Mühe.«

»Aber ihr verheimlicht mir was. Wie bei der Sache mit den Schakalen.«

»Was hätten wir dir da verheimlicht?«

»Du hast mich angelogen. Hast gesagt, es wäre nur eine Jagd ...«

»Ich bin mir nicht so sicher, ob ich das je gesagt habe...«

»Wir haben den Schakal getötet, um den Leuten aus dem Ort zuvorzukommen. Ihr wolltet niemanden oben bei den Höhlen haben. Das war der einzige Grund. Deshalb musste der Schakal sterben.«

Keine Antwort. Eberhard stützte das Kinn auf die Hand, einen Fingerknöchel an die Lippen gepresst, wie um eine Erwidierung zurückzuhalten. Ben beugte sich näher zu ihm hin.

»Deswegen haben wir ihn getötet, stimmt's?«

»Du brauchst ihn nicht zu bemitleiden. Er wäre so oder so getötet worden.«

»Aber da oben ist irgendwas.«

»Da oben ist eine ganze Menge, würde ich sagen. Bei so vielen Höhlen ...«

»Spielst du Spielchen mit mir?«

Ein Engländer an einem Nachbartisch brach plötzlich in heiseres Gelächter aus; Eberhard fuhr mit scharfem Blick zu der massigen Gestalt und dem Lärm herum, dann erwiderte er: »Ich hab's dir schon einmal gesagt. Ich spiele keine Spielchen.«

»Chrystos denkt das aber. Dass das Ganze nur ein Spiel ist. Und Missy auch.«

Eberhard lehnte sich zurück und legte die Hände ausgebreitet auf den Tisch wie Trumpfkarten. »Sollen sie doch.«

»Aber es stimmt, oder? Ihr lasst sie denken, dass es nur ein Spiel ist. Ihr spielt Spartaner spielen, weil sich dann keiner weiter Gedanken macht.«

»In gewisser Weise. Ja, in gewisser Weise. Vertraust du mir, Ben?«

»Das fragt ihr mich ständig alle. Ich würde ja gern. Ich wünsche es mir. Aber nur, wenn ihr mir auch vertraut.«

»Ganz recht. Das ist der springende Punkt. Vertrauen wir dir? Natsuko ja. Jason auch. Eleschen schließt es nicht aus. Und Max nein, aber der entwickelt ja geradezu religiösen Ehrgeiz darin, allen und jedem zu misstrauen.«

»Ist da irgendwas in den Höhlen?«

»Ja.«

»Da ist was.«

»Habe ich doch eben gesagt. Ja.«

Kurz hatte er das Gefühl, wieder gestürzt zu sein, ihm ging die Luft aus. Er holte tief Atem und lehnte sich zurück, durchlebte einen Augenblick des puren Triumphes. Geehrt, ja: so fühlte er sich. Als ob ihm soeben ein leises, lang ersehntes Wort des Lobes zuteil geworden wäre.

Eberhard nickte ihm zu, gleichmütig und amüsiert. »Dann vertrauen wir einander jetzt also. Ich hab's immer gewusst, dass wir dahinkommen. Du hast die Anlagen dazu. Hast immer den Eindruck gemacht, als suchtest du nach etwas, in das

du dein Vertrauen setzen kannst. Nach einem Ziel. Für manche ist diese Suche sehr mühsam. Sie empfinden es als eine Last, an nichts zu glauben. Du hattest zumindest einmal deine Ehe ...«

»Was ist es?«

»Das ist schwer zu beschreiben.«

»Welche Periode? Ist es etwas Klassisches?«

Eberhard schüttelte lachend den Kopf. Er hatte sich wieder halb zu dem ausgelassenen Engländer umgedreht. Schließlich fixierte er Ben, die Augen funkelnd vor Erregung. So aufgekratzt hatte Ben ihn noch nie erlebt. Er beugte sich vor, strich die Papiertischdecke mit seinen immer noch gespreizten Händen glatt und flüsterte:

»Es ist nicht mit Gold aufzuwiegen.«

»Sag schon, was es ist.«

»Nein. Das siehst du dir besser selbst an.«

»Du zeigst es mir?«

»Ja.«

»Wenn wir wieder zurück sind?«

»Wenn wir wieder zurück sind. Die Chance hast du dir verdient, Ben. Die anderen werden sicher einverstanden sein.«

»Versprochen?«

»Ich verspreche, sie zu fragen, auch wenn wir das Thema schon oft genug diskutiert haben. Ich weiß, wie sie darüber denken. Und jetzt hätte ich gern noch einen Drink. Einen Scotch, wenn du einen auftreiben kannst, gern auch zwei, wenn du mir Gesellschaft leistest. Hättest du Lust?«

Irgendwie fehlte ihnen die Zeit, um es nochmals zu dem geheimen Strand zu schaffen. Morgens überredete Natsuko ihn, mit ihr zur Frühmesse zu gehen; alle außer Jason absolvierten den atemberaubenden Aufstieg zu der weißen Kuppelkirche mit dem schimmernden Kerzenglanz in ihrem Innern, der ihm

fast so geheimnisvoll erschien wie früher in seiner Kindheit, dazu der starke Duft von Bienenwachs und Myrrhe. Der junge Priester lächelte scheu durch seinen Rauschebart und verteilte Segenssprüche für Reisende und Sterbende, neue Autos und Regen. Jason lag immer noch im Bett, als sie zurückkamen, und sie vertrödelten die Zeit bis nach der Mittagsstunde, entledigten sich ihrer Kirchengarderobe: Eleschen erschien üppig und verrucht in ihrem zu kurzen Hotelmorgenmantel, Ben ruhte sich gähmend faul auf seinen prachtvollen Blessuren aus. Alle außer Eberhard spielten unter Jasons schläfriger Aufsicht eine Art Poker und zogen dann hinunter auf den Platz, wo der Nachmittag in einer Abfolge von Bieren, Frappés, offenem Hauswein und Platten mit süßlich-scharfem, gebackenem Tintenfisch an einem zugigen Tisch am Ende der Mole verging.

Es war acht, bis sie losfuhren, und lange nach Mitternacht, als Ben aufwachte und Berge vor dem Sternenhimmel sah, die Silhouetten von Parnon und Taygetos so vertraut und unverwechselbar wie die von Westminster. Ihr schwarzer Ring, der sich um ihn schloss, hatte nichts Bedrohliches oder Beengendes mehr. Die Straßen, die mickrigen Läden, die Kolonnaden, die Hoteltreppe, alles war bekannt und anheimelnd, bot Schutz und Zuflucht.

Die Prellungen wuchsen und gediehen. Am folgenden Morgen zierte sie ihn vom Hüftknochen bis zum Brustbein, Blutergüsse und Quetschungen in Giftpilzgrün und Wedgwoodblau. Auf seinen Rippen malten sich weiterhin zwei dunkle Tigerstreifen ab wie auf einem Röntgenbild. Fünf Tage lang arbeitete er auf Anweisung von Missy statt in den Gruben mit Natsuko in der Fundhütte.

In dieser Zeit dachte er ununterbrochen an die Höhle, verzehrte sich danach, sie zu sehen. Doch Eberhard ließ ihn

schmoren, tat nichts, runzelte nur die Stirn, als Ben ihn ein einziges Mal darauf ansprach, und knurrte *Noch nicht*; dann verschloss sich sein Gesicht wie ein Visier, als sei es unverzeihlich, die Höhle überhaupt zu erwähnen.

Er beschäftigte sich mit diesem und jenem, inventarisierte Muschelschalen, reinigte Knochen aus dem frühen Mittelalter – und plötzlich war es wieder da, packte ihn wie der Anblick von Blut, erschreckte ihn nicht nur, weil es etwas Geheimes war, sondern weil es etwas tief in ihm Sitzendes ans Licht brachte. Das Verlangen, die Höhle zu sehen, erfüllte unerschwellig seinen ganzen Organismus, es ging ihm unter die Haut, bemächtigte sich seines Gehirns. Es wartete in seinem Hinterkopf, bis irgendeine Erinnerung – an Berge, Schatten, Sonnenlicht, Schmerz – es auslöste, wie bei einer Sucht oder einer Infektion.

Nicht mit Gold aufzuwiegen, hatte Eberhard gesagt unter den Morgenländischen Platanen. An dem Abend war Ben nicht zum Nachdenken darüber gekommen, was das heißen sollte. Doch die Wendung allein war schon erschreckend, ein unerwartetes Detail, das ein unschönes Licht auf sie alle warf.

Es war ein schmaler Grat, der den passionierten Archäologen vom passionierten Sammler trennte. Hier intellektuelle Leidenschaft, dort leidenschaftliche Habgier. Die besten Archäologen umtänzten die Trennlinie, kokettierten damit, überschritten sie jedoch nie. Hier und da, in Archiven oder bei Grabungen, hatte Ben die Begierde in den Augen derer gesehen, die Gefahr liefen, der Schönheit anheim zu fallen. Die Inschrift auf einem Rubin der Moguln, der gedrehte goldene Strick eines keltischen Halsrings, das Wunder von Seahenge. In der Welt der Diskurse über Altertümer galt er stets als verwerflich, dieser Schritt. Es war das größte Vergehen, der Absturz aus dem Reich der Gedanken in das Reich des Verlangens.

Es ist nicht mit Gold aufzuwiegen.

Er ging mit Natsuko aus. Eleschen hatte ihm ein Lokal in Mystras empfohlen.

Der Abend war mild, eine Vorahnung von Sommer. Sie saßen draußen, tranken mit Safran verfeinerten Wein und warteten auf das Essen. Über die Hänge ringsum lärmten unsichtbare Bergbäche.

Sie wollte reden, und er ließ sie. Sie erzählte ihm von Japan. Ihre Eltern besaßen ein Franchise-Unternehmen für Verkaufsautomaten, mit Betreibern in der gesamten Region Kyushu. Automaten mit Videos und Zeitschriften, Essen und Trinken und Zigaretten hatten sie reich gemacht: kaltes Bier, warme Nudelgerichte und Softpornos. Bis zu ihrem zwölften Lebensjahr hatte Natsuko ein enges Verhältnis zu ihnen gehabt, dann begann sie sich für sie zu schämen. Ihr Wohlstand basierte auf Eigennutz, er war geschmacklos. Sie hatten die Religion und die Traditionen ihrer eigenen Eltern in den Wind geschrieben. Mit den Jahren war die Scham weiter gewachsen, sie glich nicht den immer mal wieder aufkommenden familiären Peinlichkeiten bei ihren Freunden, den am Schultor wartenden Übermüttern und den Vätern in drittklassigen Firmenwagen. Natsukos Eltern hielten große Stücke auf sie, und sie hasste sich dafür, dass sie sie hasste. Sie war so früh wie möglich ausgezogen und nach Nagoya aufs College gegangen.

Dort hatte sie ihre erste leidenschaftliche Liebesaffäre, mit einem Professor. Er hatte ihr eine Begeisterung für alles Europäische eingepflanzt, insbesondere für die Künste; die Liste der Ikonen erschien Ben sprunghaft nostalgisch – Phidias und die Beatles, Äsop und Aristoteles, Beethoven und Housman. Der Drang nach ihnen und ihren Welten hatte sie

zuerst nach Berlin und Rom und schließlich nach Athen geführt.

»Und nach Sparta.«

»Ich habe großes Glück gehabt. Es ist ein ganz besonderer Ort.«

»Ich weiß. So empfinde ich es auch.«

»Ja?«

»Ich habe in Pylos mit Eberhard geredet. Hat er euch davon erzählt?«

Sie wurde still, auf ihre eigentümliche Weise: wie ein regloses Tier, das keine Aufmerksamkeit auf sich lenken will.

»Du willst nicht darüber reden.«

»Besser nicht. Ich darf nicht, glaube ich.«

»Machst du immer, was sie sagen?«

»Ja. Fast immer.«

»Dann erwähne ich es nicht wieder. Außer, du willst es.«

Von ihrem Gesicht ließ sich in der Abenddämmerung nichts ablesen.

»Lächelst du?«

»Vielleicht.«

»Das kann man hier draußen kaum erkennen. Wer weiß, was ich alles verpasse. Gehen wir rein.«

»Noch nicht. Bitte, ich find's schön hier.«

»Okay.«

Der Geruch von Grillfleisch wehte zu ihnen her. Weckte eine Gier in ihm, simpel und instinktiv.

Ich liebe dich, wollte er sagen, doch in dem Moment legte sie ihm die Hand auf die Lippen.

»Du weißt doch gar nicht, was ich sagen wollte«, wandte er ein, wider besseres Wissen.

»Du brauchst es nicht zu sagen.«

»Wenn ich es aber will?«

»Nein. Es ist wie bei einem Wunsch. Damit machst du es kaputt.«

»Dann sag's mir.«

»Nein! Das ist genau dasselbe.«

»Sag mir, ob du glaubst, dass es stimmt«, sagte er; sie schüttelte den Kopf und beugte sich näher zu ihm hin, lächelte – jetzt sah er es. »Okay. Also, bist du glücklich?«

»Ja.«

»Glücklich, dass du bei mir bist?«

»Ja. Ich bin so stolz auf dich.«

Es war April geworden.

Morgens, wenn er aufbrach, und abends, wenn er zurückkehrte, wirkte der Ort lustlos; die Hoteliers und Ladenbesitzer waren ungeduldig und zerstreut, die Menschenmengen auf den Plätzen wie in Lauerstellung, die großen Straßen hielten den Atem an. Ostern stand vor der Tür. Alles wartete.

Über Nacht – so schien es ihm anfangs – griff die Ungeduld auch auf die Ausgrabung über. Die Reste der Hochstimmung, der trägen Euphorie, die sie von Pylos mitgebracht hatten, hielten drei Tage an. Donnerstagsmorgen waren sie aufgebraucht, und etwas Neues trat an ihre Stelle.

Zuerst fiel es ihm bei seinen Freunden auf. Die allgemein gespannte Erwartung schien sie mit Macht zu erfassen. Missy wies keine Symptome auf, war planlos und abgespannt, doch Eleschen stand unter Strom, begeisterte sich für seltsame Dinge – eine neue, abseits gelegene Grabung hinter dem Ziegenpfad, wo sie als Erstes einen Schweinskopf fanden. Selbst Natsuko war an diesem Morgen beim Aufwachen still und in der Hütte den ganzen Tag mit den Gedanken woanders. Max schottete sich ab, vergrub sich in Arbeit oder in Zeitungen, die er mühsam im Wind zusammenhielt. Bei den anderen schlug die Stimmung unvermittelt und ohne Vorwarnung um; eben quasselte Jason noch wie ein Weltmeister, im nächsten Mo-

ment knurrte er nur noch. Eberhard reagierte kalt und reserviert, wenn jemand wagte, das Wort an ihn zu richten.

Erst frustrierte es ihn, wie Sauer ihn hinhielt. Dann fand er es verwirrend, seine Ungeduld mäßigte sich zu Unbehagen. Es war ein neuer Abstand zwischen ihnen, zwischen ihm und dem Rest, sogar zwischen ihm und Natsuko, nicht die alte Unfreundlichkeit, sondern vielmehr eine frische Wachsamkeit. Die Vorstellung, sie alle womöglich zu verlieren, ohne je zu erfahren, warum, machte ihm Angst. Waren sie wegen Eberhards Versprechen an ihn in Streit geraten, oder beschäftigten sie momentan schlicht andere Dinge und ließen keinen Raum für ihn? Manchmal jedoch kam es ihm vor, als hätte die Stimmung sich gar nicht verändert. Vielleicht schwelten die Spannungen ja schon länger, als er wusste, und über Nacht war nichts weiter eingetreten als der Moment seiner Erkenntnis.

Am Freitag hatte er immer noch Mühe beim Aufstehen, er meckerte über nichts und wieder nichts, und die Schmerzen machten ihn so zänkisch, dass ihn Natsukos Drohung, sie werde jetzt Jason und Eleschen abholen und ihn danach nur an Bord nehmen, wenn er mit dem Genörgel aufhöre, nicht weiter verwunderte.

Als er herunterkam, den Wagen vor dem Hotel warten sah und sich kleinlaut nach draußen begeben wollte, rief Marina ihn zurück zur Rezeption und tippte auf einen Zettel in ihrer Hand.

»Für Sie.«

»Sind Sie sicher?«

»*Po-po-po!*«, machte der Kakadu; sein rosa Kamm flammte, als sei er giftig, und Marina klackerte mit den Nägeln an den Gitterstäben entlang.

»Natürlich bin ich mir sicher. Jetzt kommt endlich eine Nachricht für Sie, und Sie wollen sie nicht mehr?«

Es war eine Ansichtskarte vom Parthenon, auf die jemand mit Kugelschreiber den Fries der Elgin Marbles eingezeichnet hatte. Die Schrift war groß, schräg und geschwungen, so wie die von Emine, aber es war nicht ihre.

Lieber Ben,

Athen ist der Hammer!

Hast du Lust, zum Abendessen zu kommen? Ich weiß, dass du momentan viel zu tun hast, aber ich brauche ein paar Anregungen von dir. Hast du heute Abend schon was vor? Sonst geht es auch jederzeit wann anders. Nur du – hoffe, das ist okay, aber meine Wohnung ist echt winzig.

Vermutlich weißt du meine Adresse gar nicht:

~ Cosmos Appartements 9, Oreas Elenis 42 ~

Das ist beim Busbahnhof. Lass dir ordentlich Platz für Moussaka, alles Liebe,

Missy xx

Draußen hupte es zweimal. Er steckte die Karte zusammengefoldet ein, bevor er die Tür zur Straße aufdrückte und Natsuko nach unten zuwinkte. Er küsste sie heftig, als er einstieg, überließ sich dann der üblichen Hektik und dem Lärm am Morgen und der Gesellschaft der vier.

Erst als sie oben in Therapie waren und neben Missys Wagen parkten, kam sie ihm wieder in den Sinn. Sie hatte ganz recht. Er war nie in ihrer Wohnung gewesen, wusste nicht, wo sie lag, hatte nie danach gefragt. Hatte sich nie überlegt, dass Missy schließlich irgendwo wohnen musste.

»Ben! Du hast es also gefunden! Komm rein, denk dir nichts wegen dem Chaos, ich weiß auch nicht, wo der ganze Müll

herkommt, der bleibt mir immer auf den Fersen, ewig hab ich dieses Dreckszeug am Bein ... Du, das Essen ist noch nicht so weit, bist du wohl so lieb und betrinkst dich schon mal für mich mit? Draußen auf dem Tisch steht Wein. Ein Roter, ist das okay? In meiner Familie sind sie alle allergisch, da bin ich immer gottfroh, wenn ich mir mal einen Roten gönnen darf. Ich brauch auch nicht mehr lange, okay?«

Die Wohnung war klein und niedrig, sie lag im vierten Stock eines Fertigteilbaus; die Treppen und Verbindungsgänge draußen waren zugig und verrostet. Irgendwo nebenan brummte ein Fernseher vor sich hin. Der Tisch war für zwei gedeckt. Das knallbunte Wachstischtuch, der welke Christstern und das verblichene Postersortiment nahmen den vollgestopften Räumlichkeiten nichts von ihrer Reizlosigkeit. Er hatte etwas anderes erwartet: wenn schon nicht jede Menge Platz wie bei Eleschen, dann doch gediegene Gelehrtenatmosphäre wie bei Eberhard. Peinlich berührt nahm er sich schweigend der Weinflasche an.

»Hab ich den Korkenzieher rausgelegt?«

»Ich hab ihn gefunden.«

»Super! Gieß mir auch was ein. Und, war's schön in Pylos? Klang ja famos. Ich wär so gern mit euch mitgefahren.«

Hinter der Durchreiche zwischen Wohnzimmer und Küche sah er Missy mit hochrotem Gesicht nervös in einen Mini-Ofen spähen.

»Was ist mit Athen?«

»Ach, weißt du, ich bin eigentlich kein Stadtmensch. Na, jedenfalls hab ich die Fördergelder für uns gekriegt. Laco ist supergut angekommen, alle waren hellauf begeistert. Die Götter der Tiefen Taschen waren uns freundlich gesinnt. Quecksilber ist Gold wert, wenn der Fund aus dem Späthelladikum stammt. Falls du in der nächsten Saison wiederkommst, wartet hier ein Loch mit deinem Namen auf dich.«

»Das ist doch toll«, sagte er, einstudiert höflich. »Gratuliere.«

»Danke! Hast du Hunger, Ben?«

Er ging mit dem Glas in der Hand zu den Postern: größtenteils offenbar noch aus Studentenzeiten, die Ecken nach diversen Umzügen fleckig und von Reißzwecken durchlöchert. Audrey Hepburn in Abendhandschuhen. Kurt Cobain mit Flügeln. Muhammad Ali im Ring, turmhoch über seinen Gegnern.

»Ben?«

»Bärenhunger.«

Das Löwentor von Mykene. Eine Hieroglyphen-Schautafel für Kinder. Einstein, das Haar unter Starkstrom, mit gütigem Blick an einem Schreibpult, darunter zwei Zeilen in verzierter Schreibschrift.

Die Welt wird nicht bedroht von den Menschen, die böse sind, sondern von denen, die das Böse zulassen.»

Gefällt's dir?«

Sie hatte sich in ihren Hausschlappen angeschlichen und lächelte ganz leicht, die Arme fest um sich geschlungen, als stünde sie in Zugluft. Die Ofenhandschuhe, die sie noch anhatte, stellten Tierschnauzen dar: ein Krokodil und ein Zottelbär. Die Hitze in der Küche hatte ihre Wangen rosig gefärbt.

»Das mochte ich auch immer besonders gern. An manchen Tagen ist es mein absoluter Favorit. Einstein war so weise, findest du nicht? Willst du dich noch ein bisschen weiter umschauen? Ich führe dich gerne rum. Wobei, so viel mehr gibt's gar nicht. Nur das hier und das Schlafzimmer.«

Sie stand dicht neben ihm; als sie ihn ansah, roch er ihre Fahne.

»Vielleicht später«, sagte er, und sie lächelte, kurz und bitter.

»Schon klar.«

»Missy«, sagte er, verbot sich den Gedanken daran, wohin die zwei Silben sie als Nächstes führen würden, doch da klingelte es, und sie wandte sich ab.

»Auf die Plätze, fertig, los!«, rief sie. »Setz dich, ich bringe das Essen. Ich nehme an, du möchtest von allem etwas?«

Zunächst verlief die Mahlzeit wortkarg, es herrschte Stille bis auf das Klirren von Besteck, die Höhepunkte der Fernsehshow nebenan, Missys gemurmelte Fragen, ob er gern noch mehr Möhren oder Bohnen hätte, und sein Ja oder Nein. Gleich zu Anfang stieß er sein Glas um; Missy holte eilends ein Stück Küchenrolle und tupfte den verschütteten Wein auf, mit beruhigenden Lauten, als hätte er sich geschnitten. Der Tisch war so vollgestellt, dass jede Bewegung riskant erschien: ein ganzes Sortiment altmodischer Utensilien, Untersetzer und Serviettenringe und Warmhalter, Essig und Öl in einem gläsernen Flaschenset, Platzdeckchen und Serviervorlagen mit vier abblätternden Ansichten der Großen Seen bei Sonnenuntergang.

Sie redete unvermittelt wieder munter drauflos, als hätte nicht bis eben trübsinniges Schweigen zwischen ihnen geherrscht.

»Ist dir das mit Giorgios eigentlich mal aufgefallen?«

»Das was?«

»Wie die anderen ihn behandeln. Die können ihn *echt* nicht ausstehen. Also nicht, dass sie irgendwen von uns geradezu mit Liebe überschütten, außer dich, aber bei Giorgios ist es was anderes. Hast du das noch nie mitgekriegt?«

»Ich weiß nicht«, sagte er und widmete sich kurz weiter seiner zweiten Portion Moussaka. »Jason hat mal was gesagt.«

»Ach ja?«

»Es ging um den Krieg. Klang ziemlich wirr. So alt kann Giorgios doch noch nicht sein.«

Er blickte hoch und sah ihre Miene. »Genau das habe ich befürchtet. Damit bin sozusagen ich daran schuld. O Mann! Was kümmert sie das eigentlich, es geht sie doch überhaupt nichts an.«

»Was denn?«

»Okay. Ganz zu Anfang waren wir nur zu viert. Max, Themeus, Elias und ich, aber wir brauchten dringend noch mehr Mitarbeiter. Also ruft Max bei ein paar Freunden an, und ich mache mich auf die Suche nach Leuten aus der Gegend mit Erfahrung auf dem Gebiet. Stella – die arbeitet im Denkmalamt – kommt mit den Brüdern Maxis an. Erst nur mit Chrystos. Dann nehmen wir uns die Akten vor und stoßen auf Giorgios. Praktische Erfahrungen vom Feinsten. Ich frage, ob er schon in Pension ist, und Stella sagt, nein, er hänge mehr so rum, aber es gäbe vielleicht böses Blut, wenn wir ihn nähmen. Wir würden uns dann schwertun, noch wen anzuheuern.«

»Wegen irgendwas im Krieg?«

»Nicht *der* Krieg. Ich schätze, Jason hat den Kalten Krieg gemeint. Der hat den Leuten hier schwer zugesetzt. Griechenland wäre 1944 kommunistisch geworden, bloß dass Amerika und die Briten das niemals zugelassen hätten. Also durfte Griechenland sich dreißig Jahre mit schaurigen Marionettenregierungen herumschlagen. Giorgios war in der Armee, aber erst in den Siebzigern, unter den Obristen. Da muss er noch blutjung gewesen sein, aber er war in Athen stationiert, und es heißt nach wie vor, er hätte in dem Panzer gesessen, der am

siebzehnten November die Tore des Polytechnikums niedergewalzt hat.«

Sie wartete auf ein Zeichen, dass er wusste, wovon sie sprach, und reagierte fassungslos, als er den Kopf schüttelte.

»Jetzt komm schon, Ben! In welchem Erdloch hast du dein Leben verbracht? Siebzehnter November neunzehnhundert-dreiundsiebzig? Der große Studentenaufstand gegen die Obristen damals, sprich, die Armee, und die ließ... na ja, die Armee aufmarschieren. Scharfschützen und Panzer und so. Dabei sind viele Studenten getötet worden. Ist hier immer noch ein Riesending. Hier vergisst nie wer *irgendwas*, und das war nicht bloß irgendwas. Das war so was wie das Massaker vom Tiananmen-Platz auf Griechisch. Es hat sich sogar eine Untergrundorganisation danach benannt. 17. November. Kommunistisch-anarchistische Nationalisten, stell dir das vor. So *typisch* griechisch. Sie hassten alle, die ihre Nasen hier reinsteckten, die NATO, die UN, die Türkei, und die Amerikaner natürlich, und die Briten auch, weil wir alle hinter den Obristen standen. Sie haben auch eine Menge Leute umgebracht. Die Terroristen, meine ich. Sie sind erst letztes Jahr erwischt worden. Waren echt ein seltsamer Haufen, meine Güte. Hielten sich sehr bedeckt. Ich weiß noch, dass sie mit der Presse immer auf Latein geredet haben. Einer von ihnen war Imker, und es gab auch einen Maler, der machte Ikonen ... na egal, zurück zu Giorgios. Seitdem können ihn viele hier aus der Gegend nicht riechen. Er weckt böse Erinnerungen. Aber weißt du, mir tut er irgendwie leid. Das ist doch alles schon dreißig Jahre her. Er war noch ein halbes Kind und hat eben Befehle ausgeführt. Also stelle ich ihn ein, und Max fragt mich nach ihnen, nach den Maxis-Brüdern. Und ich erzähl's ihm.«

Sie schwieg erneut, drehte ihr Glas hin und her, nicht spielerisch, eher niedergeschlagen, und betrachtete stirnrunzelnd das Restchen darin.

»Was hat er gesagt?«

»Null. Nada. Niente. Kein Wort. Aber er war stinksauer. Du weißt ja, wie er dann wird. Manchmal kann man direkt Angst vor ihm kriegen. Und er hat es auch total mit Politik, wusstest du das? Er hat gesagt, ich soll die beiden wieder wegschicken. Hab ich aber nicht gemacht... Na ja, er ist nicht gegangen oder irgendwas, und dann hatten wir mordsviel zu tun, als die ganzen anderen anrückten, und ich dachte, es hätte sich wieder eingerenkt. Wir waren auch vorher nicht so besonders gut miteinander ausgekommen, das war also nichts Neues. Ich dachte, es wäre längst Schnee von gestern, aber offenbar hat er den anderen davon erzählt. Ein großes Bohei drum gemacht. Und dann hat Jason es dir erzählt. Aber wieso juckt sie das? Wieso spielt es für sie eine Rolle? Es ist vielleicht nicht so schlau, das zu sagen, aber manchmal sollte man die Vergangenheit doch einfach ruhen lassen, oder was meinst du?«

Der Rest Moussaka war kalt geworden. Sie räumten ab und setzten sich dann zu Kaffee und griechischem Weinbrand in neckischen Schnapsgläschen auf den winzigen Balkon, der von Missys schuhschachtelgroßem Schlafzimmer abging.

Am Himmel kein Mond, nur Wolken; seine Dunkelheit verschmolz fast mit der der Berge.

»Weißt du, die Leute hier sind so was von abergläubisch. Als ich hier eingezogen bin, kam die Vermieterin an und hat mir so ein Salzdings geschenkt. Ein kleines Päckchen. Ich dachte, es wäre Gift gegen Kakerlaken, aber es war bloß *Salz*. Das sollte ich in alle Ecken streuen. Um den bösen Blick abzuwehren.«

»Und, hast du?«

»Neel!«

Sie lachte, leise und warm, im Dunkeln zu seiner Rechten.

»Das Problem ist, man wird erst zum Zyniker, wenn der böse Voodoozauber wirkt. Dann denkt man, hättest du doch lieber dran geglaubt und nicht am falschen Ort gespart.«

»Und was war der böse Voodoozauber?«

»Das weiß ich noch nicht.«

Er sah zu ihr hin. Seine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit. Sie lehnte am Geländer, das Kinn auf die Arme gebettet; hinter ihr, ein gutes Stück entfernt, schaltete eine Ampel gerade auf Grün. Sie wandte den Kopf zu ihm. Ihr bloßer Hals war breit und glatt, muskulös und schön. Er spürte ihren Blick auf sich ruhen.

»Weißt du's?«

»Hast du mich deswegen eingeladen?«, fragte er; sie lachte wieder, der Ton wurde zu einem Schluchzer.

»Nein. Ich hab dich eingeladen, weil ich mit dir schlafen wollte. Immerhin, bis zum Schlafzimmer hab ich's geschafft. Keine Sorge, Ben, ich weiß, dass du vergeben bist. Ich bin nicht vollkommen blind.«

»Es tut mir leid.«

»Sag das nie wieder. Was ist jetzt, weißt du's?«

Er schüttelte den Kopf, sah weiter zu ihr hin. Sah ihren Seufzer mehr, als er ihn hörte. Sie sprach im Flüsterton.

»Irgendwas geht da vor.«

»Was denn?«

»Ich weiß es nicht. Irgendwas Böses. Böser Voodoozauber. Es ist meine Ausgrabung. *Meine Ausgrabung*. Ich will nicht von Tuten und Blasen keine Ahnung haben. Ich will nicht außen vor bleiben. Verstehst du?«

»Ja.«

»Würdest du's mir sagen, wenn du es wüsstest? Du würdest es mir sagen, nicht wahr?«

Ihr Blick war melancholisch beduselt. Ihre Augen glänzten im Licht der grünen Ampel. Er beugte sich zu ihr hin und küsste ihr Gesicht. Ihre Stirn, ihre nassen Wangen.

»Ja, natürlich. Natürlich würde ich das.«

Das Hotel war nicht weit weg, ein halbes Dutzend Querstraßen Richtung Nordwesten. Er hielt sich weiter geradeaus nach Norden, auf den Stadtrand zu.

Vor dem HellaSpar stand ein Lastwagen, der offenbar eine Panne hatte. Die Warnblinkanlage war eingeschaltet, drei Männer hockten um den Auspuff herum und berieten sich in ernstem Ton wie Ärzte an einem Krankenbett. Er machte einen Bogen um sie und lief weiter.

Die Lüge klebte ihm noch an den Lippen. Fast konnte er sie schmecken, sie unter dem Essen, das Missy für ihn gekocht, und dem Wein, den sie ihm eingeschenkt hatte, klar herausschmecken. Stark und ätzend wie Salz.

Hinter den letzten Straßenlaternen lagen die maroden Zigeunerbehausungen in der Düsternis, nur hier und da leuchteten Ölfässer auf, und die Lichter der Schnellstraße, weit weg und hoch oben auf ihren Masten wie UFOs. Im Vorbeigehen hörte er hinter einer Tür eine Frauenstimme singen, doch diesmal rief ihn niemand von drinnen an.

Er hörte den Fluss, bevor er ihn erreichte. Auf der Brücke blieb er stehen. Die nächste Straßenlaterne war aus, die Kreuzung lag im Dunkeln.

Er beugte sich vor und schaute Richtung Osten. Zunächst sah er nicht viel mehr als die Straße nach Afision; das Dorf war ein trüber Nebelfleck. Dann konnte er die Gebirgsausläufer erkennen und schließlich, noch darüber, eine Verwerfungslinie: Himmel und Berge, schwarz auf schwarz. Und irgendwo in all dem war die Höhle, die ihm weiter verwehrt blieb.

Er legte den Kopf auf die Arme, ahmte Missys Haltung nach. Spürte seine eigene, tröstliche Wärme. Der Fluss unter ihm führte immer noch viel Wasser, dank Schneeschmelze und Regen. In den Strudeln leuchtete die Gischt hell wie phosphoreszierend.

Seine Hände spielten ihm wieder einen Streich: Er fand seinen Ehering darin. Das Gold war warm und kühlend zugleich. Wann hatte er ihn zum letzten Mal getragen? Es war schon eine Weile her, irgendwann vor der Jagd. Warum trug er ihn immer noch mit sich herum? Nur weil er nicht wusste, was zum Kuckuck er sonst damit anfangen sollte.

Er steckte ihn an. Hielt die Hand von sich weg, wie ein Jungvermählter. Schloss Daumen und Ringfinger zum Kreis. So fing ein Schattentier an, das Ness immer toll gefunden hatte. Was war es noch gewesen? Ein Esel oder eine Ziege.

Er zog den Ring übers Gelenk nach vorn, ließ ihn vom Daumennagel zur Fingerspitze wandern. Spürte, wie er an der Kontaktstelle hing. Ließ ihn über dem Wasser baumeln.

Seine Gedanken schweiften ab, nicht zu Emine oder Ness, auch nicht zu Natsuko, sondern zu Missy. Ihre Augen im Dunkeln mit dem Grünlicht dahinter.

Notwendig, die Lüge, auch das. Notwendig wie Salz.

Er ließ den Ring los. Verlor ihn aus den Augen, bevor er auftraf. Falls er einen Platscher machte, ging er im Getöse der aufgewühlten Wassermassen unter, in ihrem Rauschen und Brausen. Den vielen Klangschichten. Irgendwo das Knirschen eines Steins, hin und her geworfen im Flussbett.

Missy meldete sich krank, per SMS an Chrystos, und schickte eine ellenlange Liste von Anweisungen mit, die sich von den Ausländern nur Ben bis zu Ende anhörte. Die anderen verzogen sich hierhin und dorthin; Eleschen und Jason gaben sich dem Nichtstun hin, Eberhard marschierte mit Max zum Schä-

delraum, Chrystos und sein Bruder blieben grimmig blickend am Platz, und Themeus beobachtete sie alle, verdrossen kichernd, aus großen, weiß leuchtenden Augen.

Zunächst arbeitete Ben, wie von Missy gewünscht, bei der Fundhütte, aber gegen Mittag gab es dort nichts mehr zu tun, so dass er schließlich in der neuen Grube bei Natsuko und Jason landete. Eleschen hatte sie den »Schweinestall« getauft, und der Name war geblieben, so wie bei Laco, auch als klar wurde, dass er keineswegs passte, nachdem Jason Beweisstück um Beweisstück für eine weitere Kombination aus Müllkippe und Misthaufen zutage förderte: den zertrümmerten Fuß einer Amphore, zwei polierte Geschirrscherben, das schmale Schulterblatt einer Ziege, mit Einkerbungen von Reißzähnen verunziert. Die Ergebnisse der Magnetometrie hatten Missy hoffen lassen, noch auf mehr zu stoßen – das umliegende Areal erschien stark verfärbt, ein Braunton wie getrocknetes Blut, der in Blau übergang –, aber bisher hatten sie nichts aus Eisen oder Stein gefunden, was ihren Optimismus rechtfertigte. Dennoch arbeitete es sich gut dort, ohne große Anstrengung; so nahe beim Wald war die oberste Erdschicht lockerer, mit Kiefernadeln durchsetzter Lehm Boden, und die Bäume selbst standen weit genug weg, dass die Grabenden sich nicht durch schweres Wurzelwerk kämpfen mussten.

Natsuko saß mit gekreuzten Beinen im Gras und siebte Erde in einen Eimer zwischen ihren Schenkeln. Jason grub, das Hemd um die Hüften geschlungen. Es war ein heißer, trockener Tag; zum Schutz gegen den Staub hatten sie alle Taschentücher vor Nase und Mund, wie Banditen. Seit einer Woche hatte es nicht mehr geregnet. Die örtlichen Zeitungen warnten eindringlich vor Waldbränden und den Gefahren der Erderwärmung.

Bei der Arbeit redeten Natsuko und er nicht viel. Jason bestritt die Unterhaltung für sie beide mit. Seine Monologe und Tiraden waren in der vergangenen Woche immer nerviger und heftiger geworden, ein permanentes Hintergrundgeräusch, das alle Gesprächsversuche im Keim erstickte.

»Ich hab mal in einer Höhle in Marokko gearbeitet. Ich allein mit sieben Spanierinnen. Das Geld war nicht der Rede wert, aber ich wollte mal wieder ein bisschen Spaß haben. Davor hatte ich nämlich einen Job bei so amerikanischen Ethnologen, wo man im »natürlichen Kontext« leben muss. Das war da oben im Hochland von Papua-Neuguinea. Jungsteinzeitkontext, aber die zahlen so gut, dass ich mir denke, okay. Die ersten zwei Monate kriegen wir kein bisschen Eiweiß. Wir sollen Wildschweine mit Waffen aus der Jungsteinzeit jagen. Also wir am ersten Tag raus, und da sind die Schweine auch schon, kein Problem, aber dann gehen die Biester auf uns los. Riesenhauer, Mordsgebrüll, das volle Programm. Nicht so direkt das, was man erwartet hätte; eher wie was aus *Doctor Who*. Danach kriegen zwei von uns so eine Art Schweinephobie, das heißt, wir sind bei der Jagd nur noch zu sechst. Wir ziehen jeden Tag los, sehen aber bloß noch die Augen von den Viechern, die beobachten uns einfach bloß. Das macht uns natürlich verrückt, und außerdem haben wir Hunger, aber keiner weiß, wie das geht mit dem Jagen, und die Schweine sind wie Ninja-Schweine, Vietkong-Schweine, fiese, kleine Dickskerle ... So geht das einen Monat lang, und wir sehen zum Fürchten aus, wie die Schrumpfköpfe, und einer von uns, Boff, der steht total auf McDonald's, redet über nichts anderes, die ganzen Happy Meals, die er verputzen wird, sobald er da raus ist – wir sagen McBoff zu ihm, und das findet er gut. Er macht jungsteinzeitliche Höhlenmalereien für uns. Mega-Macs, Chickenburger, McSundaes mit Smarties. Eines Morgens kommen wir runter,

und da hat er einen Schrein für McNuggets gebaut, sitzt davor und betet. Wir sind voll im Nugget-Wahn da oben. Irgendwer erzählt uns was von Missionaren, die in ihrer Kirche Dosenfisch verkaufen, aber der Boss lässt uns nicht gehen, er sagt, wir müssen *im Kontext bleiben*. Okay, so weit, so schlecht, da kommt auf einmal so eine nette alte Dame aus dem Dorf hoch, mit ihren drei Jungs und zwei Riesenkisten Corned Beef. Sie erklären uns, dass wir lustige Spaßvögel sind, aber jetzt müssten wir mal damit aufhören, weil wir die Schweine in Aufruhr versetzen. An dem Abend haben wir jeder sechs Dosen gegessen. Das beste Essen, das ich je gekriegt habe. Corned Beef, ich sag's euch. Corned Beef ...«

»Ben.«

Es klang zögerlich, fremd; er brauchte einen Moment, um die Stimme zu erkennen. Er schaute hoch ins Licht, wischte sich Staub aus den Augen und sah die Silhouette von Eberhard.

»Was ist?«, fragte er und wusste es doch, noch bevor Eberhard nickte und die Luft in der Grube plötzlich zum Schneiden dick war. Die anderen stellten die Arbeit ein; Jason stützte sich schwer atmend auf seinen Spaten und musterte ihn mit schräg gelegtem Kopf aus dem Augenwinkel. Natsuko lächelte mit glänzenden Augen zu ihm hinunter.

»Wann?«, fragte er.

Eberhard hockte sich an den Grubenrand, sah ihn fragend an, nickte dann erneut und sagte: »Heute Abend.«

Es waren nur sie beide. Zuerst gingen sie in Eberhards Wohnung. Draußen war es noch hell. Später sei es sicherer, sagte Eberhard, außerdem sollten sie vorher noch etwas essen.

Sie speisten in bedächtigem Schweigen. Anfangs hatte er keinen Appetit verspürt, aber wenn es schon mal etwas Richtiges zu essen gab ... Je zwei kalte Wachteln von einem

Grillimbiss am Hauptplatz, so erlesen und schmackhaft, dass sie sie mitsamt den Knochen verputzten.

Eberhard machte kurzen Prozess mit seinem Paar, warf dann die Serviette zusammengeknüllt auf den Tisch und stand erst auf, als Ben die letzten Reste zernagt hatte.

»Fertig?«

»Wie kommen wir hin?«

»Ganz simpel, mit dem Auto und zu Fuß. Ich müsste allerdings noch ein bisschen was zusammenpacken, ist das okay? Ich brauche auch nicht lange. Du könntest derweil Kaffee machen, wenn du magst.«

Er kramte in der Küche herum, fand ein Päckchen Papagalo und ein uraltes Mokkakännchen, das schon Grünspan angesetzt hatte, und kochte darin den angestaubten Kaffee auf. Beim Eingießen rann der Schaum über und verbrühte ihm die Finger; fluchend ließ er kaltes Wasser darüberlaufen. Die Erregung war verflogen, statt ihrer plagte ihn das unbehagliche Gefühl, jetzt schon zu spät zu einer Verabredung dran zu sein.

Er hörte die Dusche rauschen und trug die Kaffeetassen nach nebenan, stellte die für Eberhard auf das Schreibpult und spazierte mit seiner eigenen an den Regalen entlang, auf der Suche nach Ablenkung: vergeblich. Ehe er sich versah, hatte er die Runde gemacht und stand wieder vor dem Schreibpult.

Es war ein Neuzugang, das Pult, doch die abgewetzte grüne Ledereinlage verschwand bereits unter Bergen von Papier. Er blätterte sie mit seiner verbrühten Hand durch. Eine Monatsration Zeitungen. Ein Bündel Notizen in Eberhards kraftvoller, unleserlicher Schrift. Ein Verzeichnis der Jagd- und Schonzeiten vom griechischen Jägerverband. Eine vergilbte, weiß eingebundene Broschüre.

Er nahm sie zur Hand. Auf dem Umschlag stand nichts, trotzdem kam sie ihm bekannt vor; er brauchte einen Moment,

bis er wusste, woher: Eberhard hatte am Abend ihres Wiedersehens in Metamorphosis darin gelesen.

Er stellte seine Tasse auf den Zeitungsstapel, neben die von Eberhard, schlug die Broschüre auf und blätterte bis zum Titelblatt. Dort standen drei kurze Zeilen auf Italienisch; er übersetzte sie beim Lesen.

Die Vögel
Zehn Wege, von Freiheit zu singen
Mailand, Juni 1973

Er bog die Broschüre weiter auseinander. Sein Italienisch war mangelhaft. Er las nur das, worauf sein Blick fiel.

Der Sechste Weg führt vom Podium herunter. So laut man auch singen mag, die Botschaft dringt nur so und so weit. Es kommt die Zeit, da der Gesang nicht mehr ausreicht. Die Botschaft muss an viele Ohren dringen, nicht alle erreicht sie vom Podium aus.

Dann heißt es vom Podium heruntersteigen. Nicht mehr zu singen, sondern zu handeln –

Schäme dich nicht deiner Furcht. Verwandle sie vielmehr in eine Waffe. Nutze ihre brennende Säure.

Auch scheue nicht vor Terror zurück. Klammere ihn nicht aus. Wohlbedacht angewandter Terror ist auch eine Form der Kommunikation.

»Das kannst du behalten, wenn du magst.«

Er erschrak und ließ die Broschüre fallen. Ohne dass er es bemerkt hatte, war es fast völlig dunkel geworden. Irgendwo nebenan tropfte ein Wasserhahn. Eberhard stand hinter ihm

und rieb sich die Haare mit einem Handtuch trocken. Die Behaarung auf seiner Brust war dunkler, üppig wie ein Tierfell. Sein Blick glitt von Ben zu der Broschüre und weiter zu den Tassen.

»Das riecht gut. Welche ist meine? Die da?«

Er nickte. Eberhard griff nach der Tasse.

»Den so zu machen, hast du in Athen gelernt, oder? Da hatte das Ganze zumindest ein Gutes. Es scheint schon so lange her zu sein. Damals kannte ich dich ja so gut wie gar nicht.«

»Was ist das da?«

»Das?«, sagte Eberhard und hob die Broschüre auf. »Das ist, wie wohl ersichtlich, ein Manifest. Oder ein Handbuch. Ich würde sagen, es ist eher eine Methodologie als eine Liste von Glaubenssätzen. Das habe ich vor ein paar Jahren in einem Laden in Oxford gefunden. Kostenpunkt ... schauen wir mal. Zwei Pfund fünfzig. Aber ich habe es billiger bekommen, glaube ich.«

»Wer sind Die Vögel?«

»Waren. Eine italienische Anarchistengruppe. Ihre Gegner nannten sie, nicht ganz unzutreffend, Anarcho-Kommunisten. Die Mitglieder sind alle nicht mehr aktiv. Eine von den Frauen habe ich einmal kennengelernt. Sie führt ein ruhiges Leben. Kein friedliches, denke ich. Gebildet hat sich die Gruppe in der Lombardei. Eine Randerscheinung, aber voller Tatendrang. Sie haben nach wie vor manch Interessantes zu sagen. Du darfst es dir gern ausleihen. Ben?«

Er merkte, dass er zurückgewichen war und sich immer noch weiter von dem Pult, der vergilbten Broschüre und von Eberhard weg bewegte. Das Zwielflicht senkte sich zwischen sie.

»Hab keine Angst.«

»Habe ich auch nicht«, sagte er und erkannte im selben Moment, dass es nicht stimmte.

»Du brauchst dich nicht zu fürchten. Bei uns bist du in Sicherheit.«

Jetzt war er bei der Balkontür. Das Schlimmste war Eberhards Seelenruhe. Durch die Dämmerung drang der friedliche Klang von Glocken, die Gläubige zur Abendmesse riefen.

»Ich kenne dich doch gar nicht.«

»Aber natürlich tust du das. Und ich kenne dich. Du hast dich verändert.«

»So?«

»Ganz gewaltig, und zwar zu deinem Vorteil. Die Trennung hat dir gutgetan. Schau nicht so, das sieht albern aus. Wir sind keine Monster, Ben. Wir sind deine Freunde.«

»Das dachte ich.«

»Du weißt, dass wir es sind.«

»Woher soll ich das wissen? Ich kenne keinen von euch. Ich weiß nicht mal, was ihr hier macht.«

»Doch, das weißt du. Wir sind wegen der Ausgrabungen hier, so wie du. Kann natürlich sein, dass du andere Gründe hattest, mir hierher zu folgen, wenn man bedenkt, in welchem Zustand du warst, als ich dich gefunden habe. Es ist wohl nicht weiter verwunderlich, dass wir ebenfalls noch weitere Gründe haben. Wir alle würden liebend gerne etwas aus dem alten Sparta finden und erleben, dass seine Größe wiederentdeckt wird. Aber wir haben auch andere Anliegen hier, und für die ist die Ausgrabung von Nutzen. Sie hilft uns, den Schein zu wahren.«

»Warum habt ihr das nötig?«

Eberhard legte die Broschüre sorgsam quer über das Chaos auf dem Schreibtisch, als wollte er eine Antwort hinauszögern. Die Lichter vom Stadtplatz ließen sein nasses Haar matt

schimmern. »Na, ich denke, das weißt du. Im Großen und Ganzen, ja, doch.«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Du lügst. Du belügst dich selbst. Bei dem, was du weißt, musst du es schon lange erraten haben. Du hast bewusst die Augen davor verschlossen. Nach und nach hat es dir gedämert, bis es so sonnenklar war, dass du es nicht mehr übersehen konntest. Was meinst du, wie froh ich war, als du dich dem endlich gestellt hast, dich *mir* gestellt hast, in Pylos. Du hast meine Geduld wahrhaftig strapaziert, Ben.«

»Das ist doch alles Bockmist. Ich dachte, ihr treibt irgendwelchen Blödsinn ...«

»Dass wir Spielchen spielen? Nein, das hast du nicht gedacht. Du hast gewusst, dass mehr dran ist. Danach hast du mich einmal gefragt, und ich habe es dir gesagt. Nicht dass du je viele Fragen gestellt hättest. Lieber nicht die Antworten auf alles wissen. Ungewissheit ist allemal bequemer. Du wolltest es für dich lieber im Dunkeln lassen, wolltest mit uns zusammen sein, und deshalb hast du, solange es ging, in uns nur das gesehen, was du am liebsten sehen wolltest.«

»Das stimmt nicht«, sagte er lahm, ohne jeden Widerpruchsgeist. Er merkte, dass dem Schock, der ihm in den Knochen saß, kaum Überraschung beigemengt war.

Die Erkenntnis brach sich Bahn wie etwas künstlich Aufgestautes: erst tröpfchenweise, ein Rinnsal schaler Erinnerungen, dann wurde es zum Sturzbach, zum Erdrutsch, zur reißenden Flut.

Sie waren sehr nett zu ihm gewesen. Hatten ihn in ihren Kreis aufgenommen. Merkwürdige Kinder, ältere Kinder, die ihn bei einem Spiel mitspielen ließen, das er nie ganz verstanden hatte, mit Regeln, die ihm nie erklärt worden waren, die er nie richtig begriffen hatte. Letztlich hatte er sich auch keinen Begriff davon machen wollen, hatte nie große Forde-

rungen an sie gestellt – Fragen ja, das schon, aber irgendwie nie die richtigen. Er hatte Jasons Bigotterie und Max' beharrliche Feindseligkeit hingenommen, vor allem aber seine eigene, anscheinend notwendige Ignoranz. Es war ihm wichtiger gewesen, mit ihnen zusammen zu sein, als zu wissen, was sie vor ihm verheimlichten. Selbst als er damals in Pylos endlich auf Antworten bestand, hatte er sich mit halben Antworten zufriedengegeben. Und an seiner Zufriedenheit festgehalten. Es hatte ihm genügt, mit ihnen zusammen zu sein, auch wenn er keiner von ihnen war, nicht richtig dazugehörte: keiner von *Uns*.

Er wusste alles Mögliche. Zum Beispiel, dass sich etwas in der Höhle befand. Und die Jagd mehr als nur ein Spiel war. Seit er sie kannte, wusste er, dass sie etwas zu verbergen hatten. Vielleicht war ihm die erste schwache Ahnung – aber wie hätte er damals irgendetwas verstehen sollen? – sogar schon an dem Abend gekommen, als er Eberhard allein mit seiner Broschüre in dem Grillimbiss in Metamorphosis sitzen sah.

»Verstehen« ist ein seltsames Wort, oder?

»Es ist an der Zeit, Ben, dass du an etwas glaubst«, sagte Eberhard gerade, aber davor war noch etwas anderes gekommen, das hatte er wieder einmal verpasst. Er schüttelte sich, um den Kopf frei zu bekommen. »Du bist ja ganz blass. Ist dir nicht gut?«

»Wo denkst du hin. Keine Bange, mir geht's prima.«

»Komm, setz dich her. Besser?«

»Ja, danke.«

Seine Stimme klang ihm fremd in den Ohren. Zu erbärmlich und verletzlich. Das Zimmer kam ihm kälter vor. Er vergrub das Gesicht in den Händen. Als er wieder aufschaute, sah er Eberhard durch den schummrigen Raum in den Flur Richtung Küche verschwinden.

»Eb«, sagte er, dann noch einmal lauter: »Eberhard?«

Keine Antwort. Er wartete einen Moment, stand dann auf und ging ihm nach. Eberhard räumte schon eingepackte Wasserflaschen aus einer Umhängetasche zurück auf die leeren Borde des offenen Küchenschrankes.

»Was tust du da?«

»Ich bringe dich jetzt nach Hause.«

»Ich dachte, wir fahren zu der Höhle.«

Vorher hatte Eberhards Stimme freundlich geklungen. Nun wirkte er auf einmal kurz angebunden.

»Du scheinst zu glauben, dass ich mich in dir geirrt habe. Ich muss gestehen, das enttäuscht mich, aber ich bin bereit, dich beim Wort zu nehmen.«

Er machte den Küchenschrank zu und ließ die Hand auf der Tür, wie um sie zu bewachen. Ben trat näher.

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Ach nein? Du hast es aber sehr deutlich gemacht. Wofür ich dir dankbar sein sollte, da wir uns keine Irrtümer erlauben können.«

»Das ist nicht fair, und das weißt du ganz genau.«

»So?«

»Du hast es versprochen.«

»Und zwar in gutem Glauben, aber du sagst ja, ich hätte dich falsch verstanden.«

Sie standen nun dicht voreinander und sprachen gedämpft wie ein in der Öffentlichkeit in einen scheußlichen Streit verstricktes Paar.

»Du hast gesagt, du würdest mir vertrauen.«

»Das habe ich. Und es gilt weiterhin.«

»Dann erzähl's mir.«

»Willst du das auch ganz bestimmt?«

»Ich will immer noch mit dir dahin.«

»Das ist nicht dasselbe. Ich bezweifle nicht, dass du zu uns gehören willst. Ich habe keinerlei Zweifel an dir, sonst wärest

du heute Abend nicht hier. Meine einzige Sorge ist, dass du womöglich an dir selbst zweifelst. Du scheinst mir hin und her gerissen zu sein, Ben. Entscheide dich. Jetzt. Es gibt kein Zurück.«

Schweigen. Durch die verklumpte Ventilatoröffnung hörte er Tauben in den Dachrinnen trappeln. Dann regten sich selbst die Vögel nicht mehr, und es wurde so still, dass er tief in seinen Ohren das Blut schwach und stetig pochen hörte.

»Wie soll ich eine Wahl treffen, wenn ich gar nicht weiß, worum es geht?«

»Da wirst du mir wohl vertrauen müssen.«

Aus heiterem Himmel kam ihm Emine in den Sinn. Die Erinnerung an sie war so konkret, so sinnlich und so bedeutungslos, hatte so gar nichts mit diesem neuen Leben zu tun, dass er sie fortschob, als wäre sie nichtig.

»Gut.«

»Was willst du?«

»Einer von euch sein.«

»Dann bist du es.«

»Was seid ihr?«, fragte er wieder. Eberhard umarmte ihn, drehte sich um und öffnete den Kühlschrank, dessen gespenstisches Licht von der Seite auf sein Gesicht fiel.

»Komm mit, dann siehst du es.«

Es war ein ruhiger Abend, nur ab und zu kam ein Lastwagen und nach Afision gar nichts mehr, nur der Motor und die Straße, und die Feuerwerkssterne der Insekten, die im Scheinwerferlicht auftauchten, aufschlugen und verschwunden waren.

Seit der nächtlichen Jagd war er nicht mehr nach Einbruch der Dunkelheit an der Grabungsstätte gewesen. Damals war er aufgereggt gewesen, begeistert von ihrem Miteinander. Diesmal verspürte er keine Aufregung, sondern eine zermürende

Ängstlichkeit, die sich schon bald zu Müdigkeit vertiefte. Von der stickigen Luft und der Dunkelheit wurde er träge. Sie schwiegen meistens, doch wenn sie redeten, hatte er das Gefühl, dass seine Zunge ebenso schwerfällig war wie seine Gedanken.

»Ich hab dich nie gefragt, warum du damals in Athen warst.« »Das wäre mir auch nicht recht gewesen. Ehrlich gesagt hab ich darauf hingearbeitet, dass du mich das nicht fragst.«

»Hast du da Waffen gekauft?« »Das war auf einer anderen Reise. Nein, ich war als Beobachter dort. Wir hatten gerade mit dem begonnen, was wir uns vorgenommen haben – das... war ein paar Wochen davor. Max wollte, dass einer von uns die... Reaktion auf unsere erste Aktion verfolgt. Ich bin für zwei Tage nach Athen gefahren. Ich musste diskret vorgehen. Ich brauchte eine Bleibe nicht zu weit außerhalb, aber in einer ruhigen Gegend.«

»Metamorphosis.«

»Ich hab's mir nach dem Namen ausgesucht. Der schien mir passend. Ich hab's da ziemlich trist gefunden, ich weiß nicht, wie du das ausgehalten hast. Das Hotel war entsetzlich. Aber schließlich hätten wir uns nicht wiedergesehen, wenn ich nicht da abgestiegen wäre. Ich bin froh, dass wir dich gefunden haben, Ben. Du kamst uns gerade recht.«

Sie waren von der Straße am Fluss abgelenkt, bergauf Richtung Ausgrabung. Das Reifengeräusch war auf dem Fahrweg lauter. Die Bäume hatten mächtig ausgetrieben, und die Zweige schlugen gegen die Fenster.

Sie kamen oben an. Eberhard stellte den Wagen im Mondschatten der Zypressen ab.

»Wir können zu Fuß weitergehen. Kannst du eine Tasche nehmen?«

»Ich versuch's. Ich weiß nicht, warum ich so müde bin.«

»Es könnte ein leichter Schock sein. Wir müssen aufpassen, dass du nicht frierst. Aber ein bisschen frische Luft wird dir sicher nicht schaden.«

Tatsächlich wurde sein Kopf schon klarer, kaum dass sie losgegangen waren. Es war eine wolkenlose Nacht, und die kühle Luft wirkte belebend. Sie stiegen zwischen den Gruben hindurch den Nordhügel hinauf, dann über ein Geröllfeld und eine sumpfige Senke schräg nach unten. Erst als er die Bäume vor sich sah, merkte er, dass sie fast denselben Weg nahmen wie bei der Jagd.

Gemeinsam betraten sie den Wald. Eberhard fasste ihn am Arm. Sie gingen langsamer, als die Bäume dichter wurden. Die Umhängetaschen waren vollgepackt und entsprechend schwer. An einer war außen eine Taschenlampe angeschnallt, aber Eberhard schüttelte den Kopf. Ben sah weder Weg noch Steg, doch Eberhard blieb ab und zu stehen und spähte ins Dunkel.

Rechts von ihnen ragte eine Gruppe von Felsblöcken auf, ein natürlicher Dolmen, der ihm vertraut vorkam wie etwas, das er irgendwann im Traum gesehen und seither vergessen hatte. Dann waren sie auf der Lichtung. Die schwarze Wüste wirkte bedrückend ohne die leuchtende Gegenwart des Tiers, das sie getötet hatten. Unkraut war seit der Jagd aus dem Boden gewachsen, hohe Pflanzen mit schweren Köpfen, die Knospen aschegrau im Dunkeln.

Eberhards Stimme drang an sein Ohr, gedämpft, während sie sich durchs Gebüsch schlugen.

»Ich glaube, das ist Asphodelos, Homers Totenpflanze.«

»Sieht aus wie Unkraut. Ich dachte, das sind Blumen.«

»Ich denke mir, es ist ihnen egal, wie man sie nennt. Und sie werden bestimmt bald blühen. Sie wachsen hier anscheinend genauso gut wie in jeder Unterwelt.«

Das Gelände stieg an, erst sanft, dann steiler, bis die Kiefern schließlich von verkrüppelten Bäumen und Sträuchern abgelöst wurden und sie die meiste Zeit klettern mussten.

Sie kamen auf felsigen Untergrund. Eberhard ging vor ihm, die Hände auf den Hüften, und atmete schwer; er selbst war längst außer Puste und ging in die Hocke, um zu verschnaufen.

Nach einer Weile merkte er, wie still es war. Er hörte den Wind leise in den Bäumen und Felsen. Weit weg meckerte eine Ziege. Ihr eigenes Atmen war das einzige menschliche Geräusch.

Er schaute zurück nach Westen. Sparta war kilometerweit entfernt, ein starres Netz rechtwinklig sich kreuzender heller Linien tief unter ihnen. Sein Puls beschleunigte sich, ein euphorisches Gefühl erfasste ihn, halb Stolz auf die erbrachte Leistung, halb gespannte Erwartung. Die Nacht selbst war nicht mehr dunkel. Der Mond hatte einen trüben Hof – als seien die hohen Luftschichten voller Staub –, und der Himmel eine Resthelligkeit, eine Korona von Lichtverschmutzung rings um den Horizont.

Ein Stein klickte an den Felsen hinter ihm. Er schaute auf und sah Eberhards dunkle Silhouette vor dem Sternhimmel.

»Komm, weiter.«

»Wie weit noch?«

»Nicht mehr weit.«

»Das sagst du immer.«

»Willst du zurückgehen?«

»Dafür ist es doch zu spät, oder?«

Er stand auf. Sie gingen weiter. Auf dem felsigen Untergrund ging es sich leichter, aber hier und da sah er Spalten und jähe Abbrüche. Er blieb dicht hinter Eberhard und breitete die Arme aus, auf einen neuerlichen Sturz gefasst. Ein Lied ging ihm durch den Kopf, ein Ohrwurm, der ihn ablenkte und

schier verrückt machte, bis er die Melodie als einen absurd kurzen Teil eines alten Weihnachtslieds erkannte.

*The night grows darker now, and the wind grows stronger.
Fails my heart, I know not how: I can go no longer ...*

Allmählich stieg das Gelände wieder an. Sie kamen an eine senkrechte Felswand. Eine einsame Grille verstummte, als sie sich näherten.

»Haben wir uns verlaufen?«

»Das ist der richtige Weg.«

»Ich schaff das nicht.«

»Natürlich schaffst du es.«

»Schafft Natsuko es bis hierher?«, fragte er, und Eberhard kicherte.

»Zwei von uns steigen hier regelmäßig rauf, zweimal die Woche. Natsuko ist furchtlos, sie stellt sogar Max in den Schatten. Ich vermute, sie wäre draufgängerischer als jeder andere von uns, wenn es hart auf hart käme. Geht's dir jetzt besser?«

»Nein.«

»Halt dich dicht hinter mir.«

Sie begannen zu klettern. Er roch Holzrauch, eine schwache, anheimelnde Spur einer menschlichen Behausung irgendwo tief drunten. Der Fels schnitt ihm in die Hände. Er war froh über seine Festigkeit. Dann reichte Eberhard ihm die Hand und half ihm auf den letzten Metern, und als sie standen, sah er die verschneiten Gipfel blau im Mondschein, und darunter die Höhlen.

Der Hang, der zu ihnen hinaufführte, war steil und mit Büschen gesprenkelt. Er fiel zurück. Als er endlich oben ankam, saß Eberhard auf einem Felsblock, in den Händen den Becher einer Thermoskanne.

Er sackte neben ihm zusammen und schüttelte die Umhängetasche ab. Sein Hemd war schweißgetränkt. Eberhard hielt ihm den Becher hin.

»Hier.«

»Was ist das?«

»*Sideritis*. Bergtee. Probier mal. Ich finde, er hilft.«

Sie saßen nebeneinander. Die Luft wurde kälter. Unter sich spürte er die Wärme des Felsens.

»Da oben«, sagte Eberhard, und Ben sah in die Richtung, in die er zeigte. Etwa fünfzehn Meter über ihnen begann die Gipfelregion, eine gen Himmel ragende Kalksteinmasse. In den Wänden sah man überall dunkle Flecke – die Eingänge von Höhlen. Lippen und Münder und Spalten.

»Das sind ja so viele.«

»Da drin haben früher Menschen gewohnt. Vor zwanzigtausend Jahren war das eine Akropolis von Troglodyten. Die Anfänge Griechenlands liegen in seinen Höhlen. Im Lauf der Zeit haben die Erdbeben und die Straßenbauer viele zerstört, aber es sind immer noch unzählige übrig. Unsere ist die nächste von hier aus. Sie ist hoch und eng, und drinnen wächst ein Feigenbaum. Du wirst die Feige riechen, wenn wir nahe dran sind. Ich hab sie vor langer Zeit entdeckt. Ich bin als Junge immer hierher gekommen, wenn ich von allem wegwollte. Vor allem von meiner Familie. Es war so friedlich hier. Es gibt eindrucksvollere Höhlen, aber diese hat ihre Vorzüge. Sie ist einer der Gründe, warum wir überhaupt hier sind. Ich habe sie erwähnt, als Max mir zum ersten Mal sagte, dass er hierher gehen würde. Unsere Pläne waren bloße Theorie, bis er die Höhle mit eigenen Augen gesehen hat. Die Höhle hat ihn inspiriert. Und Max hat uns inspiriert.«

»Ist sie sicher?«

»Sicher genug. Pass auf, wenn du drin bist. Anfangs ist sie eng, aber weiter drinnen kann man stehen. Geh neun Schritte

weit – zähl sie –, bevor du die Lampe anmachst. Später musst du dann wieder kriechen. Schau vorher in die Taschen, da findest du was zum Anziehen ...«

»Wieso, kommst du nicht mit?«

Eberhard schüttelte den Kopf.

»Wär mir aber lieber.«

Eberhard nahm ihm den Becher aus der Hand und schüttete den Rest aus. »Du gehst besser alleine. Vielleicht brauchst du ein bisschen Zeit für dich. Nimm die Taschen mit. Denk daran, was ich gesagt habe. Du wirst selbst wissen, was sonst noch zu tun ist.«

Die Rippen taten ihm weh, als er aufstand, die Prellungen waren jetzt eine Woche alt. Er nahm in jeden Arm eine Tasche und schleppte sich das letzte Stück hoch. Das Gebüsch wurde von Macchia abgelöst, und er drängte sich durch. Am Höhleneingang schaute er zurück. Er konnte Eberhard noch sehen, reglos vor den fernen Lichtern der lakonischen Ebene.

Der Eingang lag hinter dichtem Gestrüpp, war eng und verjüngte sich nach oben hin. Er ließ sich auf alle viere nieder, so dass die beiden Taschen unter ihm baumelten. Die Erde war trocken und weich, wie der Sand in Pylos, an dem geheimen Strand. Er roch Fenchel, Feigen und Opuntien.

Er kroch unter dem Gestrüpp durch. Die Zweige kratzten ihn am Rücken, nicht schmerzhaft, aber beunruhigend laut, als würden seine Kleider aufgerissen. Er senkte den Kopf, und irgendetwas – ein Insekt oder ein Vogel – flatterte auf und flog aus der Höhle. Ein Zweig schlug ihm ins Gesicht und verschwand.

Als Erstes veränderte sich die Luft. Er spürte, wie sie sich abkühlte. Er kroch noch einen halben Meter weiter und hielt inne. Der Boden unter seinen Händen gab nicht nach. Er hörte das Echo seines Atems. Das Gestrüpp lag hinter ihm: Er musste in der Höhle sein.

Vorsichtig richtete er sich auf, streckte eine Hand aus und schrie auf, als er auf die Knie fiel. Wo die Wände hätten sein sollen, waren nur Dunkelheit und Grabeskälte.

Er tastete nach den Taschen. Einen schrecklichen Moment lang dachte er, die Taschenlampe sei weg, doch dann schlossen sich seine Finger um sie. Er riss sie aus der Schlaufe. Machte sie an.

Rings um ihn erschien die Höhle. Die Wände waren knapp außerhalb seiner Reichweite. Das Gestrüpp verschloss den Eingang hinter ihm. Die gespenstisch anmutende abgestreifte Larvenhaut einer Zikade hing dicht vor seinem Gesicht an einem Zweig. Eine Taube drückte sich an eine der Wände, ein abgezehrtes Wesen – ein Flügel hing schief herab, und beide Füße waren zu Fäusten geballt. Hoch über ihnen beiden verengte sich der Raum zu einer Spalte, einer Ritze, einem Haarriss. Die Taschenlampe leuchtete zitternd ins Dunkel.

Im Aufstehen senkte er die Lampe, so dass sie ins Innere der Höhle strahlte. Der Raum war klein, eine Luftkapsel, bestenfalls zehn Meter lang. Es war die falsche Höhle, dachte er, und einen Augenblick lang stellte er sich vor, wie peinlich es wäre, zurückzugehen und Eberhard noch einmal nach dem Weg zu fragen. Dann sah er, wie das Licht eine Felskante streifte und sich dahinter im Dunkeln verlor, im tieferen Raum.

Ihm fiel ein, was Eberhard gesagt hatte: Er hatte die Taschenlampe zu früh eingeschaltet. Er dunkelte sie mit der Hand ab. Es widerstrebte ihm, sie wieder auszumachen. Die Höhle war nicht mehr zu sehen, nur ein schwacher Schein drang durch seine Finger, blutrot, warm und beruhigend. Zu seinen Füßen bewegte sich etwas: Es war die Taube, die seitwärts vor ihm oder dem Licht davonhumpelte. Er holte tief Luft, dann noch einmal, als sei er drauf und dran, ins Wasser zu springen, und schaltete die Lampe aus.

Der Boden der Höhle war glatt und stieg nach hinten zu an: Er wusste, dass da keine Spalten waren, doch ohne das Licht begann er daran zu zweifeln. Er stapfte ins Dunkel. Ein dürrer Zweig knackte unter seinem Fuß. Er machte noch einen Schritt.

Beim vierten Schritt zögerte er. Weiter vorn hörte er etwas. Ein Scharren oder Nagen. Es hörte auf und fing wieder an, hörte auf und begann wieder, verstohlen, wie eine Maus in einer Wand. Es musste der Vogel sein, sagte er sich, wegen der Echos war das Geräusch nicht zu orten. Aber er wusste, dass es nicht der Vogel war.

Er ging hastig die letzten fünf Schritte und knipste die Lampe wieder an. Kaum einen halben Meter vor seinem Gesicht war eine Kalksteinwand, gelblich, bläulich, schwarz. Um ein Haar wäre er dagegengerannt. Weiter ging es nur nach rechts, durch eine geriffelte Öffnung im Gestein.

Sie war glatt, die Ränder verkalkt, als sei sie vom Wasser gegraben worden. Wie der Höhleneingang verengte auch sie sich nach oben: Nur in Bodennähe konnte er weiterkommen. Er leuchtete hinein. Der Kriechraum weitete sich. Mehr war nicht zu erkennen.

Er setzte sich mit dem Rücken gegen die Wand neben das Loch. Wuchtete die beiden Taschen nach vorn, öffnete sie, leerte sie aus und legte alles vorsichtig auf den Boden zwischen seinen Füßen.

Brot, sechs runde Laibe. Wasser, von dem er schon wusste, denn er hatte beim Aufstieg das Gewicht gespürt: acht Liter auf vier Flaschen verteilt. Ein Knäuel blaue Nylonschnur. Eine Tafel Nestlé-Schokolade. Eine Maske.

Er betrachtete die Maske. Es war ein Latexkopf, hautfarben, die Kopfhaut unbehaart. Das Gesicht bekam in seiner Hand Grübchen und wurde schlaff. Einen Moment lang kam es ihm vertraut vor: ein schrecklicher alter Mann mit halb-

mondförmigen Augen und einem obszön zusammengekniffenen Mund. Es war eine der rituellen Masken aus dem Heiligtum der Artemis Orthia. Dann strich er sie glatt, und der Mund und die Augen entspannten sich und wurden kummervoll anonym.

Er konnte sie nicht aufsetzen. Die Maske machte alles klar, ganz plötzlich, mit niederschmetternder Gewissheit. Die Höhle um ihn herum, und die Nacht draußen. Er hatte eine Halloweenmaske in der Hand. Er versuchte sich zu erinnern, wann sie definitiv geworden war, seine Anwesenheit in dieser Zeit und diesem Raum. Der Punkt, von dem aus es kein Zurück mehr gab.

Es gibt keinen Weg zurück.

Er setzte sich das Gesicht auf. Der Gummi zerrte an seinen Haaren. Die Maske reichte bis auf seinen Hals hinab, hing ihm schlaff unter dem Kinn. Sofort begann er zu schwitzen. Es gab keine Löcher für die Nase, und er rang nach Luft; dann begriff er. Sein Atem hallte ungleichmäßig wider, als er die Taschen wieder packte und sich vor die Öffnung kniete.

Zentimeter für Zentimeter schob er sich hinein. Der Kriechraum war genauso glatt wie am Höhleneingang, als wäre er das Produkt eines Organismus oder selbst organisch. Die Luft wurde wärmer, und er nahm auch einen neuen Geruch wahr, nicht den des Gesteins oder der Gummimaske, sondern etwas Animalisches. Einen schwachen Gestank wie von Fäkalien, der ihn vor Angst würgen ließ.

Er kroch weiter. Einmal spürte er die Wände an beiden Schultern. Dann hatte er das Schlimmste hinter sich, und als der Gang weiter wurde, erkannte er den Anfang einer zweiten Höhle.

Sie war viel größer als die erste. Die Decke war gezackt – trockene, abgebrochene Stalaktiten hingen davon herab. Nach

vorn war keine Wand zu sehen. Der Boden fiel von seinem Standort aus steil ab, so weit das Licht seiner Lampe reichte.

Dort unten war etwas.

Es war dicht vor dem blinden Ende der Grube, vielleicht fünfzehn Meter entfernt. Es bewegte sich, doch anfangs dachte er, es sei nur scheinbar etwas Lebendiges, wie Laub, Asche oder Holz in einer unterirdischen Luft- oder Wasserströmung. Dann sah er, dass es sich an etwas zu schaffen machte, an einem überhängenden Felsen kratzte, planlos, aber hartnäckig, als suchte es nach etwas Essbarem, und damit stand fest, dass es sich doch um ein Lebewesen handelte.

Es war gedrungen, dunkel und vierbeinig. Er dachte an die Schakale, doch dieses Wesen war größer und ungeschlachter und weder wach noch wendig. Einen Moment lang dachte er, es handle sich um ein Schwein, ein massiges, auf einem Bauernhof gemästetes Tier, dessen Deplatziertheit in der dunklen Höhle schlimmer gewesen wäre als alles andere. Als sich seine Augen dann anpassten, stellte sich heraus, dass es kein Schwein war und auch sonst kein Vierbeiner; die Hauptmasse bestand nämlich aus einem Haufen Decken oder Pelze, und die Gliedmaßen, mit denen das Wesen an der Felswand kratzte, endeten beide in einer Hand.

Das Licht seiner Lampe fiel auf die Felswand, und das Wesen hörte abrupt auf zu kratzen und drehte sich um. Es hob einen Arm gegen den grellen Schein und kam dann schlurfend auf ihn zu. Dabei rutschten ihm die Decken und Schaffelle vom Kopf, und er sah, dass es ein Mann war.

Die Lampe fiel ihm aus der Hand. Das Licht blitzte auf und tanzte wie wild. Er bekam sie gerade noch zu fassen, als sie auf den Rand zu rollte. Als er sie wieder fest in der Hand hielt, war der Mann näher gekommen. Er war nicht mehr jung, aber kräftig gebaut, mit einem Schnurrbart und kürzeren, helleren Bartstoppeln auf Wangen und Kinn. Sonst war er

fast kahlköpfig. Mit offenem Mund schaute er zu ihm hoch und verdrehte die Augen gegen das Licht, was ihm einen leicht schwachsinnigen Ausdruck verlieh.

Kein Laut war zu hören außer ihrer beider Atem. Schließlich fuhr sich der Mann mit der Zunge über die Zähne.

»Guten Abend.«

»Hallo.«

Seine eigene Stimme klang fremd. Lippenlos, von der Maske verzerrt.

»Wissen Sie, woher ich das weiß?«

»Was?«

»Guten Abend. Woher weiß ich, dass es Abend ist?«

»Keine Ahnung«, sagte er, und der Mann lächelte, liebenswürdig, als sprächen sie über das schöne Wetter.

»Hier drin gibt's eine Fledermaus. Nur eine. Ich dachte immer, die leben in Schwärmen, wie die Vögel, aber hier ist nur die eine. Jetzt ist sie nicht da. Sie ist ausgeflogen, auf Jagd. Daher weiß ich, dass es Abend ist. Ich hasse sie. Sie schießt überallhin.«

Er sagte nichts. Nach einer Weile hob der Mann die Hand, als wollte er winken.

»Sehen Sie das?«

Der Mann hatte einen provinziellen Akzent, dachte Ben, obwohl auch seine Stimme verzerrt klang. Sie war heiser vom mangelnden Gebrauch, und bei bestimmten Wörtern oder Silben klickten seine Zähne. In seinem Bart klebte etwas, eine eitrige Kruste um den feuchten Glanz seiner Zähne. »Sehen Sie das?«, fragte er noch einmal, und Ben schauderte.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Meine Hand.« Mit einem furchtbaren Lächeln spreizte der Mann die Finger zu einem Stern. »Schauen Sie. Ich habe mich geschnitten.«

»Ich kann nicht...«

»Ich versuche raufzuklettern. Immer wieder. Natürlich versuche ich es. Kommen Sie an den Rand vor«, sagte er, und als Ben den Kopf schüttelte, kam er selbst noch zwei Schritte näher. Jetzt hielt er die Hand über den Kopf erhoben. Die Nägel waren schwarz und rissig, die Handfläche kräftig ockerfarben.

»Sehen Sie es jetzt ?«

»Ja.«

»Es ist schlimm. Es fault. Ich verfaule. Sie sehen also, ich brauche einen Arzt.«

»Ich sag's den anderen«, sagte Ben, und der Mann hörte auf zu lächeln. Er legte die Hand an die Stirn und blinzelte in das Licht.

»Ich hab Sie schreien hören. Welcher sind Sie?«

»Keiner«, sagte er, und der Mann lachte.

»Das sagt ihr alle. Ihr seid alle gleich. Sind Sie der Engländer? Ja, Sie sind es. Das sieht Ihnen aber nicht ähnlich, Engländer, so zu schreien. Jemand könnte Sie hören. Womöglich finden die diese, diese... Ich weiß nicht mehr. Ich vergesse schon Wörter, wissen Sie. Gräueltat. Diese *Gräueltat*. Aber hören Sie zu, Engländer, Sie klingen heute ganz anders als sonst. Vielleicht brauchen Sie auch einen Arzt. Vielleicht sind Sie ja auch am Verfaulen, genau wie ich. Kommen Sie runter, dann können wir gemeinsam in der Hölle verfaulen. Welchen Tag haben wir heute?«

»Samstag.«

»Stimmt. Ich erzähl mich manchmal. Ich komme mit meiner Fledermaus aus dem Takt. Ich komme aus dem Takt, weil ich sie hasse. Das kleine Mistvieh scheißt überallhin ... Samstag. Und welcher Monat?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

Der Mann lachte. »Das sagt ihr alle! Aber ich versteh nicht, warum. Warum denn bloß, hm? Komm ruhig an die Kante vor, Junge. Ich kann dir nichts tun.«

»Tut mir leid«, sagte Ben, und der Mann machte einen Satz nach vorn, plötzlich wie rasend und voller Energie, und kratzte an der Grubenwand, grub seine schwarzen Nägel in den Stein.

»Sie sind nicht er, oder? Mein Gott, welcher sind Sie denn? Wer sind Sie? Helfen Sie mir. Um Himmels willen, Junge, hilf mir, hilf mir, wenn du nicht er bist.«

»Tut mir leid«, sagte er noch einmal leise, und der Mann begann zu kreischen, sein Mund verzerrte sich vor Wut, sein Gesicht runzelte sich wie die Maske.

»Wichser! Arschficker! Hurensohn! Dreckskerl, ich bring dich um, ich fress dich bei lebendigem Leib, ich ... ach, um der Liebe Christi willen! Bitte? Bitte! Bitte!«

Das Geschrei verfolgte ihn. Ohne zu wissen, wie er dort hingelangt war, fand er sich am Eingang der Höhle wieder und drosch mit der Taschenlampe und der freien Hand auf das Gestrüpp ein, bis das Geschrei verstummte.

Er setzte sich hin. Er merkte erst, wie die Zeit verging, als die trockene Kälte des Steins durch seine Kleider drang. Er dachte daran, wie der alte Mann in der Höhle schlief und die Kälte in seinen Körper kroch.

Die Taube hockte ihm gegenüber. Ihre Augen waren stumpf, ohne jedes Interesse an ihm. Seltsam, dass sie nicht geflüchtet war. Er fragte sich, ob sie bald sterben würde.

Die Maske war nass von Schweiß und Spucke. Er wischte sinnlos an ihr herum, zog sie dann ab und schüttelte sie aus. Nach einer Weile wurde ihm bewusst, dass er den Mann in der Grube immer noch hören konnte. Er kreischte nicht mehr, aber seine Stimme hob und senkte sich in der Ferne, ein Heulen, nicht wortlos, doch unverständlich durch den Widerhall.

Du wirst selbst wissen, was sonst noch zu tun ist.

Die eine Tasche hing noch über seiner Schulter. Er stand auf und suchte die andere. Sie lag auf halbem Weg in der ersten Höhle. Da er schon so weit gekommen war, fiel es ihm auch nicht schwer, noch weiter zu gehen. Er setzte die Maske wieder auf. An dem Wurmloch ließ er sich auf alle viere nieder. Um die Lampe nach vorn richten zu können, musste er auf den Ellbogen robben.

Er kroch bis an den Rand der Grube. Der alte Mann hockte unten und schaukelte hin und her. Die Wand neben ihm war mit angetrockneten dunklen Streifen bedeckt, die von Blut oder Exkrementen stammen konnten.

Er öffnete wieder die Taschen. Er band die Schnur um den Hals der ersten Flasche und ließ sie langsam hinunter. Das Knäuel war zur Hälfte abgewickelt, als die Flasche ins Schwingen geriet und immer wieder gegen die Grubenwand schlug. Der Mann hörte auf zu schaukeln, sein Blick hob sich erst zu der Flasche und dann weiter nach oben. Der Ausdruck war der einer Gestalt auf einem religiösen Gemälde – ein zum Himmel aufschauender Märtyrer, geduldig, erwartungsvoll, fanatisch.

»Ich habe Durst.«

»Machen Sie die Schnur ab.«

»Was gibt es sonst noch?«

»Brot.«

»Nur Brot?«

»Schokolade.«

»Ah, gut.«

»Haben Sie sich wirklich die Hand aufgeschnitten?«

»Drecksker!«, sagte der Mann, band die Flasche los und hielt die Flasche im Arm.

Es war mühselig. Beide agierten unbeholfen in dem schwachen Licht und mühten sich ab. Ohne dass Ben ihn auf-

fordern musste, sammelte der Mann leere Flaschen auf und befestigte sie an der Schnur, damit Ben sie hochziehen konnte. Einmal wiederholte er seine Frage, ob Ben der Engländer sei, mit zweifelnder, quengeliger Stimme. Als sie fertig waren, legte sich der Mann hin und deckte sich mit den Schaffellen zu. Er wirkte älter, wie er so da lag. Später wurde Ben klar, warum: Er sah aus wie eine Leiche. Sein Blick irrte in die Höhe, doch seine Augen waren leer, wie die des Vogels. In seinem Gesicht stand nichts geschrieben. Es war, als schaute man in die Augen eines Neugeborenen, dessen Sehkraft noch so schlecht ist, dass es nur ganz verschwommen die Umrisse sehr naher Objekte erkennt. Er schulterte die Taschen und ging, riss sich die Maske herunter und kroch durch die Höhlen und den Gestrüppvorhang zurück ins Freie.

Die Nacht war schön geworden. Der Mond war heller, nicht mehr hinter Wolken. Ein Flugzeug flog westwärts, in so extremer Höhe, dass es kein Geräusch zu machen schien. Sonst nur zeitlose Landschaft. Mythische Berge. Versilbert.

Eberhard saß noch an derselben Stelle, ein Wächter, den Blick über die tiefen Täler gerichtet. Ben stapfte den Hang hinab. Seine Beine waren taub, und das Gestrüpp zog und zerrte an seinen Füßen. An dem Felsblock ließ er die Taschen und die Maske fallen und setzte sich, nicht Eberhard oder Sparta zugewandt, sondern den Blick nach oben gerichtet, zu den Höhlen.

Viel Zeit verging, bevor Eberhard etwas sagte, und dann tat er es mit weicher, nachdenklicher Stimme im Mondlicht.

»Er heißt Kiron Makronides. Er ist neunundsechzig. Er wurde in Epirus geboren, als Sohn einer Soldatenfamilie. Im Krieg war sein Vater einer der vielen Griechen, die bei den Deutschen dienten. Er kämpfte gegen den kommunistischen Widerstand und starb – nicht unter heldenhaften Umständen – in den epirotischen Bergen. Nach dem Krieg lebte die Familie

bei einem in Larissa stationierten Onkel. Kiron wurde Offizier bei der Panzertruppe. Er heiratete jung und reich und bekam eine Stelle im Ausbildungszentrum für Panzerfahrer in Athen. 1967 wurde er zum Hauptmann befördert. Eines Nachts im Frühling desselben Jahres stürzten seine Vorgesetzten die rechtmäßige Regierung. Ich nehme an, diese Geschichte kennst du.«

Eine Eule schrie irgendwo weiter unten. Er schauderte, weil er die Stimme des Mannes darin hörte. Im Mondlicht war die Höhle klar zu sehen, ein dunkler Splitter in der hell beleuchteten Bergflanke.

»Es wäre schlimm genug, wenn man sagen könnte, die Mächte dieser Welt hätten nichts dagegen getan. Die Wahrheit ist, dass sie alles dafür getan haben. Ohne die Amerikaner hätte der Putsch nie stattgefunden. Der Sozialismus war stark in Griechenland. Der Westen fürchtete, dass er weiteren Zulauf bekommen könnte. Zwanzig Jahre lang hofierte Amerika die Griechen, verführte sie mit Wohlstand und mischte sich in ihre inneren Angelegenheiten ein, subtil oder auch brutal, je nachdem, was die Lage erforderte oder zuließ. Die Beziehung war die zwischen einem Kinderschänder und einem Kind. Du denkst vielleicht, das ist übertrieben. Dass der Vergleich zu gewaltsam ist. Aber welchen Vergleich soll man sonst zur Beschreibung von Gewalt anwenden? In dem Frühling damals nannte der amerikanische Botschafter den Putsch eine Vergewaltigung der Demokratie. Der CIA-Chef in Athen reagierte darauf mit der Frage, ob man eine Hure vergewaltigen könne. Man muss seine Ehrlichkeit bewundern. «

Ben wandte sich Eberhard zu. Seine Stimme war immer noch ausgesucht ruhig. Sein Arm lag auf seinem Oberschenkel, die Hand und die Thermoskanne ausgestreckt. Es war die gleiche Haltung wie die der Figuren in dem Museum, in dem Raum mit den Masken. *Chthonische Gottheiten.*

»In dem Frühjahr gab es Soldaten, die sich schwer damit taten, die Befehle ihrer Vorgesetzten zu befolgen. Kiron gehörte nicht zu ihnen. Er war einer der jungen Offiziere, die die Kommunisten fürchteten und verabscheuten wie mythische Ungeheuer. Er glaubte denen, die den Putsch als Revolution zur Rettung der Nation ausgaben. Es war alles wunderbar organisiert. Athen wurde in den Stunden nach Mitternacht besetzt. Bis Tagesanbruch waren schon Tausende verhaftet, viele von ihnen alte Leute, die seit dem Krieg aktenkundig waren. Sie wurden zunächst auf der Rennbahn in der Bucht von Phaleron festgehalten und anschließend inhaftiert beziehungsweise in Lagern auf Bergen oder Inseln interniert.

Kiron war in Phaleron. Das Kommando frustrierte ihn. Er hätte sich lieber auf der Straße an der Rettung der Nation beteiligt. Doch seine revolutionäre Pflicht beschränkte sich auf die Wahrung der Hygiene von alten Männern. Einer der vielen, die er zu bewachen hatte, war Panos Eliopoulos. In seiner Jugend war Panos Offizier im Widerstand gewesen. In Phaleron erwarb er sich den Respekt seiner Mitgefangenen und zog sich den Unmut seiner Bewacher zu. In den niederen Rängen wurde öfter beratschlagt, was mit alten Soldaten wie Eliopoulos geschehen solle.

Am fünften Tag nach dem Putsch hatte Kiron Aufsicht bei der nachmittäglichen Gymnastik. Jeweils fünfhundert Gefangene wurden auf die Rennbahn geführt. Gegen sechs beorderte Kiron die letzten zurück in ihre Zellen. Viele standen noch in der Schlange, als Kiron Panos beiseitenahm. Die Männer, die mit Panos zusammen waren, sagen, sie hätten gehört, wie der Hauptmann und der alte Mann auf dem Weg zur Rennbahn freundlich miteinander sprachen. Dort angekommen, zog Kiron seine Pistole und schlug damit Panos ins Gesicht. Er drosch so lange auf ihn ein, bis der alte Mann hinfiel. Als

er sich nicht mehr bewegte, drehte Kiron ihn um und schoss ihm in die Brust.

Der Lagerkommandant kannte die Familie Makronides. Fünfzehn Jahre vor dem Putsch hatte er unter Kiron Onkel in Korea gedient. Der Tod eines Gefangenen war für ihn weiter kein Problem. Die Rennbahn in Phaleron war aus Sand und nicht aus Rasen. Am Abend der Erschießung erhielten zwei junge Offiziere aus dem Ausbildungszentrum für Panzerfahrer den Befehl, den Sand so lange mit Wasser zu begießen, bis kein Blut mehr zu sehen war. Der Kommandant kam in seinem Bericht zu dem Schluss, dass Panos ums Leben gekommen sei, als er auf dem Weg zur Toilette einen Fluchtversuch unternahm. – Todesursache sei ein Schuss ins Herz gewesen. Die Kugel sei von einem Leutnant namens Koprīs Kotsarides abgefeuert worden, dem daraus kein Vorwurf zu machen sei, da sein Handeln der Vorschrift entsprochen habe; allerdings findet sich der Name dieses Leutnants in keinen militärischen Akten, die aus der Zeit der Obristen erhalten sind.

Die Obristen konnten sich nur sieben Jahre an der Macht halten. Die führenden Männer der Junta und ihre Folterknechte wurden vor Gericht gestellt. Einige wurden verurteilt. Die meisten nicht. Viele Unterlagen waren verbrannt, andere gefälscht worden. Manche der Anführer starben im Gefängnis, aber die meisten genießen heute ihren Lebensabend auf hübschen Landgütern. Die Folterknechte sind schon vor vielen Jahren wieder freigekommen.

Viele Verbrechen wurden offiziell vergessen. Kiron Makronides ist nur einer von vielen, die einer Strafe entgangen sind. Die meisten von ihnen sind noch am Leben. Mörder und Folterer, die alles verraten haben, was Griechenland ist, war und sein sollte, und wie Kinder in Märchen ein glückliches Leben bis an ihr seliges Ende führen. Kiron ist ein typisches Beispiel. Er hat in seinem Leben zahllose Belohnungen kas-

siert. Er hat eine beneidenswerte Laufbahn hinter sich. Bei seiner Pensionierung war er General. In zwei Großkonzernen steht er heute noch als Berater auf der Gehaltsliste. Er ist Ritter des Ehrenordens und des Phönix-Ordens. Und du wirst lachen: Als wir ihn vor zwei Monaten auf seiner Jacht gefangen genommen haben, hat er gerade seine Orden poliert.«

»Warum macht ihr das?«

Seine Stimme klang quengelig, wie die des alten Mannes in der Höhle, und Sauer drehte sich zu ihm um und sah ihn merkwürdig an, als hätte er in einer unverständlichen alten Sprache gesprochen.

»Weil es Dinge gibt, für die es sich zu kämpfen lohnt.«

»Was denn für Dinge? Was wollt ihr damit erreichen? Eberhard, wieso ist das ein Kampf? Du bist keinen Deut besser als er, du quälst nur einen alten Mann. Ich versteh nicht, wie ...«

»Die Bestrafung ist nebensächlich. In einer Woche, am Ostersonntag, lassen wir Kiron frei, vorausgesetzt, unsere Forderungen werden erfüllt. Aber auch die sind nebensächlich.«

»Du bist wahnsinnig.«

»Schon möglich, aber dann bist du es auch. Und Kiron ebenfalls. Jeder hat seinen peinlichen kleinen Zug von Wahnsinn. Die meisten verstecken ihre Neurosen und Manien, so gut es geht. Sie geben sich so vernünftig, wie sie es überwiegend gar nicht sind. Das Ganze ist letzten Endes ein lächerliches Theater, weil wir alle ahnen, dass wir mit unseren Gefühlen nicht allein sind. Wir kommen dahinter, dass die anderen genauso schauspielern wie wir. Wozu soll das gut sein? Jeder ist ein bisschen wahnsinnig. Der einzige Unterschied ist, dass manche es zugeben. Bist du wütend auf mich, Ben?«

Er antwortete automatisch, leichthin, mit körperloser, entrückter Stimme. »Ich war früher ständig wütend auf dich.«

»Dann solltest du es jetzt auch sein. Es ist nicht vernünftig, sich selbst in Narkose zu versetzen. Es gibt Dinge, auf die Wut die einzige vernünftige Reaktion ist. Das Leben von Kiron Makronides. Die Vergesslichkeit, die ihm dieses Leben ermöglicht hat. Über solche Sachen solltest du wütend sein. Hast du jemals Sparta bewundert, Ben?«

Mein Leben lang, dachte er, sagte es aber nicht, weil er das vor Eberhard nicht zugeben wollte. »Das hat nichts mit uns zu tun. Ich begreife nicht, was du dir davon erhoffst ...«

»Wir hoffen, dass wir den einen oder anderen zum Nachdenken bringen. Die Menschen vergessen zu schnell. Die Vergangenheit interessiert sie nicht. Sie müssen erinnert werden. Niemand erinnert sich mehr an die Ermordung von Panos Eliopoulos, aber das wird sich ändern. Niemand will die Verbrechen Amerikas zur Kenntnis nehmen. Bis auf die Griechen natürlich: Die Griechen brauchen weniger Erinnerung als die meisten anderen. Aber wir haben beschlossen, in Griechenland tätig zu werden, weil uns Griechenland wichtig ist. Hier beginnt und endet der Westen, das Abendland. Das ist die Geburtsstätte und die äußerste östliche Grenze. Und an der Grenze braucht man uns am meisten. Griechenland ist schwach und hat unsere Hilfe verdient. Die Spartaner hatten begriffen. Wir kämpfen denselben Kampf wie sie. Wir sind hierher gekommen, um uns ins Gedächtnis zu rufen, dass andere genauso gekämpft haben wie wir. Sparta gibt uns Hoffnung ...«

Er stand auf, während Eberhard noch sprach. Er spürte das verzweifelte Verlangen, sich aus der Reichweite seiner Stimme zu entfernen. Er würde ihn einfach da sitzen lassen. Den Rückweg würde er allein finden. Er konnte noch in dieser Nacht packen und in der Frühe den ersten Bus nehmen. Er würde es nicht besser und nicht schlechter haben als zuvor. Er würde sie alle hinter sich lassen. Nichts würde ihn aufhalten.

Aber es stimmte nicht. Es war zu spät. Die Höhle hielt ihn zurück. Er hatte sie jetzt gesehen. Er wusste bereits, dass er sie nie aus seinem Gedächtnis würde streichen können. Dieses Wissen war unausweichlich. Der Mann in der Höhle würde ihn nicht gehen lassen.

Und war das schon die ganze Wahrheit? Hielten ihn die anderen nicht auch zurück? Sie waren gut zu ihm gewesen, auf ihre Art. Sie hatten ihm vertraut. Er wollte sie nicht verlassen. Irgendwo in seinem Hinterkopf meldete sich kleinlaut und bedauernswert eine Stimme mit der Frage, ob das Urteil der anderen nicht vielleicht richtiger war als sein eigenes: Er hoffte, dass er bald erkennen würde, dass das, was sie getan hatten, richtig war, und dass nur er allein unrecht hatte.

Stille hatte sich ihrer bemächtigt. Eberhard wartete darauf, dass er etwas sagte, das wusste er, aber lange Zeit fand er nichts in seinem Inneren, das er hätte in Worte fassen können.

»Er hat sich an der Hand geschnitten«, sagte er schließlich, und Eberhard seufzte.

»Schlimm?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube nicht. Er sagt, er braucht einen Arzt.«

»Wir kümmern uns drum. Habt ihr viel geredet?«

»Ein bisschen schon.«

»Besser nicht, nächstes Mal. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Hat er sonst noch was gesagt?«

»Er hat gefragt, ob ich der Engländer bin.«

»Ach ja? Da muss ich mal ein Wörtchen mit Jason reden. Natsuko hat mir gesagt, dass er und Kiron sich in letzter Zeit für ihren Geschmack ein bisschen zu gut verstehen.«

»Werdet ihr ihm was tun?«

»Wir haben nicht die Absicht. Warum sollten wir?«

»Ich werde nichts sagen. Ich sage niemandem etwas.«

»Natürlich nicht. Ich hätte dich kaum hierherauf mitgenommen, wenn ich das auch nur eine Sekunde geglaubt hätte.«

»Aber warum hast du es überhaupt gemacht?«

»Wir haben es in Betracht gezogen, seit du mir aus Athen nachgefahren bist. Du hast uns beunruhigt. Du bist intelligent und ein guter Beobachter. Es war denkbar, dass du uns auf die Schliche kommst. Das hätte gefährlich werden können. Du hast uns kaum eine Wahl gelassen, es sei denn, wir wären bereit gewesen, dich im Eurotas zu ertränken. Was wir nicht waren, wie ich dir eiligst versichern möchte. Und wie sich herausstellte, mochten wir dich. Wir haben überlegt, ob wir dich nutzbringend einsetzen können.«

»Wie denn das?«

»Wir sind alles andere als Profis, Ben, wenn man das, was wir tun, überhaupt als Beruf bezeichnen kann... obwohl, vielleicht ist es ja der älteste überhaupt? Wie auch immer, wir brauchen alle Hilfe, die wir kriegen können. Lass uns später drüber reden, für eine Nacht hast du genug getan. Das Essen und das Wasser hast du ihm gegeben?«

»Natürlich.«

»Sollen wir dann wieder runtergehen – erst mal?«

Der Abstieg war nicht so anstrengend; die Taschen waren leichter, die Felsen, die Bäume, der Asphodelos boten nicht mehr so viel Widerstand. Sie sagten nichts mehr, bis sie im Auto saßen und den Fahrweg zu der Straße am Fluss hinunterfuhren. Seine frühere Trägheit war verflogen, er verspürte nur noch körperliche Müdigkeit und langsam aufsteigende Panik. Sie kam und ging mit seinen Gedanken an die Höhle, diesem Wahnsinn, der bald unerträglich war, bald so wenig aufregend wie die Nachricht von einem fernen Krieg.

»Geht's um Geld?«

»Wir nehmen an, dass Geld riskant wäre. Wenn wir es fordern, müssten wir es auch entgegennehmen. Und die Übergabe würde uns alle gefährden. Jason war absolut für eine finanzielle Regelung, aber Max war dagegen. Er kann sehr überzeugend sein, wenn er es drauf anlegt, und er hat Erfahrung auf dem Gebiet. Also nein, es geht nicht um Geld. Wir verlangen Freiheit. Einen Gefangenenaustausch.«

»Gegen wen?«

»Leute wie uns.«

»Ihr habt es auf See gemacht«, sagte er, und Eberhard nickte, ohne den Blick von der Straße zu nehmen.

»Es lief alles glatt, größtenteils. Max hatte genaue Angaben über die Jacht. Kiron lag in Lavrio vor Anker, nicht weit von seinem Anwesen. Seit seine Frau gestorben ist, segelt er oft. Wir sind ihm aufs offene Meer gefolgt. Gut für uns: Er war betrunken. Den einzigen Ärger hatten wir uns selbst zuzuschreiben. Jason ist auf dem Rückweg in Gythion in eine Schlägerei geraten. Zu der Zeit war er schon völlig überdreht. Es war spätnachts, und er wollte partout noch Champagner kaufen. Jemand in dem Laden hat eine blöde Bemerkung über Natsuko gemacht. Wir waren alle Neulinge auf dem Gebiet, bis auf Max. Es war für uns alle schwierig, aber Jason ist am wenigsten damit klargekommen. Wir haben in Gythion mehr Aufsehen erregt, als uns lieb war ... Aber alles in allem ist es eigentlich ziemlich glatt gegangen.«

»Seid ihr so was wie Die Vögel?«

»Eher nicht. Die Zeiten haben sich geändert.«

»In welcher Hinsicht?«

Eberhard schien die Frage überhört zu haben. Seine letzten Worte hatten wegwerfend geklungen, und als er endlich doch antwortete, hatte der Straßenlärm schon so zugenommen, dass es kaum nach einer Erwiderung klang.

»Du hast von Hoffnung gesprochen. Das ist die Veränderung. Du weißt, was *Utopia* bedeutet?«

»Es ist ein Wortspiel. Aus dem Griechischen. *Outopia* und *Eutopia*. Was im Englischen beides gleich ausgesprochen wird. Also *Kein-Ort* und *Gut-Ort*.«

»Genau, ein Wortspiel. Der Mann, der es geprägt hat, meinte beide Bedeutungen, also ein unmögliches Paradies. Seltsam oder, dass so viele Menschen sich nur an Letzteres erinnern? Sie halten sich an die Idee von einem Paradies, nicht an die Unmöglichkeit. Woran liegt das?«

»Ich weiß nicht.«

»Hoffnung. Ich glaube, daran liegt es. Ich finde das tröstlich, du nicht? Die Zeiten haben sich geändert, aber es gibt noch Hoffnung. Vor dreißig Jahren, als Die Vögel aktiv waren, gab es überall auf der Welt noch Menschen, die ganz offen auf Utopia hofften. Manche setzten ihre Hoffnung auf den Kommunismus, manche glaubten an Gottes Willen auf Erden. Jetzt ist die Mauer gefallen, und die Kirchen sind leer. Die Zeiten haben sich geändert, nicht aber die Fähigkeit zu hoffen. Die Frage ist: Worauf soll man hoffen? Worauf werden die Menschen ihre Hoffnung setzen, wenn es nichts mehr gibt, woran man glauben kann? Das ist die Veränderung und die Chance und die Herausforderung für uns. Manche sagen, dass wir in einem zynischen Zeitalter leben, dass die Menschen nur noch auf ihren persönlichen Gewinn hoffen. Ich halte das für einen Irrtum. Es wird immer Menschen geben, Menschen wie dich, die nach mehr streben als Eigennutz, Ben, nach etwas Größerem, woran sie glauben können. Du bist nicht unschuldig. Du durchschaust das Wesen von Utopia. Doch selbst wenn wir akzeptieren, dass manches nie eintreffen wird, müssen wir tun, was wir können. Es ist unsere Pflicht, auf große Dinge zu hoffen. Verstehst du?«

»Was kümmert das dich?«

»Entschuldige, aber es kümmert mich sehr wohl, Ben. Du brauchst ein bisschen Zeit.«

»Du klingst wie Die Vögel, weißt du das? Du redest wie ein beschissenes Manifest.«

»Das ist nicht das Zeitalter der Manifeste. Keiner liest mehr. Keiner hört zu. Sie sehen alle nur zu. Sie wollen nur Taten.«

»Taten sprechen lauter als Worte.«

»Nicht mehr. Taten sind heute die einzige Sprache, die zu sprechen sich lohnt. Worte sagen nichts. Da sind wir.«

Sie hatten vor dem Haus der Mädchen gehalten, am Rand des Kathedralenplatzes.

»Was machen wir hier?«

»Unsere Sorgen ertränken, nehme ich an. Du hast übrigens ein paar Blätter im Haar. Sollen wir reingehen? Die anderen haben sicher schon angefangen. Natsuko kocht für uns. Ich hoffe, wir haben sie nicht warten lassen.«

Er wachte auf und war wütend. Er lag in ihren Armen. Wollte sich von ihr lösen, ohne sie zu wecken, doch sie waren völlig ineinander verschlungen, und sie ließ ihn nicht los. Sie runzelte im Schlaf die Stirn über ihn und murmelte etwas Unwilliges, liebelegend und herrisch und unentwirrbar.

Es war keine Milch da – es war Palmsonntag, und das Hotel geizte seit Neuestem mit Gratisgaben, als sei er schon zu lange dort zu Gast –, doch er setzte wie immer den Wasserkessel auf, machte Tee und trank ihn ohne alles, am Fenster mit der Aussicht über Sparta. Das Hotel wirkte immer noch verwaist, doch gab es Anzeichen, dass das eine oder andere Zimmer neuerdings bewohnt war. Auf dem Balkon eines der besseren Zimmer hingen drei Handtücher auf einer Leine, die jetzt wie Flaggen im Wind wehten. Es war ungewöhnlich

warm für die Jahreszeit: In den Lokalzeitungen wimmelte es von Berichten über flippige Vorsaison-Touristen und Zikaden.

Der Swimmingpool war voller mandelförmiger heller Flecke, Vormittagslicht, das von den Fensterreihen der Wohnblocks dahinter reflektiert wurde.

Er hatte Kopfwegh wie bei einem Kater, obwohl er den Wein in der Nacht nicht angerührt hatte. Er hatte kaum etwas getrunken oder gegessen und so gut wie nichts gesagt. War nicht zu mehr fähig gewesen, als das Gespräch der anderen über sich ergehen zu lassen; ihr Geplauder war bald erloschen, bald wieder aufgeflammt, und ihre Kameradschaft hatte ihm zu denken gegeben. Anfangs war er sich sicher gewesen, dass sein Urteil über sie und das, was sie getan hatten, feststand; doch als es dann Zeit wurde zu gehen, hatte es ihm doch leidgetan, sie zu verlassen. Genau wie immer.

Ein Hund bellte draußen am Stadtrand. Zum ersten Mal seit Wochen hatte er von den Schakalen geträumt. Er war wieder in der Höhle gewesen, das Licht der Taschenlampe war nach unten gedrungen, und als der Gefangene in den Schein trat, war sein Kopf nicht mehr der eines Menschen gewesen. Er war ein Zwitterwesen, ein Hundemensch oder ein Schakalgott. Er hatte sich in Anubis verwandelt.

Das Bett hinter ihm quietschte. Er wandte sich nicht vom Fenster ab. Er hörte, wie Natsuko aufstand, ihr Gähnen, das Tappen ihrer Füße auf den Fliesen, das anfangs von der Badtür gedämpfte Plätschern der Klospülung. Er lehnte sich in ihren Kuss zurück, als sie die Arme um ihn schlang.

»Du hast mich verlassen.«

Vorwurfsvoll. Ihr Atem roch süß nach Schlaf. Er konnte nicht anders, er musste ihr Lächeln erwidern.

»Ich bin doch noch da, oder?«

»Du hast mich allein weiterschlafen lassen. Ich will mit dir schlafen. Du gehörst jetzt mir. Verlass mich nie wieder.«

»Ich verlasse dich doch nicht«, sagte er und zog sie herunter.

Er verbrachte den Nachmittag allein. Natsuko heckte einen ehrgeizigen Plan für eine Wanderung mit Picknick aus, aber er konnte die Berge nicht mehr sehen. Und auch sie nicht. Er wollte an den Notizen für seine Dissertation arbeiten, sagte er, aber ihrem Gesichtsausdruck nach wusste sie, dass das eine Lüge war, was er selbst eigentlich erst merkte, als er sich an den Schreibtisch setzte, den Kopf auf die Hände stützte und unverwandt in das silbrigblaue Licht des Laptops starrte.

Verlass mich nicht, hatte sie noch einmal leise gesagt, als sie ging. Wie oft hatte er sich danach gesehnt, dass Emine das zu ihm sagen würde.

Er fragte sich, ob er die anderen verraten würde. Eberhard vertraute ihm, aber sogar Eberhard konnte sich irren. Auch Emine hatte ihm früher einmal vertraut.

Nicht weit vom Museum war eine Polizeiwache. Er würde in einem fensterlosen Raum sitzen und die angebotenen Zigaretten rauchen, während der diensthabende Beamte die verrückte Geschichte des Ausländers zu Protokoll nahm und schließlich widerstrebend seine unbeliebtesten Untergebenen losschickte, damit sie im Schweiß ihres Angesichts bis zu den Höhlen hinaufstiegen.

Nein. Nicht so. Er würde anrufen. Er konnte es anonym machen. Namen waren überflüssig, bis auf den von Makronides. Es gab eine Telefonzelle an der Landstraße, auf dem Stück, wo keine Laternen mehr standen. Er konnte es nachts machen. Dort würde ihn niemand sehen. Makronides würde ihnen Sachen erzählen...

Sind Sie der Engländer?

... doch bis dahin hätte er Zeit, alles zu erklären, den anderen zu sagen, was er getan hatte und warum. Um es wie-

dergutzumachen: um zu erreichen, dass sie von hier verschwanden.

Was würden sie sagen? Was würde er in ihren Augen sehen? Er konnte es nicht tun. Er konnte ihnen nicht gegenüber treten. Es war unerträglich.

Dann würde er sie eben verlassen. Darin hatte er Übung. Irgendwann an diesem langen Nachmittag stand er auf und begann zu packen. Er verlor die Geduld mit sich selbst, noch bevor er aufgab. Er hatte es schon ganz richtig erkannt, als sie auf dem Felsblock unterhalb des Gipfels gesessen hatten. Die Höhle konnte er nicht zurücklassen. Er hatte sie jetzt gesehen. Es war zu spät, um die Augen davor zu verschließen.

Er saß reglos auf seinem Stuhl, bis die Dämmerung hereinbrach. Es war immer noch warm. Sein Hemd war schweißdurchtränkt. Er dachte an Heldentum und Feigheit. An Orpheus, der zurückschaute, und Perseus und Herakles, die frohgemut jeden umbrachten, der ihnen im Weg stand. Halbmenschen und Ungeheuer. Medusa, die tödliche Gorgone, deren Blick hohl und kalt war; der Kopf mit Drachenschuppen umwickelt.

Hast du libyschen Boden betreten?

Hattest du die Aufgabe des Perseus?

Hast du das Auge gesehen, das alles in Stein verwandelt?

XIV

Aufzeichnungen für eine Doktorarbeit

Worte sagen nichts. Wie kann das wahr sein? *Worte sagen.* Nur dadurch sind sie. Wenn sie nichts sagen, sind sie nichts.

Es ist wahr. Worte sind nichts, wenn niemand sie hört. Warum schreibe ich überhaupt? Meine Hände bewegen sich vor mir, aber die Buchstaben, die aus ihnen hervorgehen, sind stumm und unsichtbar. Mit der Doktorarbeit, die ich nie vollenden werde, hätte ich gar nicht erst anfangen sollen.

Ich werde nicht mehr schreiben.

Die Osterwoche hat begonnen.

Ostern: das letzte Mysterium. Sogar der Name ist mysteriös. Seine Wurzeln liegen im Norden, in alten Wörtern für Licht und Morgenröte. Seine Wurzeln liegen im Süden, in den Namen von Göttern, die vor langer Zeit die befleckten Dämonen jüngerer, alles verschlingender Religionen wurden.

Ostara, Althochdeutsch, von *Ostar*: der Sonne zugewandt. Darauf *Ostar-manoth*, April, der Monat der Öffnung und des Anfangs.

Eostre, Göttin des Nordens. Kein Bildnis von ihr ist je ausgegraben worden. Keine an sie gerichteten Gebete sind erhalten. Nur ein Christ, der vor dreizehnhundert Jahren in einer Mönchszelle in Northumbria schrieb, nannte sie jemals beim Namen oder behauptete, Ostern sei ihr Fest.

Ishtar, Göttin von Babylon. Königin des Himmels, Königin des Bogens, Licht der Erde, Öffnerin des Schoßes, die in die Unterwelt vordrang, eingekerkert wurde und sich die Freiheit nur durch das Gelöbnis erkaufen konnte, eine andere statt ihrer zu schicken. Als sie zu den Lebenden zurückkehrte und feststellte, dass ihr Gatte Tammuz nicht um sie trauerte, wie es sich gehört hätte, ließ sie ihn von den Dämonen holen; doch ihre Schwester Belili folgte ihm und flehte den Herrscher der Toten an, sie die Hälfte seines Leids tragen zu lassen, so dass nun Tammuz, der Gott der Fülle, immer noch jedes Jahr für sechs Monate in die sonnenhelle Welt zurückkehrt.

Dazu, als wären sie babylonische Abkömmlinge, Aphrodite und Artemis, Orpheus und Persephone.

Allerdings gibt es in Griechenland kein Ostern. Für sie ist es *Pasoch*, nach dem *Pessach* der Juden (deren Kult aus dem Osten kam, aus Ur und Babylon). *Pessach*: der Übergang von der Sklaverei zur Freiheit, vom Tod zum Leben, von der Erde zum Himmel, von der Nacht zum Licht.

Es ist nichts Mystisches daran. Es ist nur ein zufälliger Gleichklang von Namen, ein Zusammenfluss von Themen und Klängen, Millennien geflüsterter Mitteilungen. Es gibt kein Mysterium, weil am Ende alles dasselbe ist, genau wie es am Anfang war. Dunkelheit herrscht. Dann wird Licht.

Nichts bleibt jemals wirklich verborgen.

XV

Verborgen

Am Dienstag fanden sie die Krüge. In der Woche wimmelte es auf den Hügeln von Gewehren. Die Fastenzeit war fast vorüber: Die Lämmer gingen zur Schlachtbank. Eine Art Waffenstillstand war geschlossen worden, um Zusammenstöße hinauszuschieben. Missy war zur Grabung zurückgekehrt. Sie hielt sich an Chrystos und Giorgios, Themeus und Elias, arbeitete mit ihnen, wenn es etwas zu tun gab, hing herum, wenn nicht. Von den anderen hielt sie sich fern. Die Ausgrabung hatte sich in zwei Lager geteilt, Missy und die Griechen bei den Hütten und den alten Gruben im Norden einerseits, die anderen Ausländer an den neuen Gräben im Süden andererseits. Missy wirkte die halbe Zeit betrunken und sonst unglücklich. Ben sah, dass sie Angst vor ihnen hatte, sogar vor ihm. Sie sprach nur gelegentlich mit ihm – und mit den Übrigen nur, wenn er außer Hörweite war. Grabungspredigten gab es keine mehr. Die anderen vermissten sie nicht.

Am Montag war sie eindeutig zu betrunken, um nach Hause zu fahren, und von da an holten die Brüder sie jeden Morgen ab und brachten sie am Abend wieder heim. Chrystos passte tagsüber auf sie auf. Er sprach mit ihr und brachte auch sie zum Sprechen, wann immer Gelegenheit dazu war. Hin und wieder sagte er etwas, was ihr ein Lächeln entlockte. Eine

Zeit lang hielt sie dann den Kopf hoch und arbeitete, fast mit dem Stolz und der Tatkraft von früher. Ben fragte sich, ob sie stolz darauf war, dass sie zurückgekommen war. Es musste ihr schwergefallen sein. Nicht dass es mutig von ihr war. Ihr Schweigen sprach nicht von Tapferkeit, so wenig wie sein eigenes.

Montagnacht, wach, allein – obwohl Natsuko immer noch neben ihm schlief –, wurde ihm klar, worauf er wartete: auf den Moment seiner eigenen Ohnmacht. Solange der Mann in der Höhle war, hatte er Macht über sie. Er konnte Kiron befreien, wenn er sich dafür entschied. Und trotzdem wünschte er sich, dass ihm die Entscheidung abgenommen wurde. Er wartete darauf, dass seine Macht verging. Darauf, dass ein Ende gemacht wurde.

Die Welt wird nicht von den Menschen bedroht, die böse sind, sondern von denen, die das Böse zulassen.

Der Dienstag brach an, als sei es plötzlich Sommer geworden. Die Fahrt hinauf war schweißtreibend, und als sie im gefleckten Schatten unter den Zypressen ausstiegen, fanden sie Therapne verwandelt, nicht fürs Auge, wohl aber fürs Ohr, denn die Hänge schrillten vom ekstatischen Zirpen der Zikaden.

Sie stellten sich neben Eberhards Volvo. Auch Themeus und Elias waren vor ihnen gekommen und werkten schon pflichtschuldig an den dunklen Flecken der alten Gruben. Sie schauten nicht von ihrer Arbeit auf, als Ben und Natsuko, Jason und Eleschen an der Kapelle vorbeistiegen und nach unten Richtung Schweinestall verschwanden.

Sie hatten die letzten acht Tage verbissen gegraben. Es war, als läge die Quelle ihrer Ängste unter der Erde, als könnte sie entdeckt und beseitigt werden. Die neue Ausgrabung war nicht mehr wiederzuerkennen. Aus einer Grube waren zwei geworden, verbunden durch einen Erkundungsgra-

ben, eine lange Wunde im Lehm, die sich südwärts bis in die Bäume hinzog. Max war überzeugt, dass es dort mehr gab als den Mist- und Abfallhaufen, den sie unter Missys Anleitung gefunden hatten, doch bislang war alles fruchtlos geblieben. Nichts war ans Licht gekommen außer ärmlichsten Kleinfunden und den labyrinthischen Wurzeln von Perückensträuchern, Steineichen und Kiefern.

Sie arbeiteten an diesem Morgen paarweise, Ben mit Jason in der südlichsten Grube. Dort war das Graben am schwersten, und er war froh darüber. Je intensiver die Arbeit, die er vorfand, desto leichter fiel es ihm, sich selbst zu vergessen, den Punkt zu erreichen, an dem er zum besinnungslosen Tier wurde, zu einem stechenden, grabenden Wesen, das weder Zeit noch Grund hatte, über mehr als die vor ihm liegende Aufgabe nachzudenken. Nur manchmal wurde ihm dunkel bewusst, dass Jason neben ihm kniete, immer noch atemlos, unaufhörlich redete wie die ganze letzte Woche (und war das nicht vielleicht nur seine Methode, genau den Zustand der Gedankenlosigkeit zu erreichen, den Ben selbst mit anderen Mitteln anstrebte?) und seine Schaufel genau wie Ben irgendwie einsetzte, wie einen Hammer oder einen Speer, einen Dolch oder ein Ruder.

Er hielt nur inne, wenn er merkte, dass Jason weg war. Mit dem Handrücken wischte er sich dann den Schweiß aus den Augen, und wenn er aufschaute, sah er die anderen, die zu fünft im Schatten der Bäume saßen und miteinander aßen.

Er warf die Schaufel auf einen Haufen Aushub und schaute auf die Uhr. Es war eins vorbei. Seine Hände bluteten. Er verschränkte die Arme, presste den Schmerz in seine Seiten. Sein Atem beruhigte sich. Undeutlich hörte er die anderen reden, und die Zikaden. Ein dürres, urtümliches Gelächter.

Ha. Ha-ha. Ha-ha. Haaaah-

Er hievte sich aus der Grube und ging durch die abseits stehenden Kiefern. Jason hob die Hand. Er trug Strandkleidung, wie Ben jetzt erst auffiel, und lag, alle viere von sich gestreckt, im Schatten, auf einem Bett von Kiefernadeln, nicht faul, aber schlaff, mehr Leiche als Sonnenanbeter.

»Der Soldat kehrt aus dem Krieg heim.«

Ben ließ sich neben ihm nieder. »Nenn mich nicht so.«

»Aber das bist du. Du hast den Mumm dazu. Den hat nicht jeder. Ich hab gesehen, was du mit diesem Schakal gemacht hast.«

Er streckte sich aus und schloss die Augen. Er spürte das Pulsieren des Bluts in seinen Händen, konnte über sich eine Singdrossel hören. Eleschen murmelte. Max brummelte.

»Hör dir die Zikaden an!«

»Ich hör sie.«

»Die klingen, als würden sie nie müde. So wie das Meer nie müde wird. Erinnerst du dich an Gythion, bevor wir ausgelaufen sind? Die Sonne kam raus, und du hast gesagt, am Meer hätte es dir schon immer gefallen. Du hast so gut ausgesehen. Können wir da irgendwann noch einmal hin?«

»Nein.«

»Mir hat's da gefallen. Damals hat mir alles noch besser gefallen. «

»Aber jetzt ist doch auch alles gut.«

»Ich weiß. Ich sag ja nicht... Es hat mir einfach gefallen. Die Zikaden haben mich daran erinnert. Das ist alles. Mit ihnen kommt man sich vor wie im Sommer.«

»Die Zigeuner mögen sie nicht. Sie sagen, es bedeutet Unglück, wenn die Zikaden zu früh kommen.«

»Sag das nicht. Warum sagst du das?«

Jason stieß ihn in die Rippen, grinste ihn von der Seite her an, die Augen unsichtbar hinter der Sonnenbrille. »Der geborene Killer bist du. Wir brauchen Leute wie dich. Neuerdings

gräbst du sogar wie einer. Du müsstest einen Orden kriegen, Kumpel. Den Schaufelaffenorden.«

»Halt die Klappe«, sagte er leise, aber Jason hörte nicht auf ihn und salutierte.

»Griechenland schenken wir unsere blitzenden Klingen. Hast du keinen Hunger? Der Käse ist ganz passabel. Es ist auch Wein da, wenn du dich dem gewachsen fühlst.«

Er schaute zu den anderen auf. Eberhard schloß anscheinend, die Ärmel hochgekrempelt, die Kopfhaut von der Sonne gerötet. Natsuko riss Stücke von einem Brotlaib ab, einem wie die, die er dem Mann in der Grube gebracht hatte. Ihr Gesicht war mit Dreck verschmiert. Eleschen schüttete müde Wein in drei verschiedene Gläser: Sie hielt eines vor sich hin, und Eberhard machte ein Auge auf und nahm es in schlangenhafter Zeitlupe entgegen.

Von ihrem Rastplatz aus waren die Gruben nicht zu sehen: Es schien, als wäre die Grabung weit weg. Und wie hätten sie selbst aus solcher Entfernung ausgesehen? Wie Touristen auf einem idyllischen Picknickplatz. Wie Londoner Büroangestellte, die auf dem Betriebsausflug zu tief ins Glas schauen. Oder auch wie eine kleine Festgesellschaft, ein gelassener Ausblick auf die Feierlichkeiten, die schon bald in der ganzen Gegend stattfinden würden – die Woche würde kurz sein, arbeitsfrei von Freitag bis Montag. Ein Beobachter hätte sie vielleicht beneidet, hätte sie für schön gehalten, für glücklich oder begehrenswert, hätte sich vielleicht gewünscht, in ihrer Mitte sitzen zu können. Allerdings nur von Weitem.

Max las die Zeitungen, den Kopf in den Schatten vorgebeugt. Von seinem Gesicht sah Ben nur die vorspringenden Brauen und den grauen Perlmutterglanz der Zähne. Sein Grinsen beim Umblättern der Seiten war eingefroren, starr und bedrohlich wie eine Wasserspeierfratze.

Natsuko hatte ihm das mit den Zeitungen erklärt. Auf der Jacht in Lavrio hatten sie Anweisungen für die Freilassung von drei namentlich genannten Männern aus einem Gefängnis außerhalb von Athen hinterlassen. Außerdem sollten zwei Anzeigen geschaltet werden, die eine zur Bestätigung, dass ihre Forderungen akzeptiert würden, die andere, sobald die Häftlinge freigelassen wären. Beide sollten als private Kleinanzeigen eine Woche lang jeden Tag in vier überregionalen Zeitungen erscheinen. Die erste Anzeige erfolgte prompt, einen Tag nachdem sie Kiron Makronides entführt hatten. Sobald die zweite erschien und Max Nachricht von den Freigelassenen selbst hatte, sollte Kiron auf freien Fuß gesetzt werden. Doch die zweite Anzeige war nie erschienen. Sie warteten jetzt schon zwei Monate. Ostern hatten sie als letzten Termin festgesetzt, und der Samstag davor war der letzte Tag, an dem es noch Zeitungen gab.

Wer sind die?, hatte er gefragt. *Die drei Männer?*

Irgendwelche Männer, hatte sie gesagt, *gute Männer*, und ihn geküsst, so dass er nicht weitergefragt hatte. Dann war sie über ihn gekrochen, und ihr Haar war ihm übers Gesicht gefallen.

Eberhard brachte ihm etwas zu essen. Er verzehrte es schweigend. Er wunderte sich, dass er die anderen nicht etwa verabscheute, obwohl das jetzt manchmal doch vorkam, sondern daran dachte, wie schwer es für sie gewesen sein musste, zwei Monate lang scheinbar ganz normal ihrer Arbeit nachzugehen. Jeden Tag bei der Ausgrabung zu sein, ohne zu wissen, was die Nacht bringen würde. Die Abende des Wartens, der Planung und der Geduld, und alle drei Tage der lange, dunkle Aufstieg zur Höhle.

Eleschen weckte ihn. Irgendwie war er mit dem Kopf auf ihrem Schoß eingeschlafen. Sie sah wunderschön aus, wie sie so auf ihn herablächelte.

»Ben?«

»Wo bin ich?«

»Na hier, Dummchen. Du bist eingenickt. Du hast im Schlaf gesprochen, und du hast ausgesehen, als ginge es dir ganz schlecht... Fühlst du dich jetzt besser?«

Er setzte sich auf. Sein Mund schmeckte nach billigem Wein. Bitterer Bodensatz. »Wie spät ist es?«

»Spät. Aber das spielt eigentlich keine Rolle. Das interessiert jetzt keinen mehr. Schlaf noch ein bisschen ...«

Er erhob sich steif, Eleschen stand verlegen neben ihm und klopfte sich den Staub von den Kleidern. Sie gingen in betretenem Schweigen zum Schweinestall zurück, als sie Jasons Schrei hörten.

Ben rannte die letzten Meter bis zur Grube. Die anderen waren schon dort, so dicht gedrängt, dass er im ersten Moment nicht sehen konnte, was los war. Als er wieder aufschaute, sah er Chrystos und noch jemanden als Silhouetten oben bei der Kapelle, und der Gedanke, die beiden hätten womöglich eher als er mitbekommen, was seine Freunde gefunden hatten, erschien ihm schrecklich, im höchsten Grade ungerecht. Er sprang hinunter, drängte sich zwischen Eberhard und Max durch und sah es.

Im ersten Moment dachte er, es sei nur ein Krug. Es war billiges Geschirr, mit weiter Öffnung, für die Küche gemacht, nicht für den Tisch. Der Ton war auf einer Seite fast schwarz gebrannt. Beim Durchhacken der Wurzeln hatte Jason das Gefäß zerbrochen. Im Innern, im Schatten der Grube und der Leute, die sie umstanden, konnte Ben einen Totenschädel ausmachen. Er hing an einem verdrehten Wirbelstrang, der Schädel selbst weiß und zart wie ein Ei und nicht größer als seine Faust.

Am Schluss waren es vierzehn Stück.

Es waren die letzten Tage der Ausgrabung, aber das wussten sie noch nicht. Für diesen kurzen Zeitraum arbeiteten sie wieder zusammen. Anfangs hatten nur vier Platz, nebeneinander und Rücken an Rücken, in der südlichsten Grube, in der die Krüge lagen, aber die Arbeit war anstrengend, und sie arbeiteten umschichtig, Missy mit Max, Chrystos mit Ben, Max mit Chrystos; die Übrigen sahen jeweils zu oder brachten die Funde weg.

Er fragte sich, wie es gewesen wäre, wenn sie die Krüge gefunden hätten, bevor die Ausgrabung sich auflöste. Da wäre es ihnen aufregend erschienen, dachte er; als Grund zum Feiern. So aber arbeiteten sie mehr oder weniger schweigend. Die sehnigen Wurzeln und der zerbrechliche Ton machten das Graben zur Qual, und das Wissen darum, was die Krüge in sich bargen, ließ sie verstummen, erzeugte eine Art Stumpfheit in ihnen, eine Verbissenheit. Selbst wenn er Chrystos neben sich hatte, kam es Ben nie so vor, als sei irgendetwas vergessen oder in Ordnung gebracht worden, als könnte ihre wiederaufgenommene Zusammenarbeit ihre Differenzen bereinigen oder sie wieder die Freunde werden lassen, die sie am Anfang gewesen waren.

Jeden Abend stellten sie die Autos am Schweinestall ab und arbeiteten bei laufenden Motoren, und die Abgase und der Lärm der Motoren zogen durch den Lichtstern der Scheinwerfer in die Gruben hinab. Elias fand am Mittwoch den vierzehnten Krug, nach Einbruch der Dunkelheit, doch danach war Schluss, jedenfalls fanden sie keine mehr, und am Donnerstag gegen Sonnenuntergang gingen sie nach und nach auseinander, wobei ihnen Abschied und Osterwünsche bestenfalls halbherzig über die Lippen kamen. Elias und Theus gingen als Erste, dann Missy und die Brüder, zuletzt sie sechs – Therapie hinter ihnen in der Dämmerung so karg und schön wie eh und je.

Eleschen und Natsuko hatten inzwischen die ersten acht Krüge untersucht. Sieben bargen ein einzelnes Exemplar, der achte ein Paar. Diese letzten waren die schlimmsten. Ihre Schädel waren vergrößert, die Wangenknochen eingesunken. Die Stirnen waren höckerig und geriffelt, mehr wie die gehörnter Tiere als die von Säuglingen. Von den anderen waren vier genauso missgebildet wie Laco, die Köpfe kümmerlich klein. Drei waren polydaktyl, syndaktyl oder beides – mit überzähligen oder zusammengewachsenen Fingern oder Zehen. Der letzte und kleinste schien perfekt, als Eleschen ihn auslegte; Max entdeckte als erster den einzigen Makel, einen eingekerbten Knochen – den Ansatz eines dritten Daumens.

Sie machten bei HellaSpar halt, um Wein zu kaufen. Als sie bei Eberhard eintrafen, platzten sie wie unwillkommene Fremde in die Nachwehen eines Streits. Max saß trotzig allein auf dem Balkon. Eberhard verheimlichte nicht, dass er um Fassung rang.

»Was ist denn hier passiert?«, fragte Jason zu laut und viel zu begierig, als Eberhard den Wein entgegennahm.

»Nichts, was sich damit nicht aus der Welt schaffen ließe.«
»Bist du sicher? Ich meine, wir können uns auch verpissen oder noch einmal um den Block fahren, falls wir stören...«

»Ach, halt doch den Mund«, sagte Eberhard, und lange Zeit hielt sich Jason auch daran.

»Tja. Mag jemand was essen?«

Es gab ein paar Eier, vier geräucherte Forellen, ein dunkles Brot und eine Endivie, die Eberhard auf dem Markt gekauft hatte, die aber keiner als solche erkannte und die auch gekocht noch bitter schmeckte. Max kam herein und setzte sich zu ihnen, aß aber nichts, und wie sich zeigte, hatten auch die anderen nicht viel Appetit. Hinterher holten sie die gebrechlichen Rohrstühle herein und tranken im Wohnzimmer. Inzwischen hatte der Wein sie besänftigt.

»Warum haben die sie so begraben?«, fragte Natsuko schließlich mit leiser Stimme, als wären die Skelette in den Krügen fast etwas Unaussprechliches. Max' Stuhl knarrte, als er ihr antwortete.

»Niemand begräbt sie. Der Vater entscheidet, das Kind auszusetzen. Er legt es irgendwo hinein. In einen Krug. Er bringt es aus dem Haus. Wenn das Kind gesund ist, lässt er es dort, wo andere es finden. Manchmal ist da nichts Unrechtes dabei. Der Vater hat kein Essen für das Kind. Er will nicht noch ein Mädchen. Dann nimmt vielleicht jemand das Baby. Wenn niemand es will, stirbt es. Aber diese Babys sind anders. Niemand wird sie jemals wollen. Der Vater schämt sich wegen ihnen. Für ihn sind das Ungeheuer. Er steckt sie in Krüge und bringt sie an einen Ort, wo niemand nach ihnen sucht. Der alte Platz unten am Hügel, wo die Menschen ihre kaputten Sachen hinunterwerfen. Sie werfen immer weiter kaputte Sachen da hin. Bald weiß keiner mehr, dass die Krüge da sind. Aber niemand begräbt sie.«

»Was sagen die Knochen?«, fragte Eberhard, zu müde oder zu ernst, um die Stimme zu heben, und Eleschen streckte sich in ihrem Sessel.

»Es ist Quecksilber. Genau wie zuvor. Die Missbildungen sind so ausgeprägt, dass die Mütter es aufgenommen haben müssen.«

»Warum hätten sie das tun sollen?«

»Aus Angst, nehme ich an, vor etwas, was sie für noch schlimmer hielten. Die Pest oder jedenfalls eine Krankheit. Quecksilber wirkt gegen manche Infektionen. Ich meine, es tötet alles Mögliche ab. Es sieht danach aus, dass Laco an etwas Derartigem gestorben ist: Die Votivgaben und die Arzneien, die wir gefunden haben, weisen darauf hin. Ich nehme an, die haben gedacht, sie schützen sich.«

Eine Zeit lang rührte sich keiner. Jason zündete sich eine Zigarette an und streifte die Asche in sein leeres Glas ab. Draußen auf dem Platz lachte eine Frau erfreut auf – ein schrilles Geräusch, zu laut und unangebracht. Ansonsten war es still auf den Straßen. In ein paar Stunden würde es Karfreitag sein, der Tag der Trauer.

»Was sollen wir machen?«, fragte Natsuko, und erst als Eberhard antwortete, begriff Ben, dass sie das Thema gewechselt hatten, dass sie nicht mehr von den Kindern in den Krügen sprachen.

»Wir fangen noch mal an.«

»Wie?«, wollte Jason wissen. Im selben Moment fragte Eleschen: »Wo?«

»In aller Ruhe, irgendwo. Es gibt Hunderte von Kironen. Die können sie nicht alle vor uns verstecken. Wir beenden die Ausgrabung, regeln alles mit Dr. Stanton ...«

»Scheiße, wozu denn das?«

»Wir brauchen vielleicht ihr Vertrauen oder ihre Referenzen. Das wird schon nicht so schwer werden, Jason. Sie hat doch so um unsere Freundschaft gebuhlt.«

»Und wenn schon«, sagte Max. »Warum unsere Zeit mit ihr verschwenden? Wir brauchen keine Ausgrabung mehr. Bald ist Griechenland voller Touristen ...«

»Ich könnte auch eine Touristin sein«, sagte Eleschen.

»Wenn wir uns dafür entscheiden, dann von mir aus. Auf jeden Fall müssen wir neue Jagdgründe finden. Hier sind unsere Hände sauber geblieben. Niemand weiß, was wir getan haben ...«

»Ben weiß es«, sagte Max, und Ben antwortete automatisch, bloß um sich zu verteidigen.

»Und Kiron.«

Alle Köpfe drehten sich ihm zu, alle auf einmal, im Dunkeln.

»Max«, zischte Eleschen, »geh nicht immer wieder auf Ben los, okay. Er ist jetzt einer von uns.«

»Ach, wirklich?«

»Wie auch immer. Lass ihn einfach in Ruhe. Und was soll das mit Kiron?«

»Er kennt unsere Stimmen«, sagte Eberhard bedächtig. »Wie Ben mir gesagt hat, weiß er auch, dass einige von uns Engländer sind. Das ist bedauerlich, reicht aber nicht aus, damit er uns identifizieren kann. Wir lassen ihn weit von hier zurück, wie geplant, und da wird sich niemand einen Reim drauf machen können...«

Jason kichert unvermittelt. Er hob die Hände, als sie ihn anschauten. »Nein, tut mir leid.«

»Was hast du denn?«

»Nichts, ich denke nur laut. Achtet gar nicht auf mich.«

»Ich verstehe nicht, was es hier zu lachen gibt.«

»Hängt vom jeweiligen Humor ab, Eberhard. Meiner ist schwarz, und du hast keinen. Nichts für ungut. Es verwandelt sich nur alles in Scheiße, das ist alles.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Alles. Wir. Diese Schweine in Athen lassen uns zappeln, und jetzt graben wir auf einmal Missgeburten aus.«

»Das ist voreilig. Es ist immer noch möglich, dass sie sich melden. Und davon unabhängig: Die Krüge haben nichts damit zu tun, was wir geschafft haben ...«

»Nein?«

Jason schüttelte den Kopf, setzte sich in seinem Sessel auf, zündete sich eine neue Zigarette an und wedelte das Streichholz aus. Die Bewegungen verschwammen alle in dem Dämmer, sie wirkten chaotisch und unansehnlich.

»Und was halten wir von Sparta, jetzt, wo wir eine ihrer *Leistungen* entdeckt haben? Ich wette, Helena war stolz auf sie. Was meinst du, wie viele liegen da unten? Man könnte

denken, sie hätten nach dem ersten Dutzend eine Ahnung bekommen, dass sie etwas Unrechtes getan haben ...«

»Mach dich nicht lächerlich. Arzneien sind nun mal giftig. Es ist unglaublich schwierig, zwischen einer heilkräftigen und einer schädlichen Dosis zu unterscheiden. Da irren sich auch heute noch manche. Nimm bloß mal die Viktorianer ...«

»Wen kümmern denn die Viktorianer? Was ich sagen will: Die ganze Zeit sind wir hier, verehren die Spartaner, treten in die Fußstapfen von Sparta – ja, genau das tun wir – und graben nach den glorreichen Leistungen von Sparta. Und jetzt stellt sich raus, dass sie Ungeheuer sind. Na? So viel zu dem beschissenen Sparta!«

Er ging bald nach Jasons Ausbruch. Natsuko kam mit. Auf der Straße konnten sie immer noch hören, wie sich Max und Jason vier Stockwerke über ihnen anschrien. Sie überquerten den verwaisten Platz, Natsuko nahm seinen Arm und ließ ihn nicht mehr los, bis sie vor dem beleuchteten Hotel ankamen.

»Missgeburten«, hörte er sie Stunden später im Dunkeln flüstern. Sie atmete tief und gleichmäßig. Vielleicht hatte sie im Schlaf gesprochen. Er beugte sich über sie und sah, dass sie geweint hatte.

Während er sie betrachtete, ging ihm durch den Sinn, dass Jason lediglich gesagt hatte, was sie alle empfanden. Er hatte getan, was er immer tat – das ausgesprochen, was die anderen nicht sagten, nicht in Worte zu fassen vermochten. Aber sie hatten es trotzdem gedacht, alle dasselbe. Derselbe Zorn und dieselbe Trauer hatten sie alle gepackt, als sie die Krüge ausgebuddelt und an die Oberfläche getragen hatten: Nach all der Plackerei hatten sie nicht den Ruhm, sondern den Horror Spartas gefunden.

Sie wachten beide im selben Moment auf, jedenfalls kam es

ihnen so vor, ihre Augen öffneten sich füreinander, als hätten sie nicht nur zusammen geschlafen, sondern auch zusammen geträumt, obwohl keiner von beiden sich an einen Traum erinnern konnte.

Es war spät, doch die Läden unten waren geschlossen, die Fenster unbeleuchtet. Im Hotel herrschte Begräbnisstimmung. Sie hatten das Frühstück verschlafen und gingen zum Kathedralenplatz, um mit Eleschen und Sylvia zu essen, stellten aber fest, dass sie weg waren und die Räume schal und hohl.

Natsuko kochte, und er half ihr. Aus dem Nichts zauberte sie in der winzigen Küche genug für sie beide, ja noch viel mehr, genug für vier, dann sechs oder acht, anfangs mit entschlossener Miene, dann schwitzend und voller Panik in dem trüben Licht vom Ofen. Gegrillte Auberginen, gefüllte Zucchini und Paprika mit eingemachten Farnsprossen, in Scheiben geschnittene Orangen aus Lakonien mit Honig und Zimt, Reisbällchen, gefüllt mit eingelegten Pflaumen und in einer Hülle aus Lachshaut mit Ingwer und Wein gedünstet.

»Ist das noch nicht genug?«, fragte er, als sie die Reisbällchen mit den Händen formte: Als sie, ohne zu antworten, zu ihm aufschaute, sah es aus, als betete sie.

Hinterher döste sie in ihrem alten schmalen Bett, während er neben ihr auf dem Kopfkissen saß und ohne großes Interesse Eleschens eselsohrige Bücher durchblätterte – *Begräbnisarchitektur der Minoer; Die Ausgrabungsstätte Giv'at ha-Oranim* – oder durch das verstaubte Fenster auf die sonnenbeschienene Kathedrale hinausschaute. Manchmal gingen Frauen hinein, manche mit einem Arm voll Blumen, und ihr Treiben erschien ihm so geheimnisvoll wie das von Vögeln oder Insekten. Natsuko wachte noch vor Mittag wieder auf, und sie wickelten das Essen ein und legten es in den Kühlschrank. Der Anblick der bunt gefüllten Fächer schien sie aufzuheitern. Sie fand ihr Handy, versuchte Eleschen zu er-

reichen und war nicht niedergeschlagen, als sie keine Antwort bekam.

»Fahren wir weg.«

»Wohin?«

»Ist mir gleich. Nur wir beide. Was meinst du?«

Er setzte sich neben sie und senkte die Stimme in der leeren Wohnung. Aber er konnte seine Aufregung trotzdem nicht verbergen. »Meinst du ganz weg von hier?«

Sie überlegte, kaute auf der Lippe, schüttelte den Kopf.

»Aber würdest du mitkommen, wenn ich wegginge?«

»Ich will hier nicht mehr sein. Wenn du möchtest, können wir ja jetzt unser Picknick machen.«

Sie packten Essen ein und marschierten nach Westen, durch die Außenbezirke Richtung Mystras. Natsuko war erst einmal dort gewesen, genau wie er, und es war weiter, als sie beide angenommen hatten, aber das schien ihr nichts auszumachen, und er war auch froh, einfach neben ihr herlaufen zu können, mit der Sonne im Rücken und weg von Sparta.

Es war ein schöner Tag. Die Luft war so klar, dass die Berge nähergerückt waren, zum Greifen nahe. Die höchsten Gipfel waren immer noch weiß. Er lächelte zu ihnen hinauf und hielt zwischen den aufsteigenden Bäumen Ausschau nach der verfallenen Stadt, als sie das erste Taygetos-Dorf erreichten.

Drei Schritte weiter merkte er, dass Natsuko stehen geblieben war. Sie waren fast schon an der Dorfkirche. Ein paar Jungen machten sich auf einem unbebauten Grundstück nicht weit von der Kirche zu schaffen. Zwei schleiften Äste zur Straße hinunter, ein dritter warf die Sprossen eines kaputten Stuhls auf einen Haufen Holz, der sich bereits übermannshoch rings um einen provisorischen Galgen erhob. Vom Querbalken baumelte eine männliche Stoffpuppe.

»Was ist das?«

»Der Judas. Sie verbrennen ihn.«

»Wann?«

»Morgen Abend. Um Mitternacht erhebt Christus von den Toten auf.«

Die Puppe hatte keinen Kopf. Der größte Junge stand mit ernster Miene auf einer Trittleiter und band die vielfingrigen Hände zusammen.

»Warum verbrennen sie ihn?«

»Wegen seines Verrats.«

Sie gingen weiter. Ein Mädchen kam den Berg herab auf sie zu; sie war kleiner als die Jungen und schleppte ein Brett, das zweimal so lang war wie sie. Sie wirkte wild entschlossen. Natsuko nahm seine Hand.

Mystras war geschlossen. Sie rasteten auf einer Bank an dem versperrten Tor zur unteren Stadt und gingen dann zu dem Restaurant, in dem er zehn Tage zuvor nicht gesagt hatte, dass er sie liebte. Das Gebäude war verlassen, aber die Treppe führte zu einer Gartenterrasse. Sie ließen sich im Gras nieder und aßen, bis sie Magenschmerzen bekamen; dann legten sie sich in den voranschreitenden Schatten eines Erdbeerbaums.

»Das ist eine Sonnenuhr.«

»Eine Baumuhr. Welche Zeit zeigt sie an?«

»Ich weiß nicht. Ich kann Baumuhren nicht lesen.«

Die Frühlingsblumen auf dem Rasen waren in dem Treibhauswetter verwelkt. Ein Schuss ertönte, oben in den Hügeln, das Echo hallte zwischen Felswänden und Ruinen.

»Sie zeigt an, dass es zu spät ist.«

»Dann geht sie falsch.«

»Ich hab schlimme Sachen gemacht.«

»Jeder macht schlimme Sachen.«

»Nicht so schlimme.«

»Eb hat gesagt, es wird ihm nichts geschehen.«

»Wir hatten nie vor, ihm was anzutun.«

Wir können weg von hier, wollte er ergänzen. *Wir beide zusammen. Alleine schaffe ich es nicht*. Aber als er sich herumdrehte, stellte er fest, dass sie wieder schlief, zusammengerollt wie ein überwinterndes Tier. Sie war blass: Nur ihre Lippen und die gelblichen Schatten unter ihren Augen brachten etwas Farbe in ihr Gesicht. Ihr Mund stand offen, ein aufrechtes U in ihrer Armbeuge, wie der Mund einer tragischen Maske. Er stand auf und räumte ihre Reste weg, dann setzte er sich hin und schaute sie an. Er fragte sich, was in diesem Kopf und diesem Herzen begraben war.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang machten sie sich auf den langen Heimweg. Natsuko blieb wieder stehen, bevor sie die Außenbezirke erreichten, an einem Haus mit geschlossenen Fensterläden.

»Wo sind wir?«

»Rate.«

Er schaute sich um. Es war ein öder Straßenabschnitt, nicht Land und nicht Stadt. Zwei Autowracks waren auf Ziegeln aufgebockt. Ein alter Traktor lehnte betrunken unter einer Reihe Maulbeerbäume. Die hatte er schon einmal gesehen, fiel ihm ein; als er das erste Mal in Mystras gewesen war.

»Ich geb auf.«

»Max wohnt hier.«

Er schaute an dem Haus hinauf. Er war nie bei Max gewesen, war nie eingeladen worden und hatte sich nie eine solche Einladung gewünscht, hatte nichts über diesen Ort gewusst, außer dass er irgendwo außerhalb der Stadt war.

»Warum wohnt er so weit draußen?«

»Er ist menschenscheu. Nicht das hier. Das da unten.«

Er folgte ihrem ausgestreckten Arm. Ein Feldweg führte an dem verschlossenen Haus vorbei zu einem anderen, das klei-

ner und verwahrlost war. In einem Fenster brannte ein Licht. Der erste Schimmer des Abendrots glomm zwischen den Balken des unfertigen ersten Stocks. Dahinter stieg Rauch auf, eine dicke graue Säule vor dem Südhimmel.

»Er ist zu Hause. Siehst du?«

»Es riecht, als hätte er auch einen Judas.«

»Die verbrennen ihn nicht heute Abend. Hab ich doch gesagt. «

Er hatte sie mit dem Judas aus der Fassung gebracht. Das ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Er suchte nach etwas anderem, was er sagen konnte, ein neues Gespräch, um das alte zu begraben.

»Missy hat mir mal gesagt, dass Max nur sein Spitzname ist.«

»Er heißt Lasha. Das bedeutet Licht.«

»Warum Max?«

»Das kommt von seinem Familiennamen. So ist es leichter für ihn, privat zu bleiben.«

»Privat?«, hätte er beinahe gefragt, aber eigentlich war es ihm egal, er wollte nur weg. »Komm, gehen wir heim.«

Sie ging auf den Feldweg zu. Er rief ihren Namen, vorwurfsvoll, aber sie war schon außer Sicht, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

Max war hinter den Häusern. Das Feld, auf dem er stand, war mit Bruchstücken von Hohlblocksteinen und hart gewordenen Zementsäcken übersät. Er stand mit dem Rücken zu ihnen, als sie um die Ecke bogen. Über ein Feuer zehn Meter vom Haus entfernt gebeugt. In einer Hand hielt er einen Stock, in der anderen eine Flasche. Mit dem Stock stocherte er im Feuer. Die Flasche hing schräg, seine Finger locker um den Hals gekrümmt.

Als sie näher kamen, fielen ihre riesigen schwachen Abendsonnenschatten auf das Haus, und Max wandte den

Kopf und starrte ihnen eine Weile finster entgegen, bevor er zur Begrüßung den Stock hob.

Es war ein warmer Abend, trotzdem zog es sie alle drei zum Feuer. Anfangs wurde nichts geredet. Das Knallen und Zischen der Flammen ließ jedes Gespräch überflüssig erscheinen, und in dem matten Licht verschwammen die anderen beiden vor Bens Augen, ihre Mienen wurden weich, als schmolzen sie in der Hitze.

»Was verbrennst du denn da?«, fragte er schließlich, und Max zuckte die Achseln.

»Sachen, mit denen ich fertig bin. Gut, dass ihr vorbeischaut. Ihr kommt gerade recht.«

»Wofür?«

»Um mir zu helfen.«

»Bei dem da?«

»Beim Trinken. Meine Freundin Natsuko und mein ganz besonders lieber Freund Ben. Drei Freunde, eine Flasche. So ist es am besten. Kommt, trinkt mit mir.«

Er hielt Natsuko die Flasche hin. Er lachte – ein fröhliches, rollendes, trunkenes, aus dem Bauch kommendes Lachen –, als sie einen Schluck trank und die Flasche mit verzerrtem Gesicht auf Armlänge von sich weg hielt. Ben nahm sie ihr ab.

»Ja. Meine Freunde«, sagte Max, dann hielt er inne. Ben schien es, als hätte er fragen wollen, warum sie da seien, doch er stocherte nur wieder zerstreut in dem Feuer herum. Die Flammen brannten herunter, er sah, dass es überwiegend Zeitungen waren, ganze Stapel. Rote Säume fraßen sich langsam durch das Papier.

»Wir haben heute Eleschen gesucht.«

»Und habt sie nicht gefunden.«

»Du weißt, wo sie war?«

»In der Kirche. Aber die Gottlosen haben keinen Frieden, würde Jason sagen. Sie kommt heute Abend hierher.«

»Wo geht ihr hin?«, fragte Natsuko, und als Max sie durch den Rauch anschaute, hatten plötzlich beide einen leidenschaftlichen Ausdruck, den Ben sich nicht erklären konnte – eine Verbundenheit, an der er keinen Anteil hatte.

»Warum? Was ist denn heute Abend?«

»Die Grablegung Christi. Sehr traurig, sehr schön. Komm doch mit uns, Ben. Da gibt es was zu sehen.«

»Nein, danke.«

»Du glaubst nicht an Christus? Oder hast du genug von deinen Freunden?«

Er wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Immerhin war er mit ihnen in Pylos in der Kirche gewesen. Max nickte gütig, als hätte er bereits geantwortet. Er wandte sich wieder an Natsuko.

»Ben ist seiner Freunde überdrüssig. Eleschen kommt bald. Bleib da. Wir können zusammen hinfahren.«

Er sah, wie sie zögerte. Der Rauch von dem Feuer brannte ihm in den Augen, und er setzte die Flasche an, verengte die Augen zu Schlitzern und trank das Zeug, das ihm die Kehle versengte. Als er wieder zu Natsuko hinsah, schüttelte sie den Kopf. Ihre entschuldigende Miene galt nicht ihm, sondern Max. Und Max schaute sie, schaute beide mit einem Blick ungläubiger Überraschung an.

»Aha, so ist das also. Ist es so?«

Keiner von beiden antwortete. Ein bunt schillerndes verkohltes Blatt Papier schwebte zwischen ihnen in die Höhe und zerfiel. Max lachte.

»Ich freue mich für euch. Wisst ihr, warum? Weil dann Jason nicht recht behält. Auch wenn sich alles andere in Scheiße verwandelt, behält Jason nicht recht, wenn ihr einander habt.«

Er seufzte und trat mit dem Stiefel gegen das Feuer, noch immer nicht wütend, sondern nur müde, als sei all sein Groll bereits aufgebraucht. Er streckte die Hand aus.

»Gib sie mir«, sagte er zu Ben.

Er nahm die Flasche. Er trank den Schnaps wie Wasser. Er lief ihm übers Gesicht, als er die Flasche absetzte, und er wischte sich Kinn und Hemd ab und lachte erneut in der zunehmenden Dämmerung. Als er fertig war, hob er die Flasche.

»Auf meine guten Freunde Natsuko und Ben. Ich habe euch nie gemocht. Ihr macht mich froh.«

Asche wirbelte zwischen ihnen hoch, ein Strudel mit Max in der Mitte. Natsuko trat näher zu Ben. Es war etwas im Gesicht des anderen Mannes, ein fataler Humor, den auch er kaum zu ertragen fand. Deshalb schaute er ins Feuer. Zwischen den Zeitungen erblickte er einen kleineren Gegenstand. Es war ein schmales Buch. Eine Broschüre oder ein Pamphlet, der Einband weiß vor dem vielen verkohlten Papier. Rings um es wurden die Flammen kleiner.

»Wir müssen los.«

»Dann ab mit euch. Geht nur. Haut zusammen ab.«

»Dein Feuer wird ausgehen«, sagte Natsuko, aber Max schüttelte den Kopf und trat wieder sachte gegen die Zeitungen. Er lächelte nicht mehr.

»Das glaube ich nicht. Das brennt noch die ganze Nacht.«

Natsuko telefonierte. Sie horchte mit verkniffenem Gesicht, den Oberkörper über den Tisch gebeugt. Er erkannte Eberhards Stimme, ganz leise und ruhig, und obwohl er nichts verstand, wusste er genau, worum es ging.

Sie saßen in einem Café unter den Kolonnaden des Stadtplatzes. Auf dem Tisch lagen vier Zeitungen, vor jedem zwei, die Seiten fleckig und mit Kaffeetassen, Untertassen, dem Wasserkrug und ihren Sonnenbrillen beschwert.

Es stand nichts für sie drin, und von jetzt an konnte auch nichts mehr drinstehen. Es war Samstag. Es herrschte dichter Verkehr – Leute, die in der Innenstadt arbeiteten und auf den letzten Drücker nach Hause fuhren, um mit ihren Familien Ostern zu feiern. Auf dem Platz selbst war es ruhig, die wenigen Fußgänger hatten es eilig, als läge die Stadt unter Beschuss und als wären öffentliche Plätze gefährlich. Hinter alledem spürte man eine Euphorie, unterdrückt, gehemmt, aber zu stark, um noch lange in Schach gehalten zu werden. Es waren noch zehn Stunden bis Mitternacht. Alles wartete, nur sie beide nicht.

»Nein«, sagte Natsuko ins Telefon.

Dann: »Ich weiß es nicht. *Ich weiß es nicht.*«

Und dann: »Nichts!«

Und dann nichts mehr.

An dem Nachmittag gingen sie durch die Stadt. Natsuko wollte nicht mit ihm reden, hatte sich in sich selbst zurückgezogen, und seine Worte vermochten nichts auszurichten; sie gingen nebeneinander, aber voneinander getrennt durch ihre jämmerlichen Gedanken. Sie wanderten einfach umher, zögernd trottete der eine hinter dem anderen her. Sie hatten kein Ziel, verloren sich in den Seitenstraßen, so gut es ging: als hätten sie sich selbst verlieren können.

In einer Straße gab ihnen eine alte Frau mit grauen Schnurrhaaren zwei Eier und sagte, sie sollten sie morgen essen. In einer anderen waren die Rinnsteine voll buntem Strandgut aus toten Blumen. Beim Krankenhaus ließen Kinder Kracher los, und zwei alte Männer, die in einem Hauseingang saßen und Kartoffeln wuschen, runzelten nachsichtig die Stirn über sie.

Es dunkelte, als sie aus einer Gasse traten und feststellten, dass sie im Kreis gegangen waren. Sie waren wieder auf dem

Stadtplatz. Natsuko hatte wund Füsse, und sie setzten sich an den Brunnen. Sie gab ihm die Eier und zog ihre Schuhe aus.

Als er ihren Namen sagte, schüttelte sie den Kopf, als hätte er ihr eine Frage gestellt. Sie saß da, mit einem Fuß auf dem Schoß, und schaute von ihm weg. Die Lichter gingen allmählich an. In einer der Straßen zeichneten blaue Neonröhren die Umrisse einer Kirche nach.

»Geh mit mir weg«, sagte er, aber sie schüttelte erneut den Kopf und zog sich wieder die Schuhe an.

»Hebst du meins für mich auf?«

»Was?«

»Mein Ei.«

Er schaute auf die Eier hinab. Sie waren ungleichmäßig gefärbt. Rostrot und terrakottafarben, ockergelb und zinnoberrot.

»Du wirst ohne mich wegfahren.«

»Das wäre besser.«

»Wie besser?«

»Besser für dich.«

»Das stimmt nicht. Ich will mit dir zusammen sein.«

»Ich möchte allein sein. Nur heute Nacht.«

»Hab ich was falsch gemacht?«

»Das tut jeder. Das hast du gesagt. Bringst du mich nach Hause?«

Er ging mit ihr zum Kathedralenplatz, wartete, bis sie die Tür aufgeschlossen hatte, ging nach Hause mit dem Gefühl ihres Kusses noch frisch auf dem Mund. Die Straßen belebten sich, bis er das Hotel erreicht hatte. Beim Lärm von Feuerwerkskörpern und Kirchenglocken schlief er ein.

Am Morgen war sie nirgends zu finden.

Als Erstes ging er zu ihrer Wohnung. Als niemand aufmachte, rief er von einer Zelle auf dem Platz ihr Handy an, dann ging er zu Eberhard.

Eleschen machte ihm auf. Sie trug einen Morgenmantel mit dem Emblem seines Hotels. Er fragte sich, wann sie ihn gestohlen hatte. Sie schien überrascht, ihn zu sehen. Ihr Haar war zerzaust, eine Wolke im Licht der Morgensonne.

»Ben?«

»Hab ich dich geweckt?«

»Unsinn, ich war die ganze Nacht auf. Was willst du?«

»Darf ich reinkommen?«

»Sicher, warum nicht?«

Er stieg hinter ihr die Treppe hinauf. »Ist Natsuko hier?«

»Hast du das erwartet? Jason ist da. Eb war auch da, ist aber gerade gegangen. Wir versuchen, etwas Essbares aufzutreiben. Weißt du, dass schon wieder alles zu ist? Nur die Bäckereien haben offen, aber sie verkaufen kein Brot, sondern vermieten nur ihre Backöfen für Lamnbraten ...«

In der Küche lief ein Radio, Popmusik war zu hören, ihre Lustigkeit fehl am Platz in Eberhards Wohnzimmer. Die Fenster waren alle weit geöffnet, und die Vorhänge bauschten sich nach innen.

»Jason! Ben ist da.«

»Was hat er für uns?«

»Nichts.«

»Dann sag ihm, er soll sich verpissen.«

Der Raum kam ihm seltsam ausgehöhlt vor. Erst nach einer kleinen Weile begriff er, dass es an den leeren Regalen lag: Eberhards Bücher waren weg. Auch die anderen Möbel waren von zufälligen Besitztümern gesäubert worden – alles bis auf den Schreibtisch war leer gefegt. Das alte Gepäck aus dem Flur vor der Küche stand aufgereiht an einer Wand.

»Ihr reist also ab«, sagte er, und Eleschen lächelte fröhlich und tat jede Verlegenheit mit einem Achselzucken ab.

»Es ist jammerschade. Sparta wird mir fehlen. Das war der ideale Ort für uns.«

»Wohin geht ihr?«

»Irgendwohin mit viel Sonne, hoffe ich. Ich könnte wirklich ein bisschen Sonne gebrauchen.«

Darf ich mitkommen?

Er dachte es nur: Er sagte es nicht. Das hätte sie ihm schon längst beantworten, schon längst anbieten können, wenn sie das gewollt hätte. Und nur der Schwache in ihm, der mäuschenhafte, hungrige, knochendürre Junge brachte ihn dazu, diese Frage überhaupt stellen zu wollen. Er wäre auch nicht mitgefahren, wenn er gekonnt hätte.

Einer von uns. So hatte Eleschen ihn genannt, an dem Abend, als die Ausgrabung geendet hatte. Aber das war er nicht, war er nie gewesen, würde er nie sein. Eberhard hatte sich in ihm geirrt. Irgendetwas fehlte ihm. Oder ihnen. Dessen war er sich an jenem Abend sicher gewesen, in seinem Zimmer, in der Düsternis, als sie davon gesprochen hatten, noch einmal neu anzufangen, einen neuen Kiron zu finden.

In der Nacht, als er die schlafende Natsuko betrachtete, hatte er gewusst, dass er nicht mit ihnen mitgehen würde. Jetzt erkannte er, dass sie es auch gewusst hatten. Dass sie ihn aufgegeben hatten. Dass er sie enttäuscht hatte.

Ob sie ihm noch trauten?

Er zog einen Vorhang vom Fenster zurück. Unten auf dem Kathedralenplatz jagten fünf Mädchen und ein Junge einander in endlosen Kreisen herum, konzentrisch, exzentrisch. Er hörte, wie Eleschen sich hinter ihm seufzend in einen Sessel sinken ließ.

»Wir haben dich gestern Abend vermisst.«

»Ich wusste nicht, wo ihr hingehen wolltet.«

»Wir waren alle hier.«

»Ich war sowieso müde.«

»Wir hätten zusammen müde sein können. Wir sind doch noch Freunde, oder, Ben?«

Er drehte sich um. Sie saß in dem alten Sessel, den Kopf zurückgelegt und leicht zur Küche hin gedreht. Ihr Morgenmantel war aufgegangen. Ihre Schenkel, ihr Hals und der Mantel selbst, die Falten und Rollen, waren allesamt makellos weiß.

»Du siehst aus wie aus Marmor«, sagte er leise. Ihr Kopf drehte sich ihm zu, aber ihre Augen hatte sie woanders.

»Was?«

»Nichts. Sorry. Natürlich sind wir Freunde.«

»Das ist gut.«

»Ich kann Natsuko nicht finden.«

»Armer Kleiner. Komm her, ich mach heile, heile Segen.«

Etwas Durchsichtiges hüllte seinen Kopf ein. Er ging von den Vorhängen weg, wehrte sie mit einer Hand ab. Sein Knie streifte ein Hindernis – die Seite des Schreibtischs –, Gläser klirrten und klangen, und eine leere Flasche kam ins Torkeln und wäre heruntergefallen, wenn er sie nicht aufgefangen hätte. Zwischen den Gläsern stand eine Schale voller Gefäßscherben. Eleschen lachte.

»Ach, Ben! Von Gardinen besiegt. Was sollen wir bloß mit dir machen?«

Die Scherben waren alt, der rötliche Ton grau und schwarz gefleckt. Scherben aus Therapie, dachte er, und halb und halb brachte es ihn auf, dass in jede ein Zeichen eingeritzt war, in manche ein Kreuz, in andere eine Null. Neben der Schale stand der grün glasierte Krug.

»Wofür sind die?«

»Ein Spiel.«

Er hob den Krug hoch. Auf dem Boden klirrte etwas. Er schaute zu Eleschen und sah, dass ihr Blick auf ihm ruhte.

»Es war eine Abstimmung. Worüber habt ihr abgestimmt?«

»Ich sag doch, es war nur ein Spiel.«

»Hallo, Soldat! Und wo bleibt das Frühstück?«

Er drehte sich gerade noch rechtzeitig um, um den Arm abzuwehren, der sich um seine Schultern legen wollte. Jason war aus der Küche gekommen, eine Zigarette im Mund, die Sonnenbrille ins Haar hochgeschoben. Er hob beide Hände. In der einen hielt er ein Whiskyglas.

»Leck mich, es ist der Stachlige Ben! Wie erfreulich! So hast du mir schon immer besser gefallen. Du solltest mehr trinken. Ein Kater steht dir. Probier das hier, komm, ich weiß nicht, was es ist, aber es wirkt. Sonst ist nichts mehr im Haus. Du kannst etwas da rein haben, wenn du willst.«

Er überließ Jason den Krug. Er schüttelte ihn, murmelte etwas Unverständliches, hielt ihn dann verkehrt herum über die Schale. Tonscherben schepperten über die Schreibtischplatte, fielen herunter und rissen ein Weinglas mit.

Er kniete sich hin und klaubte die am nächsten liegenden Stücke zusammen. »Tollpatsch«, sagte Eleschen, aber Jason lachte.

»Was treibst du denn da, du Trottel? Lass die doch liegen, ist doch eh egal jetzt.«

Er stand auf und ließ die Scherben in die Schale fallen. Außer Glasscherben waren auch drei aus Ton dabei. Jede war mit einem Kreuz markiert. Seine Hände zitterten. Jason schüttete etwas aus seinem Whiskyglas in den Krug und hielt ihn ihm hin. Er grinste, als Ben ihn nahm.

»Na also! Schon besser. Worauf wollen wir trinken?«

Ben zeigte mit dem Krug auf die Schüssel. »Was ist das?«

Jason schaute fragend zu Eleschen, dann wieder zu ihm.

»Habt ihr abgestimmt, wohin ihr jetzt geht?«

»Nicht nötig. Max und Eb bestimmen, wo wir hingehen. Eher athenisch – Scherbengericht. Demokratie alter Schule. Wir wollten es erst auf die spartanische Art machen. Hat aber nur dazu geführt, dass wir uns angeschrien haben.«

»Was war es dann?«, fragte er erneut, aber Jason schüttelte den Kopf. Mit den Augen lächelte er immer noch, als er mit seinem Glas anstieß. »Ist nicht mehr wichtig. Trinken wir auf etwas anderes. Auf Mrs. Mercer. Wie wär das? Auf ihr Wohl. Wenn man es so nennen kann.«

»Was?«

»Du weißt schon. Eb hat uns alles erzählt, als die Stanton gesagt hat, dass du kommst.«

»Was redest du da?«

Jason grinste anzüglich. »Komm schon, bei uns brauchst du dich nicht zu zieren. Wir sind deine Freunde, Ben, wir wissen, was für einer du bist. Schon vergessen? Wir haben dich auf der *Jagd* ...«

»Meiner Frau geht's gut.«

»Was sie nicht unbedingt dir zu verdanken hat.«

Es war still im Zimmer geworden. Er hörte Eleschen atmen. Aus dem Radio in der Küche kamen nur noch atmosphärische Störungen. Auf dem Platz Gelächter.

»Sie hat's natürlich ihrem Kerl gesagt, und der hat's Eb erzählt. Wie heißt er noch? Professor Soundso. Du kennst ihn ja.«

»Ich hab ihr nie was getan.«

»Sehr griechisch, hab ich mir gedacht. Vergewaltigung im klassischen Sinn. Das soll keine Kritik sein. Was du in deinem Ehebett machst, ist allein deine Sache. Aber mir war das so oder so egal. Für mich hast du vielversprechend geklungen. Fies. Hungrig. Stachelig. Genau das haben wir gebraucht, den fiesen, hungrigen, stacheligen Ben ...«

Er hob den Krug. Er krachte auf Jasons Kopf herab und zerbrach mit einem hohlen Geräusch. Der Henkel war noch ganz, ein bauchig gekrümmtes Stück der Wölbung hing noch daran. Er hielt ihn vor sich hin, wie einen Schild oder eine

Waffe, obwohl Jason schon auf den Knien lag, mit den Händen vor dem Gesicht, und fröhlich lachte.

»Das war jetzt aber nicht nett, oder? Das war überhaupt nicht nett. Das hat wehgetan!«

Er kniete sich vor ihn. *Alles in Ordnung?*, setzte er an, doch im selben Moment erblickte er Eleschen.

Sie saß immer noch in dem Sessel. Beobachtete die beiden geduldig, als wären sie Kinder, die man im Auge behalten muss: tolerant, amüsiert wie die alten Männer tags zuvor, die Kartoffelmänner, die den Jungen mit den Krachern zugesehen hatten.

»Das hat richtig wehgetan«, sagte Jason ganz leise, und im nächsten Moment sprang er Ben an und warf ihn nach hinten um. Er war über ihm und redete immer noch, doch Ben verstand nichts, hörte nichts, sah nur, wie sich seine Zähne bewegten. Mit der einen Hand hielt Jason ihn am Schopf gepackt, die andere krachte auf ihn herab. Sie traf ihn immer und immer wieder, anfangs ganz schnell, dann langsamer, jeder Schlag schwer und sicher, wie von einem Handwerker, wie eine Schaufel, die sich in seinen Hals, seine Augen, sein Gesicht grub.

Er erwachte vom Geläut von Ziegenglöckchen. Er lag noch in Eberhards Wohnzimmer auf dem Boden. Er drehte den Kopf zu dem Klang hin. Unter einem Stapel Korbstühle sah er Eleschens Hände und Beine. Der Morgenmantel umspielte ihre Waden. In den Händen hielt sie einen Besen. Die grünen Scherben des Wasserkrugs, die sie an die Wand mit den Packkisten fegte, klinkerten und klingelten. Wie Glöckchen.

Er ließ den Kopf nach hinten sinken. Die Decke des Wohnzimmers war in einem ungleichmäßigen Rosa gestrichen. Terrakotta. Zinnober. Seine Augen waren voller Tränen. Ihre salzige Wärme füllte die Höhlen. Er spürte, wie sie ihm über die Stirn in die Haare liefen. Er griff hinauf, um sie

wegzuwischen, und als er die Hand wieder herunternahm, sah er, dass sie voller Blut war.

Er wachte wieder auf. Etwas stupste ihn am Brustkorb, hartnäckig, wie ein Tier, und er dachte an die Schakale und den Hasen und zuckte zurück.

»Er wird's überleben«, sagte Jason. Seine Stimme klang komisch. Ben versuchte, zu ihm hinaufzuschauen, und merkte, dass er blind war.

Die Musik spielte wieder. Er spürte den Luftzug von den Fenstern, roch Küchengerüche, bratendes Fleisch, Osterlamm. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Er würgte und rollte sich auf die Seite, öffnete den Mund, ließ es über seine Lippen laufen.

Er sah Jasons nackte Füße. Von verkrustetem Blut waren seine Augen zu Schlitzern verengt. Er hob die Hand und versuchte es abzuwischen. Zweifacher Schmerz fuhr ihm in den Kopf, als wäre seine Hand voll scharfer Glasscherben, und er stöhnte und richtete sich mühsam auf.

Sie hatten ihn in die Zimmermitte geschleift. Jason saß auf der Couch, hatte ein Geschirrtuch um den Kopf und hielt sich ein zweites an die Wange. Er beugte sich gerade vor und versuchte, sich eine neue Zigarette anzuzünden. Der Stummel hatte schon rosa Flecken. Schließlich hatte er Erfolg, lehnte sich zurück und sah Ben.

»Nanu, was sieht mein entzündetes Auge? Jedenfalls sehen deine Augen ziemlich entzündet aus. Aber womöglich aus anderen Gründen. Hier.«

Er warf ihm das Geschirrtuch zu. Es klatschte gegen Bens Hals und entfaltete sich feucht. Er zupfte daran, bis es abfiel.

»Eleschen macht gerade Tee. Willst du auch eine Tasse?«

Er schüttelte den Kopf. Die Couch quietschte. Er wich zurück, als Jasons Schatten über ihn fiel.

»Das war nicht nett. Was du getan hast. Schau her, was du mit mir gemacht hast. Ich seh aus wie Lawrence von Scheiß-Arabien. Ich sollte dich umbringen, weißt du.«

»Wo ist Eberhard?«

»Außer Haus.«

Er versuchte sich aufzusetzen. Der Schreibtisch war hinter ihm, und er rutschte hin. Er musste noch etwas anderes fragen, etwas, was er unbedingt wissen musste, aber er brauchte seine ganze Kraft, um sich zurückzulehnen. Die Worte entzogen sich ihm, glitschig wie Aale verschwanden sie im Dunkeln.

»Was ist? Meinst du vielleicht, Eb wird dir helfen? Dass du dich da nicht mal täuschst! Mit dem hast du dich ja nie angelegt. Wenn er hier gewesen wäre, hätte er dich auseinandergenommen. Der hätte dir die Lichter ausgeblasen. Dir den Kopf abgerissen, Kumpel. Aber weißt du was? Ich bin richtig froh, dass du mir eins über den Schädel gezogen hast. Nein, ehrlich. Ich hab das schon von Anfang an tun wollen, seit du wie der verlorene Sohn bei uns aufgetaucht bist...«

Er fand seine Sprache wieder. »Wo ist er?«

»Nicht da. Sag ich doch.«

»Er ist zur Höhle gegangen.«

Die Augen fielen ihm zu. Als er sie wieder aufmachte, schaute Jason immer noch zu ihm herunter, den Kopf auf die Hand gestützt. Sein Lächeln war seltsam.

»Er ist raufgegangen, stimmt's?«

»Und wenn?«

»Darüber habt ihr abgestimmt.«

»Und wenn?«

»Er wird's nicht tun.«

»Er hat sich darum gerissen. Max wär sofort gegangen, aber Eb hat Nein gesagt. Er war fest entschlossen.«

»Jason, das könnt ihr nicht machen.«

»Wir müssen.«

»Du bist kein schlechter Mensch.«

»Wir müssen das zu Ende bringen. Nicht, dass wir es gern tun. Wir hatten es nicht vor. Ich hab ihn sogar gemocht. Die anderen nicht, aber ich fand ihn ganz in Ordnung, in Anbetracht der Verhältnisse. Wir haben immer miteinander geplaudert. Aber leider ist ja alles den Bach runter. Max meint, wir müssen ans nächste Mal denken. Die müssen wissen, dass wir nicht spaßen. Das muss rüberkommen, laut und deutlich. Was soll denn das werden?«

Er versuchte aufzustehen. Eines seiner Augen war angeschwollen, und als er sich an den Schreibtisch lehnen wollte, verschätzte er sich und wäre beinahe hingefallen. Als er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, kam Eleschen und stellte ein Tablett mit drei Teegläsern ab.

»Wisst ihr was? Ich hab grad beim Ausräumen den Zucker im Gefrierfach gefunden. Ist das nicht abartig? Er lebt also doch nicht nur von der Luft. Nimmst du Zucker, Ben?«

Sie sah ihn an, als sei nichts passiert. Seine Stimme klang, als käme sie von einem unsichtbaren, ausnehmend höflichen Fremden.

»Nein, danke. Ich glaube, ich geh jetzt besser nach Hause.«

»Du kannst hier schlafen. Die Bettwäsche ist noch nicht eingepackt. Das Bett ist gemacht.«

Er wandte sich ab. Hinter sich hörte er Jason mit der Zigarette im Mund lachen.

»Psst«, sagte Eleschen leise. »Du solltest ihn aufhalten.«

Ausatmen. Er roch Rauch. »Heute findet er niemanden, der ihm helfen könnte. Außerdem gib't's da nicht mehr viel aufzuhalten«, sagte Jason. »Und bis er da ist, gib't's auch nicht mehr viel zu finden.«

Er ging zur Tür.

Vor dem Hotel musste er sich auf eine Bank setzen. Der Junge mit den angeklatschten Haaren wässerte lustlos die Straßenbäume, doch als er Ben erblickte, ließ er den Schlauch fallen und ging hinein.

Es fuhrn keine Taxis. Er sah eines den Boulevard herunterkommen und rappelte sich auf, um ihm zu winken, aber als es näher kam, sah er, dass es voller Kinder und Kleinkinder, alter Männer und alter Frauen war, die einander auf dem Schoß und auf den Knien saßen, eine ganze Dynastie auf dem Weg von einer Feier zu einer anderen, und der Fahrer machte ein finsternes Gesicht und beschleunigte Richtung Stadtplatz.

Er setzte sich wieder hin, und da kam Kreuzwort aus dem Hotel. Sie hatte einen Schwamm und eine Schüssel, doch als sie ihn sah, stellte sie beides neben ihn auf die Bank und blieb vor ihm stehen, die Arme in die Hüften gestemmt.

»Ich brauche Hilfe.«

»Ich verstehe Sie nicht. Was sagen Sie?«

Er leckte sich die Lippen und versuchte es noch einmal.

»Ich muss nach Therapie.«

»Wohin? Sie müssen ins Krankenhaus, so viel steht fest.«

»Nein, noch nicht. Fahren Sie mich hin?«

»Es ist Ostern. Schlimm genug, dass ich überhaupt arbeiten muss.«

Er zog Geld hervor, zerriss aus Versehen einen Schein.
»Tut mir leid. Auf meinem Zimmer hab ich noch mehr. Wenn's nicht genug ist, können Sie es von meiner Karte abbuchen ...«

»Was ist Ihnen passiert?«

Er schaute zu ihr hoch. Das Licht war hinter ihr und ließ ihr hennagefärbtes Haar aufleuchten wie das von Eleschen.
»Bitte helfen Sie mir.«

Sie breitete die Arme aus. »Spiridon«, rief sie, ohne sich umzudrehen, und Ben sah den Jungen, der untätig auf der Treppe saß. Kreuzwort kramte in ihrer Handtasche und hielt einen Schlüsselbund hoch. Der Junge nahm ihn und rannte davon.

Der Wagen, in dem er dann vorfuhr, war riesig, stinkvornehm und schwarz mit türkisgrünen Polstern. Kreuzwort ließ Spiridon zwei Handtücher aus der Hotelwäscherei holen und hängte sie über den Sitz. »Nicht bluten«, sagte sie trotzdem, als Ben einstieg, und dann: »Sagen Sie mir noch mal, wo Sie so dringend hin müssen?«

»Therapne.«

»Zum Menelaion?«

»Ja«, sagte er, aber sie fuhren bereits, und durch die Beschleunigung wurde sein Kopf gegen die Handtücher gedrückt. Sie waren noch warm. Sie rochen gut, wie frisches Brot. Er dachte an Metamorphosis.

»Sie arbeiten hier«, sagte Kreuzwort nach einer Weile, »mit der Amerikanerin?«

»Ja.«

»Nettes Mädchen.«

»Ja, ist sie.«

»Haben Sie vielleicht was vergessen?«

Er nickte, obwohl sie ihn natürlich gar nicht ansah. »Ja, ich hab tatsächlich da oben was vergessen.«

Dass er geschlafen hatte, merkte er erst, als er wieder aufwachte. Sie fuhren schon bergauf, und der Wagen schaukelte, als Kreuzwort Richtung Therapne abbog. Er sah im Rückspiegel, wie sich ihre Mandelaugen verengten.

»Schöne Ostern.«

»Es tut mir leid«, sagte er, aber es war nur ein Krächzen, und er fragte sich, ob sie ihn verstanden hatte.

»Aha, wieder aufgewacht?«

»Ich zahle für den Wagen.«

»Behalten Sie Ihr Geld. Vor wem laufen Sie davon?«

»Ich laufe nicht davon.«

»Natürlich tun Sie das. Nachher fahren wir ins Krankenhaus. Und dann zur Polizei.«

Sie schaute ihn von der Seite an. Ihre Miene war verständnisvoll, aber unergründlich, wie die eines Kneipenwirts, der nach der Sperrstunde noch ausschenken soll.

»So eine Prügelei! Zu Ostern. Wer war das?«

»Meine Freunde.«

»Schöne Freunde. Also, wir sind da. Was haben Sie vergessen? «

Ein silbernes Auto stand unter den Zypressen.

»Es ist nicht hier.«

»Sie machen Witze, oder?«

»Tut mir leid. Ich musste hier hinauffahren.«

»Sie mussten. Allmächtiger. Und was ist mit mir? Schauen Sie sich das an, hier ist doch nichts. Nur Ruinen. Alles umsonst. Jetzt fahren wir zurück.«

Er öffnete die Tür, als der Wagen schon anfuhr. Kreuzwort drehte sich zu ihm um und zischte: »Wenn Sie jetzt aussteigen, warte ich nicht.«

»Müssen Sie auch nicht. Ich danke Ihnen. Sie wissen gar nicht, was Sie mir für einen Gefallen getan haben. Ich weiß noch nicht einmal, wie Sie heißen.«

Er stieg aus. Das Fenster ging herunter. Kreuzwort sah ihn finster an. »Ich heiße Glykeria.«

»Ich danke Ihnen sehr, Glykeria.«

»Sie sind verrückt. Steigen Sie wieder ein. Wir müssen ins Krankenhaus...«

Er ging los. Noch bis er hinter dem Nordhügel war, hörte er sie rufen. Dann das Motorengeräusch, und schließlich die Stille der Hügel, die gar keine Stille war, sondern ein Meer

von weißem Rauschen und das endlose Schrillen der Zikaden ringsum.

Er stürzte einmal, als er das Geröllfeld überquerte. Der Aufstieg wurde leichter, als er die Bäume erreicht hatte. Der Schmerz war nur in seinem Kopf, und er ließ nach, wenn er schneller ging. Als er bei dem Asphodelos-Feld angekommen war, bewegte er sich schon in einem unbeholfenen Laufschriff. Dann war er im Freien, hatte die Felsen vor sich, und die Sonne schien ihm ins Gesicht.

Er begann zu klettern. Seine Gedanken kehrten immer wieder zu Jason und Eleschen zurück. Er versuchte, nicht mehr an sie zu denken. Zweimal meinte er, eine Gestalt zu sehen, einen dunklen Fleck auf den Hängen, einen oder anderthalb Kilometer weiter oben, doch wenn er wieder hinschaute, war da nichts.

Er kam an die steile Felswand. Als er sie überwunden hatte, blieb er stehen, um wieder zu Atem zu kommen. Er schaute auf seine Uhr. Es war noch nicht einmal eins: Er war nicht lange in Eberhards Wohnung gewesen. Als er seinen Aufstieg fortsetzte, pulsierte etwas in seinem Kopf, und einmal verspürte er einen heftigen Schmerz wie von einem Sonnenstich.

Vor sich sah er die Höhlen. Er war noch hundert Meter von dem Felsblock entfernt, als ihm klar wurde, dass er sich ausruhen musste. Unmittelbar vor ihm wuchs eine Terebinthe. Er ging noch zehn Schritte und setzte sich unter ihre tiefen Äste. Er sah die Höhle, ihre Höhle; der Feigenbaum im Tageslicht staubig grün, der Eingang ein schräg aus ihm emporsteigender schwarz gezackter Spalt; ein negativer Blitz.

Er bekam kaum Luft. Der Baumstamm drückte heiß gegen seinen nassen Rücken. Es roch nach Terpentin. Er senkte den Kopf und spürte, wie das Herzrasen allmählich nachließ. Er schloss die Augen gegen den Schmerz, und als er sie wieder öffnete, lag er auf der Seite, zusammengerollt, so wie Natsuko

in dem Garten neben ihm gelegen hatte, und er schrie auf, weil er wusste, dass er erneut eingeschlafen war.

Er kam mühsam auf die Beine. Als er bei dem Felsen war, bewegte sich der Feigenbaum wie von einem plötzlichen Windstoß. Eine Gestalt kroch darunter hervor. Er rief Eberhards Namen, aber im selben Moment sah er, dass der Mann nicht wie Eberhard aussah.

Es war ein alter Mann. Er war hochgewachsen und gebückt. Sein Gesicht war ihm zugleich fremd und vertraut, länglich und kränklich, die Haut kalkweiß. Er sah aus wie ein Wesen, das noch nie die Sonne gesehen hatte. Über seiner Schulter hing eine dicke Taurolle. Er trug eine volle Umhängetasche und, in einer Scheide am Gürtel, ein Jagdmesser. Er lächelte zu Ben herab, und als Eberhards Name von der Felswand über ihnen widerhallte, nickte er, hob eine Hand zum Gruß und hielt sie sich dann vor den Mund.

Der Feigenbaum bewegte sich immer noch. Die untersten Äste zitterten. Er hörte Kiron's Stimme, noch mit dem Widerhall der Höhle, aber gedämpft durch das Unterholz, grollend, in einer zweifelnden Frage erhoben. Dann hockte sich der alte Mann hin, zog sein Gummigesicht ab und hob etwas vom Boden auf. Als er wieder aufstand, sah Ben, dass es doch Eberhard war, und er hielt ein Gewehr in den Händen.

Er drehte sich um, legte an und drückte ab.

Nach dem Schuss setzte der Chor wieder ein. Das Zirpen der Zikaden, zögernd zuerst, noch horchend, doch lauter nach der plötzlichen Stille. Und auch die Sonne irgendwie lauter, unbarmherziger – ein wuchtiger Paian von Licht, so gewaltsam, dass er taub davon wurde. Das heiße Pochen seines Bluts füllte die glatte Höhlung seines Schädels mit Zittern und Zagen, vertrieb alle Gedanken.

Die Berge hallten wider von vielfältigen Echos. Eberhard knickte das Gewehr. Legte es sich mit dem Schaft über einen Arm, als hätten die beiden Läufe kein Gewicht. Er spähte ins Unterholz und legte den Kopf schräg, als lauschte auch er.

Lächelnd wandte er sich ab und ging auf Ben zu. Und mit ihm, nach ihm, kam und blieb der Geruch von Thymian und Schießpulver.

»So«, sagte er beiläufig und blickte noch einmal zur Höhle zurück.

»Was hast du getan? Um Himmels willen, was hast du getan?«

»Ich habe getan, was getan werden musste. Und jetzt gehörst du uns, Ben. Jetzt bist du einer von uns.«

XVI

Die sorgsame Anwendung von Terror

Er drehte sich um und ging los. Als er zehn Schritte gemacht hatte, rief Eberhard seinen Namen, enttäuscht und friedfertig, und da rannte er Hals über Kopf los.

Er rechnete damit, dass er hier und jetzt sterben würde. Bis ans Ende des Plateaus hörte er Eberhard lachen. Er lachte wie jemand, der sich in einem verdunkelten Zimmer allein eine gute Komödie anschaut: nicht haltlos, sondern krampfhaft und stoßweise, wobei jeder Lacher alsbald wieder in ein begieriges Schweigen mündete. Jedes Mal, wenn es still wurde, wartete er darauf, den Schuss zu hören und die Kugel zu spüren.

Als der Rand des Steilabfalls in Sicht kam, stolperte er blindlings durchs Unterholz, wurde auf dem abschüssigen Gelände immer schneller und hatte, wenn er nicht über die Abbruchkante stürzen wollte, nur noch eine Möglichkeit: Er musste sich vorher fallen lassen.

Er rollte in dichtes Salbeigestrüpp. Von den Felswänden hallte etwas wider, ein trockener Knall. Er schloss die Augen und wartete auf den nächsten, und dann begriff er, dass Eberhard klatschte.

Am Klettereinstieg schaute er zum ersten Mal zurück. Er erwartete, Eberhard immer noch dort stehen zu sehen, doch Sauer war in die Hocke gegangen und sah ihm gar nicht mehr

nach, sondern machte sich an irgendetwas am Boden zu schaffen. Schultern und Arme bewegten sich wie bei jemandem, der sich die Hände wäscht.

Anfangs kletterte er stetig hinab, konzentrierte sich so, dass er alles andere vergaß. Dann fiel ihm Eberhard wieder ein, und der Drang, erneut zurückzuschauen, wurde so stark, dass er einen Griff verfehlte und um ein Haar abgestürzt wäre. Als er die Bäume erreichte, sah er, aus dem Augenwinkel, doch völlig klar, einen alten Mann mit einem langen weißen Kopf, der lautlos den Berg herab auf ihn zugekrochen kam, und schaute entsetzt zurück; aber es war nur ein Raubvogel, ein großes schwarzes Tier mit weißem Hals, der zwischen ihm und den Höhlen seine Kreise zog.

Als er bei der Ausgrabung anlangte, keuchte er, dass es ihm schier die Brust sprengte. Der silberne Wagen stand noch da. Die Türen waren abgeschlossen. Er suchte sich unter den Zypressen einen dünnen Ast und kroch damit in den Schatten des Autos. Das dicke Ende des Astes war scharf, und er stach damit auf einen Reifen ein, hatte aber nicht genug Kraft dafür. In hoffnungsloser Wut schlug er die Windschutzscheibe ein, ließ den Ast in dem Loch stecken und schaute sich noch einmal um, während er den Weg nach unten einschlug.

Er erreichte die Straße am Fluss und trottete nordwärts. Er roch noch immer die Berge in seinen Kleidern. Terebinthe und Thymian. Nur das Schießpulver dachte er sich dazu.

Die Straße war anfangs so ausgestorben, dass er zu träumen glaubte, als er den Motor hörte. Fast zu spät erkannte er, dass es von hinten kam, als das Geräusch von den Eukalypten am Fluss reflektiert wurde, und drehte sich erschrocken um.

Es war ein Traktor. Er streckte die Hand aus. Ein vierschrötiger Mann mit einer flachen Mütze und in Hemdsärmeln saß auf dem Traktor, der einen Pritschenanhänger zog.

Er überholte Ben ganz langsam, nickte, ohne ihn anzuschauen, würdevoll wie ein Reiter, und fuhr unerschütterlich weiter.

Er ließ seine Hand sinken und ging weiter. Der Straßenrand war überwuchert. Seine Füße bewegten sich durch die vertrockneten Frühlingsblumen. Der Traktor schien schon weit weg, als der Fahrer herunterschaltete, doch als er den Kopf hob, sah er, dass er ein paar Meter vor ihm rechts heranfuhr.

Der Mann schaute auf ihn herab. Nichts in seiner Miene verriet Erstaunen über Bens ruiniertes Gesicht.

»Frohe Ostern.«

»Frohe Ostern«, sagte er; seine Stimme pfiff und sang, als wäre sein Brustkorb ein Käfig voller Vögel.

»Ich fahre nur bis Afision.«

Er kletterte schweigend auf den Anhänger. Der Mann bedeutete ihm, er solle sich festhalten, und schaute wieder nach vorn, während Ben sich auf den Rücken legte. Das Metall der Pritsche war glühend heiß. Der Fahrer legte den Gang ein, und der Motor heulte auf.

Der Himmel bewegte sich unendlich langsam über ihm. Er sah den Hinterkopf des Fahrers. Sein Haar kam weiß wie Wolle unter seiner Mütze hervor. Als sie an dem Bildstock vorbeifuhren, nahm er die Mütze ab, bekreuzigte sich und setzte die Mütze wieder auf.

Ein Fahrzeug näherte sich ihnen von hinten. Er schloss die Augen, als es überholte. Als er es endlich schaffte, sich aufzusetzen, war das Auto schon weit vor ihnen, so fern, dass er nicht genau erkennen konnte, ob es silbern war; aber er war sich fast sicher. Sauer, mit hoher Geschwindigkeit unterwegs nach Sparta.

Er legte sich wieder hin. Er schauderte, aber nicht vor Kälte, und der Motor lullte ihn ein. Als er die Augen wieder aufschlug, drehte sich über ihm der Himmel. Sie hatten endlich

das Dorf erreicht und fuhren die Straße hinauf. Er blieb liegen, bis der Traktor hielt.

Sie standen vor der Taverne, in der sie am Morgen nach der Jagd zu sechst gefeiert hatten. Die Türen waren mit Läden verschlossen. Der Fahrer saß da und wartete, ohne zu ihm zurückzuschauen.

Er stieg herunter und ging zum Fahrer vor. Der Motor lief noch, ein lautes Geräusch in der engen Straße. Der Fahrer beugte sich hinunter und brachte eine Flasche Wasser zum Vorschein.

»Heißer Tag, um zu Fuß zu gehen«, sagte er, den Motorenlärm übertönend, und Ben nahm das Wasser entgegen. Er trank und bespritzte sich dabei das Hemd. Er wischte sich das Gesicht ab und wollte die Flasche zurückgeben. Der Mann schüttelte den Kopf.

»Danke. Ich hatte nicht vor, zu Fuß zu gehen.«

»Verstehe.«

»Ich brauche Hilfe«, sagte er, aber seine Stimme war zu leise, und der Mann sah ihn schon nicht mehr an, sondern schaute die Straße hinauf wie ein Pferd, das den heimatlichen Stall riecht. Der Traktor setzte sich zitternd in Bewegung.

»Danke«, sagte Ben noch einmal, aber der Motor war zu laut, und der Mann schaute nicht mehr zurück.

Seine Beine waren steif geworden; seine Knie fühlten sich weich und schwammig an. Er brauchte eine Ewigkeit bis hinunter zur Brücke. Gleich dahinter war ein Telefon, an der Landstraße, wo keine Laternen standen. Er hatte Geld in der Tasche, aber die Münzen fielen ihm durch die Finger, als er sie herausholte, und die Scheine flatterten in Richtung der Zigeunerruinen davon. Er stellte die Wasserflasche ab und klaubte die Münzen aus dem Staub.

Er richtete sich auf, warf eine Münze ein, wühlte. Natsuko meldete sich beim ersten Klingeln.

»Ich bin's.«

»Was ist passiert?«

»Wo warst du? Ich hab dich gesucht. Ich konnte dich nirgends finden ...«

»Aber jetzt bin ich hier. Ben, was ist los?«

»Kiron ist tot.«

»Hast du's gesehen?«

Sie flüsterte etwas in ihrer eigenen Sprache und fing an zu weinen. Er lehnte sich in den Schatten der Telefonhaube, schloss die Augen und wartete auf sie.

»Ben, es tut mir ja so leid. Was sollen wir bloß machen?«

»Wegfahren, alle beide.«

»Jetzt?«

»Ich brauche dich.«

»Wo bist du?«

»Bei der Brücke. An dem Telefon.«

Pause. Flüsterstimmen in der Leitung. Die Geister toter Gespräche.

»Natsuko?«

»Ich komme. Es dauert ein bisschen. Ich muss ein paar Sachen wegbringen, zu ...«

»Beeil dich.«

Er hängte ein und setzte sich. Die Straße war sehr ruhig. Die Flasche stand neben ihm auf dem Pflaster. Er hatte sie ausgetrunken und war fast wieder eingenickt, als das Fließheck-Auto vor ihm hielt. Er hob den Kopf, als sie um den Wagen herumkam, und natürlich fing sie wieder an zu weinen. Sie jammerte laut und küsste ihn auf Augen und Wangen, ganz sacht, Schmetterlingsküsse, und half ihm ins Auto.

Sie fuhren nach Norden. Er sah Sparta im Rückspiegel, als es bergauf ging. Die Straßen wurden kleiner. Die Häuser waren weiß wie Salz.

»Was haben sie mit dir gemacht?«

»Ist doch egal.«

»Die haben dich *geschlagen*. Keiner hat mir gesagt ...«

»Ich hab's verdient. Genau wie wir alle.«

Ihre Augen richteten sich seitwärts auf ihn, dunkel und animalisch. Er schlug die Hände vors Gesicht. »Das meine ich nicht. Ich meine nicht dich. Hör mir zu ...«

»Psst.«

Sie tastete nach ihm, vorsichtig. Ihre Hand lag auf seinem Nacken, in seinen Haaren, wie die von Jason, und er schauderte bei der Berührung.

»Jetzt ist alles gut.«

»Wirklich?«

»Ja. Wir fahren weg. Wir fahren jetzt zusammen weg.«

Sie nahm seine Hand in ihre, hielt sie fest. Sie waren schon fast an den Bergen. Die Straße war immer noch leer, gespenstisch wie eine englische Autobahn am Heiligen Abend. Ein einzelnes Auto näherte sich ihnen langsam von hinten, und er beobachtete es, bis es überholte, weiß und anonym. Auf dem Rücksitz stapelte sich Natsukos Gepäck – ein Koffer, eine himmelblaue Sporttasche und eine HellaSpar-Plastiktüte, vollgestopft mit T-Shirts, Zahnbürste, Haarbürste und Jeans.

Er schaute Natsuko an. Sie weinte nicht mehr, aber ihre Miene war immer noch aufgewühlt. Ihr Blick tanzte nervös über die Straße vor ihnen. Sie war so still, als hielte sie den Atem an. Als er leise ihren Namen sagte, zuckte sie zusammen.

»Was?«

»Wo fahren wir hin?«

»Wohin möchtest du?«

»Ich weiß nicht, hab nicht drüber nachgedacht. Einfach ... irgendwo anders hin.«

»Nach Athen.«

»Okay.«

»Dann können wir zusammen wohin fliegen.«

»Okay.«

Sie redeten schnell und so leise, dass es ihm vorkam, als seien sie ein einziger, laut denkender Verstand.

»Allerdings ist es ziemlich weit.«

»Aber nicht heute.«

»Nein, heute wird es nicht so lange dauern. Heute fährt niemand irgendwohin, oder?«

»Alle sind dort, wo sie sein möchten.«

»Bis auf uns«, sagte er, und sie nickte.

»Aber wenigstens bewegen wir uns noch.«

Sie ließen die Ebene hinter sich. Die Berge ragten vor ihnen auf wie große Tore. Das Flirren der Baumschatten. Ziegen-glöckchen. Der Geruch von Thymian. Verschneite Gipfel, die in den Wolken schwebten.

Die Straße wie ein geisterhaftes Band. Tripolis in der Sonne schimmernd. Eine Kavalkade von Kindern, die auf Kindern ritten, die Feuerwerkskörper warfen. Luftblasen von Musik, durch die sie schwebten, als wären auch sie Geister.

Der Geruch von Fleisch, der ihn in jedem Ort aus tiefen Schlafgefiliden holte. Nachmittagslicht auf Natsukos Gesicht. Sonne, die ihre Wangen durch die Platanen auf Dorfplätzen tüpfelte. Die Schatten ihrer Wimpern.

»Du siehst aus wie ein in Erfüllung gegangener Traum.«

»Bist du wach?«

»Ich denke schon.«

»Dann kann ich kein Traum sein.«

Korinth, der Kanal, der sich unter ihnen auftat wie die Falltür eines Henkers. Lammfleisch, unter Markisen röstend, vor einer Kapelle in den Olivenhainen. Judas, zu schwarzen Klumpen und Knoten verbrannt an einem schwarzen Galgen neben der Straße.

»Eb hat ihn aus der Höhle geholt. Warum? Er hätte ihn in der Höhle erschießen können.«

»Da wäre er schwer rauszuholen gewesen.«

»Warum müsste man ihn rausholen?«

»Ich weiß nicht.«

»Wenigstens können wir es jemandem sagen, in Athen. Wir können alles sagen.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Sie sind immer noch unsere Freunde.«

»Meine Freunde waren sie nie. Sie werden sich denken können, dass wir das vorhaben. Sie werden uns aufhalten wollen. Was, wenn sie uns verfolgen?«

Attika, das griechische Kernland, durch Fabriken verunstaltet. Die Berge und das Meer. Die blauen Schlachtfelder von Salamis. Und dann Athen vor ihnen, der Parthenon, der sich in der Abendsonne blutrot färbte.

Sie fuhren schweigend durch die Straßen. Das Auto stank nach ihrer Angst und ihrer Flucht.

Die Stadt war unnatürlich ruhig, durch Ostern entvölkert. Erst am Syntagma-Platz waren Menschen zu sehen, die Hotelcafés und die Straßen unter den Bäumen waren nach wie vor voller Touristen und junger Leute, über ihnen die viereckige Fassade des Parlamentsgebäudes, der Platz selbst von lauter Musik erfüllt und strahlend hell von grellen Lichtquellen jeder Art.

Sie hielten vor dem Hotel Grande Bretagne mit seinen Reihen beleuchteter, palastartig hoher Fenster. Unter grünen Markisen dinierten gut gekleidete Leute, Kellner liefen zwischen den Tischen hin und her.

»Warum hältst du an?«

Sie strich sich die Haarsträhnen aus dem Gesicht. Obwohl sie stundenlang gefahren war, hatte sich ihre Miene nicht verändert – sie verriet nach wie vor dieselbe Nervosität.

»Ben ...«

»Ja?«

»Was ich dir noch nicht gesagt habe ...«

»Ja, was denn?«

»Ich wollte nicht, dass du wütend wirst. Bitte tu's auch jetzt nicht. Da ist noch eine Sache, die ich erledigen muss.«

»Eine Sache?«

»Für die anderen. Etwas für sie.«

»Nein.«

»Es ist ganz einfach.«

»Ich habe Nein gesagt!«

Eine Zeit lang sagte sie nichts mehr. In der Stille wuchsen seine Panik und seine Wut, bis er daran zu ersticken fürchtete. Sie hatte sich auf dem Sitz zurückgelehnt und schaute zerstreut zu den vielen Menschen hinaus, ohne etwas zu sehen.

»Mit denen sind wir fertig. Natsuko. Liebes. Wir sind fertig mit denen. Jetzt gibt's nur noch uns beide.«

Sie schüttelte den Kopf, immer noch ohne ihn anzusehen, und auf einmal begriff er.

»Sie wissen, dass wir hier sind. Sie haben gewusst, wo wir hinfahren. Deshalb hast du gewusst, dass sie uns nicht verfolgen würden. Ist es so?«

»Ja.«

»Haben sie dir gesagt, du musst mich hierher bringen?«

»Ben ...«

»Auf wessen Seite stehst du eigentlich?«

»Auf deiner.«

»Sieh mich an!«

Sie schaute todunglücklich. »Ich kann nichts dafür. Sie waren da, als du angerufen hast.«

»Wo?«

»Bei Eberhard.«

»Warum hast du mir das nicht gesagt? War er auch da? Eberhard? Der lässt uns nie gehen. Du weißt nicht, wie er ist, du hast ihn nicht gesehen, vor der Höhle... o Gott, nein. Warum hast du's nicht gesagt?«

Er schrie auf sie ein, wollte sie überreden. Wozu? Die Vergangenheit ungeschehen zu machen. Ihre Augen wirkten riesig im dunklen Inneren des Autos.

»Ich hab's ihnen versprochen.«

»Was?«

»Es ist nur noch eine einzige Sache. Nur eine. Wir dürfen niemandem etwas sagen, und wir müssen etwas hier zurücklassen. Eine Nachricht an die Behörden. Dann lassen sie uns gehen! Ben?«

Sein Kopf begann wehzutun, der Schmerz kehrte Schlag um Schlag zurück. Es war stickig in dem Auto. Er ließ das Fenster herunter und beugte sich in die Nachtluft hinaus.

»Lass es mich tun. Dann können wir weg, Ben. Wir können zusammen weggehen!«

Zwei Männer gingen vorbei, jung und geschleckt; ihr blaßes Lächeln verging ihnen, als sie ihn sahen und gleich wieder wegschauten. Sein Gesicht war schweißnass. Der Abend war in der Großstadt viel wärmer als in Sparta. Er roch sich immer noch, aber auch etwas anderes, viel Besseres. Orangen, das war es. Orangenbäume, die im Dunkeln atmeten.

»Bitte!«

»Die werden uns nie gehen lassen.«

»Sie haben es aber versprochen.«

»Und du hast ihnen geglaubt?«

»Dann gehen wir eben ganz woandershin. Irgendwohin, wo sie uns nicht finden.«

»Nämlich wohin?«

»Irgendwohin«, sagte sie. »Wir können neu anfangen.«

»Und du versprichst, dass mit dem hier dann Schluss ist?«

»Ich versprech's.«

»Und dann fahren wir weg«, sagte er, und als sie es wiederholte: »Sag mir, was ich tun muss.«

Er hörte das Lächeln in ihrem Seufzer und drehte sich wieder zu ihr um, als ihre Arme sich um ihn schlangen.

»Vielen, vielen Dank!«

»Du musst mir nicht... Ich will nicht drüber reden. Sag mir nur einfach, was es ist.«

Sie nickte und ließ ihn los. Sie löste ihren Sicherheitsgurt, mit hastigen Bewegungen, ihre Stimme nach wie vor sanft. »Hast du dein Handy?«

»Ich hab gar nichts.«

»Dann muss ich dir meins geben, und ich such mir eine Zelle. Ich geh als Erste. Um mich zu überzeugen, dass es nicht gefährlich ist. Wenn ich dich anrufe, bringst du die Nachricht. Die Behörden werden sie rasch finden, hier. Dann können wir weg. Du siehst so besorgt aus.«

»Ich bin's auch!«

»Mach dir keine Sorgen. Vertrau mir.«

Sie öffnete die Tür und stieg aus. Er schaute nach hinten. Auf dem Rücksitz lagen ihre Gepäckstücke. Das einzige Licht, das hereinfiel, kam von den Laternen auf dem Platz. Die HellaSpar-Tüte war umgekippt, der Inhalt in den Fußraum gefallen.

»Wo ist sie? Die Nachricht?«

»Das sag ich dir, wenn ich anrufe.«

»Natsuko, warte, lass mich als Ersten gehen«, sagte er, und sie beugte sich lächelnd herab und streichelte ihm die Wange.

»Ich kann das besser. Du siehst zu sehr nach einem bösen Mann aus.«

Er hob die Hand, um sie festzuhalten. »Das hatte ich vergessen.«

»Dummchen. Vergiss mich nicht.«

Sie küsste ihn und lief los. Sie schlängelte sich gewandt durchs Gewühl und zwischen den Bäumen hindurch, zur Mitte des Platzes hin. Gerade als er dachte, er hätte sie aus den Augen verloren, blieb sie stehen und schaute zurück. Sein Blick war getrübt. Dadurch wirkte ihr Gesicht weiß vor Elend. Sie hob die Hand und war verschwunden.

Er brauchte mehr Luft. Er zog den Schlüssel ab, öffnete die Tür und stieg aus. Natsukos Handy war schon glitschig vom Schweiß in seiner Hand.

Er wartete. Er hörte das Plätschern von Brunnen, ein leiser, gleichmäßiger Hintergrund für die schrillen, disharmonischen Klänge auf dem Platz. Unter den Bäumen hatten die geschniegelten jungen Männer eine Gruppe von Freunden gefunden – oder von Leuten, die für diesen Abend ihre Freunde sein sollten. Sie tanzten im Licht einer Laterne mit vier Lampen. Im Zwielficht verwandelten sie sich in groteske Bacchanten.

Er lehnte sich mit dem Rücken an das Auto. Am Straßenrand verkauften mehrere schwarze Männer auf weißen Tüchern ausgelegte Handtaschen. Ihre Mienen waren ausdruckslos. Ein Polizeiauto fuhr vorbei, langsam wie ein Freier auf dem Straßenstrich. Ein Mann und eine Frau in Unisex-Hemden versuchten, gleichzeitig in ein öffentliches Telefon zu sprechen, umringt von kleinen Kindern, die müde auf Koffern hockten. Eines von ihnen, ein Mädchen, nickte ein, die Hand gekrümmt im Haar.

Wie Ness, dachte er. Wie meine Tochter; aber der Gedanke kam ihm unehrlich vor; oder unverdient. Er konnte sich ihr Gesicht nicht mehr vorstellen. Es war, als hätte er dieser Welt den Rücken gekehrt, sie – mit ihren besten und ihren schlech-

testen Eigenschaften – gegen den Ort eingetauscht, an dem er sich jetzt befand.

Er checkte das Handy. Keine Nachrichten. Er machte sich allmählich Sorgen, dass er den Anruf verpasst hatte. Er sah die Uhrzeit, aber sie bedeutete ihm nichts. Er wusste nicht, wie lange Natsuko schon fort war, nur, dass es ihm schon zu lange vorkam.

Sie war das Einzige, was ihm geblieben war, das wurde ihm klar. Er hatte auf mehr gehofft, auf die Liebe der anderen, aber wenigstens hatte er Natsuko noch. Das war doch etwas. Vielleicht würde es genug sein. Sie konnten nicht mehr nach Hause zurück, aber sie konnten neu anfangen, wie sie gesagt hatte. Damit konnte er leben. Er konnte trotzdem noch glücklich werden, wenn sie glücklich mit ihm wäre...

Wo war sie? Er schaute wieder nach der Zeit. Es irritierte ihn, dass sie immer noch weg war. Er merkte, dass seine Hände zitterten. Nagende Stimmen meldeten sich, seine eigene, die von Natsuko und die der anderen, sie vermengten sich in seiner Erinnerung, als kämen sie alle aus ein und demselben Mund.

Du wirst ohne mich wegfahren.

Das wäre besser.

Wie besser?

Besser für dich. Wir müssen die Nachricht überbringen.

Hab ich was falsch gemacht?

Das tut jeder. Das hast du gesagt. Was willst du?

Einer von euch sein.

Dann wirst du es sein. Du gehörst zu uns, Ben. Jetzt bist du einer von uns.

Eine Art Übelkeit oder Lähmung breitete sich in seinen Gliedern aus. Mühsam drehte er sich um und schaute in das Auto. Er sah darin nur die dunkle Masse der Gepäckstücke.

Er setzte sich wieder ins Auto. Ein Laster fuhr vorbei, aus dem Gelächter drang. Anscheinend drehte er jetzt durch, er hatte schon im Wachen Albträume. Natsuko würde ihn nicht verlassen. Sie würden zusammen wegfahren; das hatte sie gesagt. Sie hatte es gesagt. Und eine Nachricht war schließlich nur eine Nachricht.

Um sich zu beruhigen, stellte er sie sich vor. Eine Liste der Dinge, die er an Natsuko liebte; genauso eine hatte er einmal von Emine aufgestellt. Ihre leicht unregelmäßigen Schneidezähne. Die Pockennarbe an ihrer Schläfe, dicht vor dem Ohr: Sie war ihm nur aufgefallen, weil ihre Haut ansonsten so makellos war. Ihr morgendliches Schwimmtraining. Das rasche Luftholen, das er manchmal gehört hatte, wenn sie zwischen zwei metronomisch zurückgelegten Bahnen wendete. Ihre mühelose, unerschöpfliche Kraft.

Vor dem Hotel rief eine Frau etwas, und er schaute hin, aber es war nur eine Touristin, eine Japanerin, die einem Fremden mit einer Kamera etwas durch Gesten verdeutlichen wollte.

Das Polizeiauto fuhr erneut vorbei, als das Handy in seiner Hand klingelte.

»Hallo?«

»Ich bin's.«

Sie flüsterte, ihre Samtstimme durch die Erregung aufgebraut. Er hörte das Rauschen eines Brunnens. Musik, ganz in der Nähe. Das Flattern vieler Schwingen. Er schaute nach oben. Vögel kreisten über den Bäumen.

»Alles in Ordnung bei dir?«

»Ja. Du kannst die Tasche jetzt bringen.«

»Welche denn?«

»Die blaue.«

»Die Sporttasche?«

»Ja.«

»Wo bist du?«

»In der Mitte vom Platz. An einem Brunnen. Hier sitzt ein Mann, der Gitarre spielt. Er wird die Tasche sehen. Wir stellen sie hinter ihm ab.«

»Und wenn er es niemandem sagt?«

»Das wird er schon tun. Sie wird ihm Angst machen. Ben?«

»Ja?«

»Schau nicht hinein.«

»Warum nicht?«

»Versprich's mir.«

»Okay.«

»Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch«, sagte er, doch die Verbindung war schon gekappt.

Er lehnte sich auf dem Sitz zurück. Sein Hinterkopf pochte, als wartete dort jemand im Dunkeln. Als säße dort eine Gestalt, die ihn anstarrte.

Schau nicht hinein.

Versprich's mir.

Müde drehte er sich um und griff nach der Sporttasche. Sie war schwer und unförmig, und er musste ziehen und zerren, um sie zwischen den Sitzen hindurch nach vorn zu bekommen.

Eine lange Zeit saß er nur da, die Tasche auf dem Schoß, die Hand auf der Tasche. Fünf Minuten vergingen, sechs, dann zog er langsam den Reißverschluss auf.

Es war nichts darin, was nach einer Nachricht aussah. Es war überhaupt nichts darin außer einer Tuppereschüssel. Sie war übergroß, die größte von denen, die sie in dem Labor verwendet hatten. Es war etwas darin. Was, war nicht zu erkennen. Eine undefinierbare runde Masse.

Er dachte an das Labor. Natsukos Gesicht, als sie sich ihm zuwandte, angstvoll, aber tapfer. Selbstgerecht trotzig, wie eine Katze, die man mit einem totgebissenen Beutetier erwischt hat. Und lächelnd, die Augen zu Halbmonden verengt. Ihn arglos beobachtend.

Natsuko ist furchtlos, sie stellt sogar Max in den Schatten. Ich vermute, sie wäre draufgängerischer als jeder andere von uns, wenn es hart auf hart käme.

Er zog langsam den Deckel von der Tuppereschüssel ab.

Etwas dunkel Eingewickeltes. Blutiges Zeitungspapier. Aus irgendeinem Grund dachte er an Foyt, den Dreckskerl, den Dieb in der Nacht. Aber Foyt war kein Dieb, und das Ding in dem Zeitungspapier hatte nichts mit ihm zu tun. Es erinnerte ihn nur an das Hähnchen, das besondere Gericht, das Emine einmal für ihn zubereitet hatte.

Er ist ein mieser, eingebildeter alter Gockel.

Oh, der Anblick dieser Krallen hatte ihm gar nicht gefallen; aber das Fleisch war so gut gewesen, dass es ihm die Sprache verschlagen hatte.

Er stöhnte. Er war wirklich dabei, den Verstand zu verlieren, oder? Das Ding auf seinem Schoß hatte keinerlei Ähnlichkeit mit dem Gockel. Sein Verstand suchte nach Ausflüchten, wollte an alles denken, nur nicht an dieses Ding, das so viel blutiger war als das Hähnchen, und schwerer, schwer wie ein Kantharos. Es hatte weniger Fleisch. Mehr Knochen.

Ein Schauer überlief ihn. Er schloss die Augen. Seine geistige Gesundheit war immer schon zart gewesen, prekär wie die Oberflächenspannung von Wasser. Er konnte sich kaum dazu überwinden, noch einmal hinzuschauen, um sich darüber klar zu werden, was er da in Händen hielt.

Das eingewickelte Gesicht schaute zu ihm auf. Er sah Ki-rons Augenhöhlen.

»Natsuko«, sagte er, »ach, Natsuko.« Aber er hatte angefangen zu weinen, und seine Zähne klapperten, verstümmelten den Namen, zermanschten ihn.

Er stieß den Kopf von sich weg. Seine Füße verfangen sich in den Gurten der Tasche. Er stolperte auf die Straße hinaus, strauchelte vorwärts und erbrach sich in den Rinnstein. Das Handy klingelte, seine Geliebte rief ihn an.

Und jetzt? Jetzt lief er wieder davon. War immer noch ein Feigling, immer noch auf allen vieren. Wie albern, dachte er. Wie erbärmlich ich bin!

Er hörte Applaus – war Eberhard in der Nähe? –, und dann verlor sich das Geräusch im Crescendo einer Autohupe. Scheinwerfer blendeten ihn und schwenkten vorbei. Er kroch weiter, seitwärts, wie ein angefahrener Hund. Er schaute zu all den Leuten auf, die seine Blicke erwiderten.

Geht weg von mir, wollte er sagen, aber das Einzige, was er hervorbrachte, war Natsukos Name. Und trotzdem schien es, als sei ihr Name genug, denn die Menge der Flaneure teilte sich, ihre menschlichen Bestandteile wichen vor ihm zurück.

Er kam auf die Füße. Fremde bewegten sich weiter um ihn herum, in gebührendem Abstand.

Er konnte immer noch etwas für sie tun. Er kam zu Atem und begann zu sprechen. Er sagte ihnen, was hier passierte, sagte ihnen alles, was er zu sagen hatte, alles, was er wusste, er hatte keine Geheimnisse mehr, vor niemandem.

Niemand hörte ihm zu. In seiner Verzweiflung biss er die Zähne zusammen. Er hatte nicht die Zeit, sie zu überzeugen. Gleich würde Natsuko kommen, um ihn zu holen. Der Gedanke entsetzte ihn.

Da stand das Auto, die Türen noch immer weit geöffnet, wie Arme. Er bewegte sich langsam davon weg. Die Leute kamen von allen Seiten näher, aber niemand ging mit ihm mit. Er war unter ihnen, aber allein zwischen ihnen.

Wohin ging er? Wohin konnte er gehen?

Er würde von ihnen allen weggehen. Natsuko hatte er bereits verlassen, nicht wahr? Und war sie nicht die Letzte? Nichts anderes würde so schwer sein. Besser, allein zu sein. Dann würde er keinem mehr wehtun, es würde keine Rolle spielen, welche Gewalt er mitbrachte, und irgendwo, eines Tages, würde er einen Platz zum Ausruhen finden. Irgendwo würde es noch einen Platz für ihn geben, irgendeinen dunklen, unverhofften Ort.

Die Menge begann sich zu lichten. In der Ferne heulten Sirenen, aber er kam in ruhigere Straßen. Die Einsamkeit in der Menge wich einer tieferen Einsamkeit. Er bog in eine schmale Gasse ein, senkte den Kopf, schaute auf seine trotenden Füße. Sein Herz kam allmählich zur Ruhe.

Und wie er so lief, ging ihm auf, dass er sogar sich selbst hinter sich ließ. Er spürte seine Extremitäten nicht mehr, nur noch sein Blut, den Schlag seines Herzens.

Es war, als sei er so weit gelaufen, und so schnell, dass er sich selbst entkommen war. Früher einmal hatte er das für unmöglich gehalten. Er ließ seinen Körper in seinem Kielwasser zurück. Oder nein, das stimmte nicht ganz. Es war, als schaute er auf einen Körper hinunter, während dieser ihn verließ.

Das war es. Und es war recht so.

Er ging weiter. Allein.

Danksagung

Victoria Hobbs, Julian Loose, Jean Vaché, Caroline Hill, Amelia Hill, Stephen Page, Rachel Alexander, Zoe Pagnamenta, Walter Donohue, ASB, Bomi Odunade, Catherine Argand, Chris und Jen Hamilton-Emery, Denise Johnstone-Burt, Sam Edenborough, XB, Pip Pank, Anthony Thwaite, Professor Mary Beard, Cricklewood im Allgemeinen und die Company of the Luckless.

Baronessa Beatrice Monti della Corte für Bruce Chatwins Turm.

Drue Heinz für ein Gespräch am Comer See.

Eton College, Newnham College und Royal Literary Fund.

Professor Richard Jenkyns für gute Ratschläge über Harfen und Götter.

Terry Buckley. Es ist alles deine Schuld, weißt du.

Hannah, immer.